

## Im Taubergrund

Von Karl-Josef Müller, Mosbad

Ein Gang durch das Tauberland ist ein Gang durch die deutsche Geschichte. Würzburg und Mainz hatten einst hier Besitz. In seinem Raum lagen reichsritterschaftliche Dörfer, Reichsstädte, Grafschaften und Abteien. Die wichtigsten Kulturmittelpunkte Wertheim, Mergentheim und Rothenburg sind heute noch von Bedeutung. Wertheim mit seinen Gerber-, Seiler-, Schiffer- und Fischerzünften war Sitz souveräner Fürsten, Mergentheim Sitz der Deutschordensherren, und Rothenburg war Freie Reichsstadt. Diese Orte waren zugleich Gebietshauptstädte. Der Bürgerstolz, der in diesen Städten wohnte, spricht heute noch lebhaft aus Kirchen, Rat- und Bürgerhäusern, Brücken und Brunnen. Ich erwähne hier besonders auch das von Zisterziensermönchen gegründete Kloster Bronnbach, die Liobostadt Tauberbischofsheim, den Eisenbahnknotenpunkt Lauda, den Markt flecken Königshofen und die ehemals Hohenlohesche Residenz Weikersheim.

Geologisch durchfließt die Tauber in ihrem 120 Kilometer langen Lauf drei verschiedene Gebiete: zunächst das braune Keuperland, im Mittellauf den hellen Muschelkalk und im Unterlauf den rot leuchtenden Buntsandstein. Sie entspringt an der Frankenhöhe unterhalb Rothenburg und mündet bei Wertheim als linker Nebenfluß des Mains. Die geologische Grundlage wirkt sich auch im Gesamtcharakter der einzelnen Gebiete aus.

Noch vor hundert und mehr Jahren war das Taubertal nicht nur ein bedeutendes

Weinbaugebiet Badens, sondern auch eines der berühmtesten in Deutschland überhaupt. Fast auf jeder Gemarkung erinnert der Flurname „Wingert“ an ehemalige Weinberge. Davon künden auch die zahlreichen „Träubelesbilder“ an Straßen, in Dörfern und auf freiem Feld. „Träubelesbilder“ sind fromme alte Bildstöcke, deren Säulen von Weinlaub und Trauben, in Stein gehauen und zumeist bemalt, umwunden sind. Besonders zahlreich und schön sind sie in der Gegend von Königheim, Tauberbischofsheim, Dittigheim, Distelhausen, Gerlachsheim und Weikerstetten, gerade in der Gegend, in der der Weinbau zum Teil noch betrieben wird. In Tauberbischofsheim steht das einstige Zunfthaus der „Häcker“. So nannten sie die einstigen fränkischen Weinbauern, von denen noch manche Sage erzählt. Ein besonders guter Tropfen wächst heute noch in Beckstein und Marbach (bei Lauda).

Stammesgeschichtlich gehört der Taubergrund zum badischen Frankenland. Die Bezeichnung „Frankenland“ ist uralt und reicht zurück bis ins 6. Jahrhundert n. Chr., in dem das Land von den Franken, die sich vom Rhein her ausbreiteten, den Alemannen abgenommen und zum Teil neu besiedelt wurden. Neben den Dörfern des Taubertales haben vor allem die Städte Mergentheim, Tauberbischofsheim und Wertheim in der Jetztzeit durch Ansiedlung von Industrie und Bautätigkeit einen mächtigen Aufschwung ge-

nommen. Mergentheim mit seinen glau-  
bitterkochsalzhaltigen Quellen zu Bad- und  
Trinkkuren gegen Gallen- und Leberleiden,  
Zuckerkrankheit und Fettsucht ist heute eine  
der bestbesuchten Städte Deutschlands. Auch  
Tauberbischofsheim mit seinem Schloß aus  
dem 16. Jahrhundert, seiner Brauerei, seinem  
berühmten Gymnasium und seiner Holzindu-  
strie und Wertheim ebenfalls mit seinem  
alten Schloß auf Bergeshöhe, seiner gotischen  
Kirche, seinem Rathaus und seinen engen  
Gäßchen üben heute eine besondere Anzie-  
hungskraft auf Reisende und Fremde aus.

Wer von Rothenburg bis Wertheim in be-  
schaulicher Wanderschaft und mit offenen  
Augen von Dorf zu Dorf und von Stadt zu  
Stadt durch das Tauberland kommt und vor  
allem auch Riemenschneiders Altar zu Greg-  
lingen und Grünewalds Madonna in Stupp-  
ach besichtigt und dem Dörfchen Niklashau-  
sen, in dem der erste Funke zum Bauern-  
krieg 1524/25 aufleuchtete und in dem der  
„Pfeifer von Niklashausen“ ehemals sein Un-  
wesen trieb, seinen Besuch abstattet, der wird  
immer und immer wieder in den Bann länd-  
licher Schönheit gezogen.

---

## Hymne der Heimat

*Glocken im Frührotschein,  
Sterne der Nacht,  
Klingen und glänzen so traut:  
Heimat, mein Herz ist dein,  
Weinet und lacht  
Mit dir, holdselige Braut.*

*Heimat du, o mein Madonnenland,  
Du bist schöner, als die ganze Welt,  
Main und Neckar zieh'n ihr Silberband,  
Das dich inniglich umschlungen hält.  
Heimat, gesegnetes Wort,  
mächtiger Herzensakkord.*

Arthur Trautmann

# Ich hört' ein Bächlein rauschen

## Gewässer- und Siedlungsnamen in Franken

Von Karl-Josef Müller, Mosbach

Wenn man die Namen für unsere fränkischen Gewässer, speziell für die Landkreise Buchen und Mosbach, und die daran liegenden Siedlungen zu erforschen sucht, muß man schon in die frühgermanische Zeit zurückgehen. In der Hauptsache sind es die Kelten, Sueben, Alemannen und Franken, die dafür in Frage kommen. Folgt man den namhaften Sprachforschern mit ihren Deutungen, so ergeben sich im einzelnen folgende Gesichtspunkte:

Die Mud (bei Mudau), im 16. Jahrhundert noch Mudach genannt, ist nach dem altdeutschen Wort „muot“ = Morast als Sumpfbach zu erklären. Die Morre (bei Buchen) gilt als Morastbach und die Steinach als die steinige Ach. Das Wort „aach“, vom Althochdeutschen stammend, bedeutet soviel wie Wasser. Neben dem späteren fränkischen Namen auf „bach“ sind die Gewässernamen auf „aach“ im allgemeinen und besonderen in unserer heimischen Gegend anzutreffen. Die Seckach (bei Seckach) bedeutet „Riedgrasbach“, und die Weidach ist der „Weidenbach“. Die Erbach (bei Erfeld) ist die alte „Erpfach“, und die Kessach (bei Unter- und Oberkessach) war im Munde der Alemannen die „Hessach“ das heißt der Hesselbach.

### *Änderungen im Zeitenlauf*

Wie die Ortsnamen haben sich auch die Benennungen für die Bäche, wie ersichtlich, im Laufe der Zeit geändert. Die Kirnau zum Beispiel, die in Altheim entspringt und bei Adelsheim in die Seckach mündet, ist im Jahre 1405 als Kornache bezeugt, und 1588 hieß sie Kernich, 1602 Kernach, 1636 Kürnach und endlich 1815 Kirnaubach. Die Einheimischen nennen die Kirnau auch Kronau. Dieser Name bedeutet soviel wie Mühlbach, vom althochdeutschen „kirn“, „guion“ =

Handmühle abgeleitet. Tatsächlich trieb sie früher bei etwas starkem Gefälle eine größere Anzahl von Mühlen. Im Jahre 1355 wird in alten Urkunden bereits eine Mühle in Alheim „unter dem Dorf an der beche“ erwähnt. Die Mühle, heißt es darin, „gilt und zinzet (1393) dem Kloster Amorbach“.

Die erwähnte Mühle, die heute den Namen „Untere Mühle“ trägt, ist im Besitz der Familie Hauelsen und dient als Grünkern- und Mehlmühle. Leider ist aber ihre Bedeutung durch die Großmühlen zurückgegangen. Auch die obere Alheimer Ellwangersche Schneidemühle darf als Beweis für die mühlentreibende Kirnau oder Kronau angeführt werden. Ein Nebenbach dieses Fließleins, vom Ahornwald herunterfließend (Ortsname Buch am Ahorn), ist die Rinnau oder auch die Rinschbach. Das Bestimmungswort lautet hier „rinnen“, Nebenform von rennen. Auch in Rinschheim fließt die Rinschbach vorbei.

### *Aus römischen Tagen*

Der sagenhafte Marsbach, der am Marsbrunnen unterhalb des römischen Kastells im Walldürner Tal entspringt, hat seinen Namen von dem römischen Kriegsgott Mars. Er mündet bei Amorbach in die Mud. Das Marsbachtal gehört zu den lieblichsten Gefilden des hinteren Odenwaldes. Statt Marsbrunnen hört man auch den Namen Morschbrunnen, dessen Bedeutung man von „morsch“ = seicht ableiten will. Hier liegt jedoch lediglich eine Dialektbezeichnung vor. Da die Römer in dieser Gegend festen Fuß gefaßt hatten, wird die Benennung Marsbrunnen die richtige sein.

In den Marsbach mündet bei Rippberg der Eiterbach, der seinen Ursprung vom sogenannten Rippbrunnen hat und das Hainstadter, Walldürner und Hornbacher Tal durch-

fließt. Der Name Eiterbach geht auch auf römische Benennung zurück und bedeutet soviel wie geschwollen, angeschwellt, so daß der Eiterbach als durch Regen angeschwollener Wasserlauf zu betrachten ist.

„elz“ und „enz“

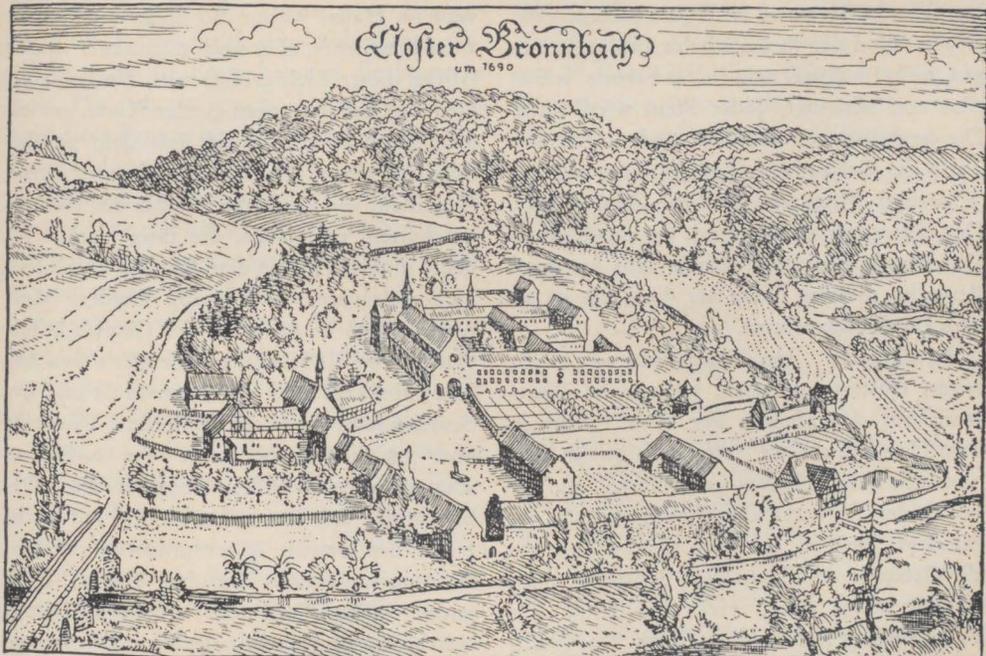
Auffallend ist bei den fränkischen Gewässern die Endung „elz“ und „enz“. Das muß doch auch seinen ursprünglichen Zusammenhang haben. Bei unserer Betrachtung handelt es sich um die Elz, die Mosbach und Neckarelz durchfließt und bei Oberscheidental entspringt, die Trienz, die ihren Ursprung hinter Muckental hat, und um die Schefflenz, die von Großeicholzheim ausgeht.

Wir wissen, daß in unserem Raum in frühgeschichtlicher Zeit vor allem vor und nach Christus zahlreiche Verschiebungen in siedlungsgeschichtlicher Hinsicht stattgefunden haben. Wie eingangs erwähnt, hatten hier Kelten, Sueben, Alemannen, Franken und Römer (Kastell in Osterburgen) ihre Niederlassungen. Die Bezeichnung „Elatinense“ ist auf einer römischen Inschrift zu finden. In der Zeit um 150 n. Chr. waren die Sueben in diesem Gebiet sesshaft. Diese haben wahrscheinlich dem Wasserlauf der Elz den Namen gegeben. Elance im Mittelhochdeutschen bedeutet soviel wie rasch, schnell,

demnach wäre die Elz der „schnelle Bach“. Mag sein, daß die Elz ehemals einen raschen Lauf hatte, als wir dies heute beobachten.

*Trienz, der „Dreibach“*

Der Name des linken Nebenbachs der Elz, die Trienz, bedeutet „Dreibach“ oder „dritter Bach“ (lateinisch als *Triputiens* belegt). Der Elzbach gilt dabei als der zweite Bach. Der erste Bach mit der Endung „enz“ ist dann die Schefflenz. *Scalfentia* ist für sie der althochdeutsche und Schevelentze der mittelhochdeutsche Namen. Schevel oder Scheffel bedeutet Schifflein, Höhlung. Die Schefflenz gilt also als der Höhlenbach. Tatsächlich fließt das Gewässer zwischen Groß- und Kleineicholzheim stellenweise unterirdisch, außerdem bildet sein Bett später einen tiefen Graben. An jedem der genannten Bäche mit der Endung „elz“ und „enz“ liegen Ortschaften mit fast gleichen Namen, und zwar Langenelz, Trienz, Ober-, Mittel- und Unterschefflenz und Neckarelz. Diese gemeinsame Erscheinung hat gewiß etwas auf sich. Dabei kann gesagt werden, daß diese mit dem Namen der Bäche zusammenhängenden Ortschaften sehr alten Ursprungs sein müssen. Gewiß sind auch die Namen der Gewässer älter als die betreffenden Siedlungen.



Kloster Bronnbach 1690

nach Caspar Merian

## Einkehr im Kloster Bronnbach

mit Günther Imm, Rastatt

Über meiner fränkischen Heimat ruht prall die Sonne. Die Sommertagswanderung führt durch lichten Laubwald. Von der Brunnenstadt Kilsheim, wo einst meine Wiege gestanden hat und ich mich, wie so oft bei meinen Durchzügen zum Frankenland hin, an dem vielschaligen Brunnen mit dem köstlich kühlen Wasser erfrischt habe, steige ich hinab in das Tal der Tauber. Ich liebe diese luftstillen Tage, das Ruhen von Mensch und Tier, tauche gerne ein in die gedankenschweren Waldandachten. Mit ihren gleißenden Strahlenfingern greift die Sonne durch das Dach des Buchenwaldes. Dann öffnet sich die Kulisse des vielen und zarten Grün. Aus dem Wiesengrund lugen eine Handvoll Häuser, lieblich hingestreut auf eine sanft ansteigende Talhalde. Keck schaut ein Glocken-

häuschen vom Kirchendach herüber. An der breiten Schaufrent des Schlosses leuchtet das Laub des Efeu.

Ich stehe vor dem Kloster Bronnbach. Und während ich meine Augen unruhig über die Landschaft schweifen lasse, da bricht in die Gedanken brausender Orgelton hervor. Ich lausche, sitze still auf der Halde über der Bahnlinie, die Bronnbach und das Tauberfrankenland mit der Welt verbindet. Das Lied, das zu mir gedrungen ist, tönt drüben, aus dem Raum der Kirche. Ich denke zurück an jene Zeit, da ich selbst dort auf dem Orgelbock gesessen habe und die Pfeifen und metallenen Zungen unter meiner Anweisung in einem jubelnden „Laudate Dei“ erschallen ließ. Kaum fassen meine Hände die Okta-ven, reichen die Beine zum Pedal. Aber die

Lust des Spielens und Schlagens beflügelt die Kräfte. Und der Raum scheint sich zu bewegen, nicht im Tanz, nein in der Freude, wie es tönt und schwingt. Jeder Stein wird wach. Die angestimmten Akkorde reden. Aus der Tiefe des Gebäudes dringt Antwort mir zu. Widerhall wirkt wie göttliche Zauberkraft. Der Tonsturm scheint mich zu durchbeben. Die Musik betet und erhebt sich zu einer Andacht, die von innen her die Seele zu einem Danklob bestürmt.

Ja, damals . . . Der Ton haucht aus, fließt leiser, flüstert nur noch, wispert im Wettstreit mit den Liedern der Vögel, endet in dem Hauchen meines Atems. Mischt sich aber auch mit dem Plätschern des Flusses, der unten in der Tiefe zwischen Erlengesträuch dahinzieht. Drüben, am jenseitigen Hang, wo die Gebäude des ehemaligen Klosters stehen, ist die Ruhe tätig, wirkt die Stille. Ein Fremder sitzt auf der Orgelbank. Das Nachwehen der Schlußfermate an der Fuge verhallt, wird überdeckt von Geräuschen, die an der Straße laut werden. Nicht mehr sind es die pferdebespannten, hochrädigen Wagen des klösterlichen Hofgutes. Auch sind es nicht mehr die Schimmel, das stolze Vierergespann vor fürstlichen Kutschen.

### **Tempora mutantur . . .**

Das Gestern eilt bedächtiger vorüber. Es läßt sich erhaschen in geruhsamen Gedankenschritten, dringt ein in die Bereiche des lieben Erinnerens. Und mit ihnen bindet sich die Geschichte dieses Klosterfleckens an der Tauber, der ein sterbender geworden ist. Wohl huschen noch menschliche Schatten über die Straßen, auch werden Geräusche laut, die vom emsigen Fleiß in der Klosterbrauerei künden. Auch das Schloß beherbergt Menschen, die hier einen zentralen Ruhe- und Fluchtpunkt in ihrem Leben besitzen. Seit der Aufhebung des Klosters durch jene napoleonische Order der Säkularisation haben sich die Standesherrn der Fürsten von Löwenstein-Rosenberg in den Räumen eingestrichelt, wo einst der Abt und der Klosterkon-

vent zu Hause waren. So blickt die Gegenwart plastischer, aber auch nüchterner in den Alltag dieser kleingeblienen, bescheidenen Siedlung. Erinnerungen greifen Raum in meinem Denken, binden sich mit dem persönlichen Erleben mit diesem Kloster, seinen Menschen, die einst die Wache des Gebetes innehatten, und jenen, die tätig blieben bis heute in dem Hof, in dem Garten, im Schloß, in der Brauerei. Nur knapp hundert Menschen mögen es sein, die hier Gemeinde bilden und so als lebendiges Gemeinwesen immer unterwegs sind. Ausdruckskraft und Bedeutung leiht ihnen die Geschichte. Die Seele aber ist die Kirche, jenes von außen so schmucklos wirkende, langgestreckte Gebäude, das von innen aber strahlt und leuchtet in der Gewalt seiner prachtvollen Ausstattung und bezwingenden Größe. Doch leider — über Gold und Farbenpracht senkt sich mehr und mehr die Patina silbernen Staubes. Wo einst Mönche ihres Amtes walten, herrscht sterbende Stille. Das Kloster hat mit seinen Wächtern auch die Beter der Gemeinde verloren. Bronnbach droht zu einem Museum zu werden, das den reichen Schatz der Geschichte in seinen Baudenkmalen horret.

Ich verlasse meinen Auslug, der mich bei dem verhallenden Orgelton stille werden hieß, steige hinunter zum Fluß . . .

### **Von altem Brückenadel**

Ich kann mir meine fränkische Heimat nicht ohne ihre alten Brücken vorstellen. Schöne Stunden habe ich bei ihnen verbracht. Die einfach gefügten Brücken tragen viel Zeugnis in ihrer Bestimmung. Sie sind nicht allein nur Übergang, sie bilden auch den Schmuck dieser Flußlandschaft. Und fast immer haben sie gleiche Gestalt, gefügt aus dem roten Sandstein, roh behauen die Quader, so steigen sie in sanftem Bogen auf wuchtigen Steinstelzen über die Wasser. Und man kann sie sich nur vorstellen mit Wanderern und Pilgern, die über die staubigen Straßen

hin zur Klosterkirche ziehen, mit dem gemächlichen Zuckeltrab eines bäuerlichen Gefährtes, das die Ernte heim in die Scheuern holt. Für den modernen Verkehr allerdings sind diese Bauwerke nicht geschaffen. Die Belastung des pendelnden Verkehrs, des steten und unruhigen Hin und Her zehrt an den Kräften des Gewölbes, das Risse zeigt und frühe Drohungen kundgibt, bei weiterer Belastung zusammenzuberechnen.

So müssen viele Brücken Schäden hinnehmen, müssen aber auch abgerissen werden und neuen Brückenwerken Platz machen, die dann dem Verkehr sich gewachsen zeigen.

Über ein halbes Jahrtausend geleitete die Bronnbacher Tauberbrücke Pilger und Wanderer, Fuhrwerke und Gefährte sicher von einem Ufer zum anderen. Im Jahre 1959 haben die modernen Brückenbauer Hand an sie gelegt und von Grund auf neu gerüstet.

Aus dem Jahre 1336 ist eine Ablaßurkunde erhalten, die Hinweise dafür gibt, daß „die Brücke des zum Zisterzienser-Orden und zur Würzburger Diözese gehörigen Klosters in Brunnenbach, über welche der allgemeine Verkehr des gläubigen Volkes hinwegführt, durch fromme Gaben und Opfer der Christgläubigen hilfreich instandgesetzt worden ist“. Drei Jahre später schreibt ein Mönch in eine Urkunde, daß „die zum Zisterzienserkloster gehörige Brücke der Jungfrau Maria, der gesegneten Mutter des Herrn . . . in Brunnebach, die über einen Fluß namens Tauber führt, durch den Anprall einer Hochflut vor einiger Zeit zusammengebrochen ist“.

1408 beginnt unter Abt Hildebrand der Konvent mit dem Bau einer steinernen Brücke, da die Holzgerüste bei den fast alljährlichen Hochwassern stets eingerissen werden. Das neue Brückenwerk, aus dem Stein der Landschaft erstellt, kostet 40 000 Gulden. Stolz rühmen die Urkunden, daß „dieses Brückenwerk aus drei hohen und breiten Bogen bestehend, die größte und dauerhafteste Brücke ist längs der ganzen Tauber von ihrem Ursprung bis zum Ausfluß in den

Mayn“. Eine Inschrift an der Brücke hält das geschichtliche Ereignis fest: Im Jahre 1408, am 29. Januar, ist diese Brücke zerstört und in demselben Jahr wieder aufgebaut worden durch den ehrwürdigen Abt Hildebrand.

Nun entwickelt sich ein reger Verkehr auf dem Fahrweg von Külsheim hinab zur Tauber. 1731 wird über dem mittleren Brückenbogen die Statue des Brückenheiligen Nepomuk errichtet.

### Anno 1151 . . .

Wir schreiten von der Brücke hinüber zu den mächtigen Kastanienbäumen, nehmen den gleichen Weg, den einst die Bauern aus der Umgebung genommen haben, wenn sie her zum Kloster der „Grauen Mönche“ gezogen sind. Wieviel hat sich doch geändert seit damals, da hier hohe Klostermauern den Bezirk umzogen haben, als noch die Brüder in dem Garten ihrer Arbeit nachgegangen sind, da drüben in dem Klostergut sich die Zehntfrüchte der Klosterdörfer gespeichert haben. Jetzt ist Bronnbach eine offene Siedlung. Kein Pförtner hält uns auf, fragt nach dem Begeh oder reicht ein Verzeehr. Und von dem farbenfrohen Gemälde mit seiner exotisch angestimmten Pracht am Gartenhaus bröckeln Putz und Farbe. Zum Klosterfriedhof im Schatten der Kirche lenken sich nur die Schritte neugieriger Beter. Durch das Portal fahren die Lastwagen der Hofbrauerei. Der Platz vor der Kirche ist leer. Aus dem einstmaligen abteilichen Garten schallt Kinderlachen. Es ist, als wären die Putten auferstanden, die einst in Steingestalt dort hingestellt worden sind. Aus einem Fenster des Schlosses ruft eine mütterliche Stimme.

Es ist alles so ganz anders, wie man es sich in einem klösterlichen Bezirk vorstellt. Das leise Huschende wich dem lärmenden Alltagsgetriebe eines kleinen Weilers, das scheue Schaudern vor der Ehrfurcht in der Stille machte dem tätigen Treiben eines Hofes und seiner Gemeinschaft Platz.



Engelbert Schöffner, Abt von Bronnbach  
(1724—1752)

Kupferstich

Die Stufen vor der Kirchentüre sind ausgetreten. Hier erkenne ich die Vergangenheit wieder. Viele Füße stiegen die wenigen Tritte empor, beladen von dem Staub der Straßen, müde Füße, gealterte Füße, aber auch junge, noch vom Tatendurst des Wanderns und des Welterobers gezeichnet, durchschritten diese Halle. Früher war das Paradies, der Ort der Läuterung vorgebaut. Man braucht solch fromme Intrada in der modernen Zeit nicht mehr. Folglich hat man abgebrochen, was zu monchischer Askese und mittelalterlicher Baukunst gehörte. Wir kommen durch einen kleinen Windfang von wenigen Metern in das hohe, von kühlem Verwesungsduft geschwängerte Innere der Kirche. Die Kirchenbänke sind zusammengerückt worden. Viel Platz bleibt frei für neugierig Umhergehende. Kein Schild stört ihr Tun, das hinweist, daß bei Gottesdiensten Ruhe zu geben ist.

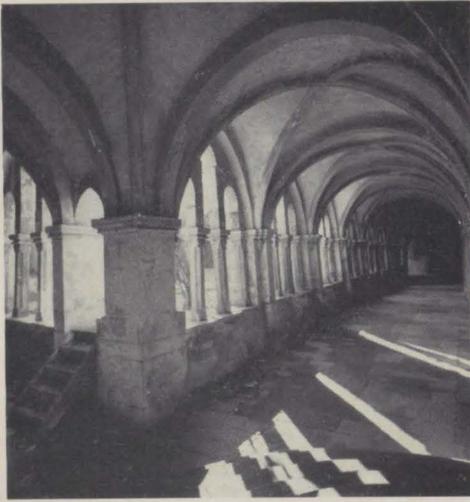
In der Klosterkirche ist die Andacht gestorben. Die Kühle zwingt zu einer nüchternen Betrachtung. Alles Schwelgende in heiterer Lust schwindet. In klarer Schau zeichnet sich die Geschichte.

Als Bernhard von Clairvaux bei seiner Predigtreise durch das fränkische Land 1146 in Gegenwart Kaiser Konrads III. in Würzburg predigte, da übergaben ihm die anwesenden Edelfreien Billung von Lindenfels, Erlebold von Krenshiem und Dragobod von Zimmern die Rechte an ihrer Burg über Bronnbach samt den bebauten und noch unbebauten Zugehörungen. Der „Doktor mellifluus“, dem die Rede so süß wie Honigseim von den Lippen floß, erkannte sehr wohl die Bedeutung des ihm zugesprochenen Besitzes im unteren Taubertal. Umgeben von staufischem und wertheimischem, von mainzischem und würzburgischem Hoheitsgebiet ruhte dieser Flecken im Herzen mächtiger Dynastien und geistlicher Bistümer. Dies erklärt so manches über den frühen Reichtum, der Macht und Blüte, wie sie Bronnbach auszeichnete.

Die Legende berichtet: „Als Bernhard von Würzburg mainab nach Wertheim kam, gefiel ihm diese Landschaft an der unteren Tauber. Sie glich ihm in vielem jener, darin eingebettet auch sein ‚Lichtental‘, das Kloster Clairvaux lag. Drei Ritter wurden beauftragt, für den Klosterbau in dieser Gegend einen vorteilhaften Platz auszusuchen. Die Männer bestiegen ihre Pferde, irrten kreuz und quer durch Busch und über Hügel. Da, plötzlich lichtete sich der Wald. Vor ihnen breitete sich eine anmutige Lichtung aus. Drei Lerchen stiegen aus dem Feld und entschwandten im Blau des Firmamentes. Von oben her trillerte froher Vogelgesang. Dieser Lustton der gefiederten Sänger rührte das Herz der Ritter. Sie empfanden den Ruf als Gotteszeichen. Der eine rammte seine Lanze in den

Seite 271: Kirche des Klosters Bronnbach  
phot. Heinz Finke, Konstanz





*Kreuzgang im Kloster Bronnbach*

phot. Heinz Finke, Konstanz

Boden zum Zeichen der Besitznahme für den frommen Prediger Bernhard. Hier entstand das Kloster. In das Wappen aber wurden die Lerchen aufgenommen, die den Platz angezeigt hatten.“

Die Stammurkunde hält das Datum der Klostergründung fest. Anno 1151 fundata est abbatia de Brunbach. Das Zisterzienserkloster entstammt der „Linie Morimund“ und ist über die Klöster Schöntal, Lützel und Neuenburg eine Tochtergründung von Maulbronn. Den Namen erhielt Bronnbach von einer kleinen Hofsidlung oberhalb des Tales, jener Gegend, wo der heutige Schafhof liegt. Der Zeitpunkt der Besiedlung durch die Mönche wird mit dieser Jahreszahl 1151 angegeben. Die eigentliche Schenkung des Stiftungsgutes, zu dem auch die „Grangien“ Lengefeld, der Mittelhof und Meisenheim-Dietenhausen, das heutige Kupprichhausen, gehören, erfolgte etwas früher. Papst Eugen III. stellte das Schutzprivileg für den ersten Abt Reinhard und dessen Mitbrüder, die aus der Zisterze Waldsassen in der Oberpfalz kamen, unter dem 11. Januar 1152 aus.

Somit besteht Bronnbach etwas mehr als 800 Jahre.

### **Beate Maria in Brunnebach . . .**

Es ist ein gläubiges Gebet der schlichten „Waldandacht“, das die Mönche anstimmten, als sie begonnen hatten, den Grundstein zu ihrer Kirche zu legen. Mit den einfachen Werkzeugen der damaligen Zeit rüsteten sie das Gebäude. Steine und Holz lieferte die Landschaft. Das Werk wuchs. 1157 begonnen, 1222 zu Ehren der Gottesmutter geweiht, so schmückt seit 800 Jahren diese Klosterkirche die Landschaft Tauberfrankens, segnet ihre Menschen und erweist sich als fester Hort eines gläubigen Bauerngebetes.

Freilich, die Jahrhunderte gingen an diesem schlichten Bau nicht immer spurlos vorüber. Narben schlugen sie in die Mauern. So wurde im Dreißigjährigen Krieg die Vorhalle, das sogenannte Paradies, abgerissen, weil es baufällig war und durch die kriegerischen Unruhen starke Schäden erlitten hatte. Dann wieder trugen neue Richtungen in der Baukunst Schmuck und Ausstattung in den Kirchenraum, der so gar nicht zu der monastisch einfachen Ausgestaltung aus romanischer und gotischer Zeit passen wollte. Durch die seit 1953 erfolgte Restaurierung versucht man, das ursprüngliche Bild des Raumes wieder herzustellen. Freilich, an ein Verschwinden der barocken Pracht, wie sie durch Abt Hartmann entfaltet worden ist, denkt niemand. Bronnbach ist eben nun einmal eine glückliche Verbindung zwischen der romanischen und der barocken Bauepoche. Nur was sonst noch an Zeitkram mit eingeplant, was übertüncht wurde, das soll einer grundlegenden Restauration unterzogen werden.

Doch leider hat Bronnbach während dieser Restauration seine tätigen Beter verloren. In den Klausuren wohnen keine Mönche mehr. So fehlt das Wesentliche, das erst den Auftrag einer solchen Kirche ausmacht. Was

---

*Seite 273: Kloster Bronnbach*

phot. Heinz Finke, Konstanz



nützen da kostbare Altäre, was prunkhafte Ausstattung, was feierliches Orgelspiel und was werbendes Glockengeläute, wenn zum Besuch nur ein Museum sich anbietet?

Wenn ich — so wie heute und jedesmal, wenn ich tauberfrankenwärts in meine Heimat fahre — hier in diesem Raum sitze, so überzieht mich stets ein fröstelndes Schauern. Es ist aber nicht die Kühle allein, die mich zittern läßt. Ich weiß noch um jene Zeit, da hier Mönche im braunen Habit ihren Dienst versahen. Als Napoleon die Zisterzienser aus dem Taubertal bannte, wurde erst 1835 wieder eine Schloßkaplanei in Bronnbach eingerichtet. Später kamen dann Kapuzinermönche in das Tal. Ich kenne noch einige mit Namen. Und ihr geheimnisvoll dahinhuschender Schritt, wenn man in der Kirche saß, schaute und betete, er gehörte einfach dazu; dann die gebückte Gestalt eines Brudermönches, der für eine Weile in kniender Anbetung vor dem Hochaltar verharrte, um wieder zu verschwinden, so lautlos wie er gekommen war. Nichts mehr von diesem Leben in mönchischer Klausur. Über Altar und kostbar geschnitztes Mönchsgestühl senkt sich mehr und mehr die Patina des silbernen Staubes eines angegrauten Alters. Plötzlich wird offenkundig, wie lange schon dieser Edelstein der Andacht in dieser Landschaft der schweigenden Wälder, der glühenden Wiesen, der fruchtschweren Felder und der rauschenden Wasser ruht.

Anno 1151 fundata est — Sind es wirklich schon über acht Jahrhunderte?

1151: Welche Last der Geschichte wälzte sich seither über die Straßen von Heimat und Welt, friedvolles und kriegerisches Leben pochte an die Klosterpforte, rüttelte und versehrte, schwand dahin in einer Zeit, die Besitz den Klöstern und Kirchen nicht mehr einräumen wollte. Neben diesem Leid und der bitteren Erfahrung aber schwelgte auch die Freude, die gottesfrohe Heiterkeit.

## Von Reichtum und innerer Glückseligkeit einer Klostergemeinde

1510 weilt als Novize bei den Zisterziensern zu Bronnbach Philipp Trunk aus Miltenberg. An seinen Stiefbruder Johannes Butzbach, der die „Chronik eines fahrenden Schülers“ geschrieben hat, berichtet Philipp Trunk in einem Brief:

„Unser Kloster liegt am Ufer der Tauber in anmutiger Einsamkeit, von schönen Gärten umgeben. Wir haben viele und schöne Gebäude für den Abt, für die Brüder und die Gäste, außerdem schöne Werkstätten für allerlei Künste und Gewerbe. Wir besitzen eine große Kirche mit 16 Altären, außerdem haben wir noch fünf Kapellen mit wohlverzierten Altären. Wir besitzen zwei Bibliotheken mit Werken vieler Schriftsteller. Sechs gelehrte Mönche weilen hier, die den Magistergrad erlangt haben. Wir besitzen zwei Orgeln, auf diesen spielt ein Bruder mit höchster Kunstfertigkeit. Mehrere Quellen fließen durch das Kloster, eine in der Kirche, eine zweite in der Wohnung des Abtes und eine dritte im Refektorium.“

Vieles erfahren wir von diesem schreibfreudigen und mitteilbaren Novizen. Vom Essen redet er, das bei Abwesenheit des Abtes dem Prior in doppelter Menge zugeteilt wird. In Bronnbach wird nur Wein getrunken. „Wir trinken kein Bier wie ihr Untertländer. Die Speisen werden durch den Tischdiener zweimal herumgereicht.“ Was von den Brüdern an Eiern, Fischen, Äpfeln und Birnen übrig gelassen wird, das reichen sie den Armen „oder bewahren es in einer besonderen, an den Tischen angebrachten Schublade als Nachtessen auf“.

Wie schildert Philipp Trunk die Umgebung des Klosters? Er spricht von dem fischreichen Fluß, der Tauber, über den eine kunstvolle Brücke führt. „Eine hohe Mauer umgibt das Kloster. Zur Erholung unternehmen wir bisweilen Spaziergänge; wir graben im Walde nach Wurzeln, suchen Kräuter oder pflücken

Haselnüsse oder Weintrauben.“ Beim Kloster gibt es auch ein Badehaus, das die Brüder alle drei Wochen benutzen dürfen. Für den Winter ist eine Wärmestube eingerichtet. „Im Garten besitzen wir ein angenehmes Plätzchen mit einem Brunnen und drei Steintischen unter einem mächtigen, von Weinreben umrankten Baume. Hier kommen wir zuweilen zur Erholung zusammen. Nach erbaulicher Unterhaltung wird Speise und Trank gereicht. Es gibt junges Gemüse, Äpfel, Birnen, Nüsse, Käse, Brot und Fische. Aus einem großen Becher wird getrunken.“

Philipp Trunk schildert auch den Kreuzgang mit einem anmutigen Garten, der durch gemalte Fenster geschlossen ist. „In diesem Kreuzgang haben die Brüder Sitze mit untergebreiteten Matten, um dort ihre Lesungen vorzunehmen.“

Ein friedliches Leben in dem Klostertal bei Bronnbach. Laienmönche ziehen hinaus in die umliegenden Dörfer, bewirtschaften dort die Grangien, die Feldgüter, führen die Bauern in die fortschrittliche Feldwirtschaft ein, setzen an den Sonnenhängen Reben und versuchen so, dem Landmann, der wohl seinen Zins und Zehnt als Klosterbauer abliefern muß, den Alltag und die Arbeit zu erleichtern. Nicht immer wird aber solcher Dienst recht verstanden. Viel weniger noch gut gelohnt. Die Saat der Zwietracht und der Auflehnung gegen die Ausbeuteherrschaft, die 1476 im nahen Niklashausen das Pfeiferhänslein ausgestreut hat, sie wuchert auf. Im Jahre 1525 rütteln Bauernfäuste an den Klosterpforten zu Bronnbach. „Im Jahre des Unheils 1525 hat der baurenkrieg sich erhoben, brant unser gnädiger herr graf Jörg Höffelt aus, blundert Reichholzheim, closter Brunbach, Grunach und Holtzkirchen wordt verwüst“ (Urkunde von 1538, Archiv Fürstl. Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Archiv).

Schlimmer als die Unruhe unter dem einfachen Landvolk war die andere Saat, die in die Herzen gelegt wurde, jene der Abtrünnigkeit von der Kirche. 1553 wurde in Bronn-

bach ein lutherisches Seminar abgehalten. Unter den beiden Gestalten des Brotes wurde in diesem Jahr in Bronnbach das Abendmahl gehalten. Bronnbach schien für den alten Glauben verloren, zumal im Jahre 1555 das Mutterkloster Maulbronn zum Protestantismus übertrat. „Da starb Michael III., und mit ihm erlosch das Geschlecht der lutherischen Grafen von Wertheim.“ Bronnbach stand an einer Zeitenwende. 1556 wurde ein Vertrag unterschrieben, in dem Fürstbischof Friedrich Schutz und Schirm über das Kloster als Würzburger Lehen übertragen wurde. Die Gegenreformation setzte ein — und in ihrem Gefolge erlebte Bronnbach noch einmal alle Schmach und Unbill der in sich zerstrittenen Welt und ihrer religiösen Wirrnisse. 1631 schließen die Klosterprotokolle: Finem imposuit bellum . . .

In einem „wahrhaften Bericht“ über die Plünderung Bronnbachs erfahren wir Schreckliches. „Die bilder mitten in der kirchen verbrandt und dabei gekocht, des closters patroni bildnus S. Vitalis zum eussersten thor zur schildtwacht gestelt, demselben nahsen und händt abgehauen . . . die schöne uralte und berühmte bibliothek distrahiert, orgel, uhr, glocken . . . aus- und abgeschafft . . . alle fenster (im Kreuzgang) ausgeschlagen . . . pangett und täntz angestellt . . .“

Aber Bronnbach zagte nicht. 1634 führte Graf Johann Dietrich von Löwenstein den katholischen Glauben in Wertheim wieder ein. Der vor den Schweden geflohene Abt Feilzer kehrte zurück. Die Klosterdörfer Reicholzheim, Dörlesberg und Nassig gliederten sich dem Besitz des Klosters wieder an und wurden ebenfalls katholisch. Die zerstörte Klosterkirche wurde instandgesetzt.

In dieser Zeit weilte der Kupferstecher Caspar Merian im Land. Er hält das wieder aufgebaute Kloster mit seinem Zeichenstift fest und meldet die frohe Kunde, daß „dieses gotteshaus meistens gebäud aufgerichtet und das ganze convent kostbarlich von heuem herausgebaut“ sei. Abt Franz Wun-



*Putten im ehemaligen Klostersgarten Bronnbach*

dert (1670—1699) gilt als der neue Gründer der Abtei Bronnbach.

Aber noch wich nicht das Kriegsschwert von der Klosterpforte. 1673 standen die Truppen des Marschalls Turenne am 20. September vor Bronnbach. Abt Wundert floh nach Würzburg. Dem Kloster wurde auferlegt „5 Eimer Wein, ingleichen einen Ochsen mit 400 Laib Brot“ zur Verpflegung der Truppen in das Hauptlager nach Wenkheim zu schicken. Als die Bedrängnisse immer ärger wurden, floh auch der Prior und begab sich in den Schutz der Gräfin von Wertheim. Bronnbach wird erneut verwüstet, besonders von dem „Herrn Reingraf, der sich Abt zu Bronnbach genannt, Praelatens Zimmer erbrochen, alles herausgenommen“ hat. „Item alle Bett in der Abtei hinweggenommen, auf

18 Bauernpferden samt allem Vieh des Closters davontreiben lassen, das übrige Vieh aber dem Regiment verehren lassen, alle Frucht durch gezwungene Bauern ausdreschen lassen und durch die Reiter und Wägen hinweg führen lassen, in summa ärger gehaust, als wenn eine eigentlich Plünderung gewesen wäre.“

### **Der Abt, den der „Bauwurm“ gar schrecklich plagte . . .**

Nach dem Tode von Abt Franz Wundert wählte der Konvent am 16. September 1699 den seitherigen Prior, Pater Joseph Hartmann, wie sein Vorgänger ein geborener Grünsfelder.

Sowohl in Bronnbach wie in den Klosterdörfern Reicholzheim und Dörlesberg begann er eine Reihe umfangreicher Bauunternehmungen. Besondere Sorgfalt wandte er der Abteikirche zu. Jetzt erhielt das Kloster Bronnbach seinen barocken Anstrich. Die alten beschädigten Fresken ließ er im Jahre 1701 weiß übermalen und die blau-gold-schwarzen Streifen anbringen. So kamen die neuen Altäre besser zur Geltung. „Es entsprach voll und ganz dem tiefen seelsorgerlichen Empfinden des Ordens und der religiösen Einstellung des gläubigen Volkes, wenn nun auch Bronnbach von der ursprünglich vorgeschriebenen und streng bewahrten asketisch einfachen Bauweise abging und die Kirche dem Zeitgeist entsprechend ausstattete.“ (Alfred Friese.)

Ein gleiches begegnet uns in der heutigen Zeit, da viele Kirchen nach der „neoromantischen Verbrämung“ des vergangenen Jahrhunderts wieder zurückgeführt werden zu der sakralen Nüchternheit und archaischen Askese früherer Bauepochen. Abt Hartmann beschäftigt in seinem Kloster zwei der bedeutendsten Künstler Frankens, den Maler Oswald Ongers und den Bildhauer Balthasar Esterbauer. Das Altarblatt mit dem Gemälde Johannes des Täufers trägt die Aufschrift: „Under mahlung dieses blats ist der be-

rihmte Herr Oswald Onghers Würzburg gestorben 24. Dezember 1706.“

Aber auch Abt Joseph soll ein hartes Schicksal treffen. Bei der Besichtigung des Sommerrefektoriums mit dem darüberliegenden Festsaal, dem Josefsaal, so genannt nach Abt Joseph Hartmann, stürzt der Abt vom Gerüst und verletzt sich an der Stirne derart, daß er bald nach dem Sturz, am 19. 12. 1724 aus dem Leben geschieden ist. Bronnbach erweitert er mit dem neuen Krankenhaus, heute ein Teil der Brauerei, dem Gutshof, der Schreinerei und dem großen Weinkeller, ferner erstand das Herbergsgebäude, die heutige Gaststätte. Die Umfriedung des Abteigartens mit der schönen Sandsteinbalustrade und der Springbrunnen werden angelegt. Der als Weingarten ausgestockte Berg im Norden des Klosters trägt den Namen dieses baufreudigen Abtes, der Josefsberg.

Die Nachfolge tritt der mit dem Doktorgrad ausgezeichnete Pater Engelbert Schäffner an. Nach ihm sollen noch zwei Äbte dem Kloster vorstehen, Abt Ambrosius Balbus, der das prachtvolle Chorgestühl von Daniel Aschauer in die Kirche stellen ließ, und als 53. Abt und somit die Reihe Beschließender, Heinrich Göbhardt, der 1783 in dieses Amt gewählt wird. Ihm verdanken wir eine auf Urkunden und Berichten wissenschaftlich und archivalisch begründete Chronik der Abtei. 1803 erfolgt die Aufhebung der Abtei an der Tauber. In dem 1799 herausgebrachten Lexikon von Franken hört sich der Eintrag wie ein vorweggenommener Nekrolog auf Bronnbach an: „Das Kloster hat eine weitschichtige Ökonomie, eine ausgebreitete Viehzucht; zum Behufe der notwendigsten Bedürfnisse hat es alle erforderlichen Professionisten, eine beträchtliche Mühle, vortreffliche Bierbrauerey und vor dem Eingange der Klostergebäude wegen des dort vorbeiführenden stark besuchten Weges nach Wertheim ein gut conditioniertes Wirtshaus. Die übrigen Gefälle sind beträchtlich aus eigenen Ortschaften und an Zehenden und Gülten im



*Putten im ehemaligen Klostergarten Bronnbach*

ganzen Umkreis, selbst in der Residenzstadt Würzburg hat es einen Hof mit vielen Gefällen . . . Die Vorsteher des Klosters sind ein Abt, ein Prior und ein Bursarius. Die Kanzlei hat einen Geistlichen zum Direktor, einen weltlichen Konsulenten, einen Amtsvogt und einen Sekretär. Die Klosterschule . . . hat zwei Lektoren.“

Wie der Blitz in eine noch lebensjunge, aufstrebende Eiche bricht im Jahre 1803 der Beschluß der Reichsdeputations-Kommission in die Geschichte dieser Klosteranlage. Sie beschließt die Aufhebung der Abtei an der Tauber.

### **Geschichte ist nur Übergang**

Ich stehe wieder draußen in der Weite des Kirchenvorplatzes. Was uns die Geschichte aufgeschrieben, das bleibt zurück. Das Licht

hellt die düsteren Schatten auf. Die Abtei Bronnbach ist in die Vergangenheit eingetragenen mit goldenen Lettern. Desungeachtet lärmt laut der Takt der modernen Zeit. Und es bestätigt sich — Geschichte ist niemals Anfang oder gar Ende. Sie ist stets Übergang, ein Führen zu Ufern, die in dem Morgen ruhen. Im Schloß, dem ehemaligen Konventsgebäude, residiert der Fürst von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg mit seiner Familie. Eine Bierbrauerei trägt den Ruhm und das Können der Mönche im Herstellen eines vortrefflichen Gerstensaftes weiter. Nur die Mühle steht still, will nicht mehr von den Wassern getrieben werden. Und in der Herberge, die Gaststätte für Pilger und Wanderer war, sind neue Pächter aufgezogen.

Ein flüchtiger Blick nur in die vielfältig verzweigte Geschichte der Klostersiedlung an der Tauber. Wieviele Erinnerungen knüpfen sich doch an diesen Namen bei dem Jungen, der im nahen Reicholzheim aufgewachsen ist. Und von dort her bricht auch wieder der Orgelchoral auf, der mich empfangen hat, als ich von Kilsheim zum Tal heruntergestiegen bin. So liegt nun Wehmut in meinen Sinn, wenn in der Kirche an der Tauber die Stille ihre Schleier webt, wenn sich zartes Spinnengeflecht um gewundene Altarsäulen breit macht. Vergangen das Gestern,

als hier mönchische Anbetung den Staub der Geschichte abtrug, um immer zeitgemäß und in die Zeit eingeordnet Klosterkirche und gläubiges Gebet der Gemeinde zu gestalten.

Aber ein Trost bleibt: Geschichte ist Übergang. So wird auch Bronnbach, das ich ein sterbendes Kloster in unserer Zeit nennen möchte, zu einem Sinn finden, zu einer Bedeutung sich durchringen.

Ich verlasse den Ort, schreite flußab, hin zum Weinberg, wo die Trauben in der Glut der prallen Sonne schmachten und der köstliche Satzenberger reift, streife entlang den Wassern der Tauber, die zwischen niedrighängendem Erlengesträuch dahinzieht, ur-ewig alt und doch immer neu und jung erfahrbar. Bronnbach, das Kloster der Zisterziensermönche, legt sich den Weihrauch eines gesegneten Alters an, ein Schatten am Horizont unserer Zeit, der aufmerken lassen sollte.

#### Quellenangabe:

Wer sich eingehend mit der Baugeschichte des Klosters Bronnbach befassen will, der greife zu den Mainfränkischen Heften, Heft 30: Barbara Reuter: Baugeschichte der Abtei Bronnbach mit einer geschichtlichen Einführung von Alfred Friese. Darin sind weitere Quellen und Werke, die über Bronnbach berichten, enthalten.

---

### Spruch am Rathaus zu Walldürn

*Weil jeder Teil den andern stützt,  
Kommt' ich Jahrhundert' steh'n.  
Wenn jeder so dem Ganzen nützt,  
Wird keiner untergeh'n.*

Arthur Trautmann

# Die Burgstraße in Walldürn

Von Rudolf Schick, Walldürn

Walldürn, am Übergang vom Odenwald zum Bauland gelegen, ist ein typisches Frankenstädtchen: arbeitsam, vorsichtig Neuem gegenüber, seiner Tradition aber nicht immer bewußt und darum manchmal bereit, die Vergangenheit der Gegenwart aufzuopfern, Fremdem gegenüber manchmal mißtrauisch, leicht zur Kritik geneigt und doch liebenswert, gemütvoll und gemütlich.

Alt, wechselvoll und interessant ist seine Geschichte.<sup>1)</sup> Hügelgräber der Hallstattzeit finden sich ebenso wie Spuren der Kelten und Sueben. An sein Grenzlandschicksal zur Römerzeit erinnern die Reste seines 260 zerstörten Kastells, einer Badanlage und des Limes. Sein damaliger Name ist unbekannt, aber 795 erscheint es als Turninu in Schenkungen an das Kloster Lorsch. Ins Licht der Geschichte tritt es 1168, als die Herren von Frankenberg, die Vögte des Klosters Amorbach, als Edelherrn von Dürn hier ihre Burg erbauen. Es ist eine Glanzzeit, die 1294 mit dem Verkauf an Mainz endet. 1330 erlebt das Mainzer Landstädtchen das Blutwunder, die Ursache seiner Wallfahrt. Das 1445 von Papst Eugen IV. bestätigte Wunder bringt neuen Aufschwung, wird zur Lebensgrundlage Waldthurns, das unter Mainzer Kellern weithin religiöser Mittel- und Anziehungspunkt wird. Vom Bauernkrieg ab erschüttern immer wieder die politischen und kriegerischen Ereignisse in Deutschland, ja in Europa seine Entwicklung. Die napoleonische Zeit bringt das Ende der Mainzer Zeit, drei Jahre Leiningener Herrschaft und den Übergang an Baden.

Alle Ereignisse von 1168 bis heute aber spiegeln sich konzentriert in der Geschichte einer knapp 500 m langen Straße, der Burgstraße.

## Der „Plan“

Wer mit der Eisenbahn nach Walldürn kommt, den führt die Adolf-Kolping-Straße in die Stadt, zur alten Post. Von hier führt die Untere Vorstadtstraße in Richtung Höpfingen, Hardheim, Tauberbischofsheim, die Hauptstraße durch die Stadt in Richtung Rippberg, Amorbach und Miltenberg, die Obere Vorstadtstraße in Richtung Hornbäch.

Ob man der Hauptstraße, der früheren Stadtstraße, folgt oder der Oberen Vorstadtstraße, in kurzem steht man am unteren oder oberen Ende des „Plans“, der beide verbindet. Dieser „Plan“ war der alte Marktplatz der Vorstädte. An seinem oberen Ende steht vor dem Haus Obere Vorstadtstraße 19, einem 1787 von Reisemann erbauten stattlichen, neuerdings durch Umbau etwas verunstalteten Barockhauses, in dem sich von 1842 bis 1877 der „Badische Hof“ befand und in dem 1874 die Blumenfabrik Heß gegründet wurde, unter einem stattlichen Kastanienbaum das Missionskreuz von 1850. Von hier schweift der Blick über Plan und Seestraße abwärts hinüber zum Neubaugebiet Heide und zum Lindigwald, durch den der Limes zieht und in dem eine Reihe von Hügelgräbern an früheste Zeiten erinnern.

Links stehen Haus Nr. 3, das von 1707 bis um 1930 das Gasthaus „Sonne“ beherbergte, Haus Nr. 7, seit 1873 Gasthaus, seit 1929 Café „Linde“ und Nr. 9, 1709 erbaut und seit 1733 Gasthaus zum „Hirsch“. Sie alle stehen vor der alten Stadtmauer.

Bei der „Linde“ beginnt die Burgstraße, an ihrem Ende überragt von dem gewaltigen Bau der Wallfahrtskirche, der Basilika St. Georg.

## Die Stadtmauer

Betreten wir die Burgstraße, so führt nach wenigen Schritten nach rechts das enge Zwinger-gäßchen hinunter zur Hauptstraße. Auf

seiner linken Seite steht noch ein Stück Stadtmauer, die von hier über die Hauptstraße hinweg, deren Abschluß an dieser Stelle das 1844 abgerissene Vordere, Obere oder Buchener Tor bildete, zur Marsbachstraße zieht. Auf ihr ruhen mit ihrer Rückseite die Häuser der Seestraße, die früher nach den beim um 1950 zugeschütteten See stehenden drei Gemeindelinden „bei den Linden“, dann Neugasse und Seegasse hieß. Da diese Häuser über dem früheren Stadtgraben stehen, legte man vor deren Bau im Stadtgraben einen gewölbten Abwasserkanal an, um den Schloßgraben entwässern zu können. Er war vor wenigen Jahren noch von mehreren Häusern, heute nur noch vom „Reichsapfel“ aus zugänglich. Der Volksmund machte aus ihm einen uralten, geheimnisvollen Fluchtgang für die Schloßbewohner.

An der Marsbachstraße, der die Stadtmauer von der Seestraße ab talabwärts folgt, stand das schon 1789 als erstes abgerissene Seetor. Wenige Schritte weiter ging durch den Storchennesturm, auf dem die Stadt schon von 1600 ab immer wieder ein Rad für die Störche erneuern ließ, ein schmaler Gang in die Stadt, der für Boten usw. bei Nacht das schwierigere Öffnen des Seetores ersparte. Sein unterer Stock ist noch erhalten, während der obere Teil 1807 abgerissen wurde. Den weiteren Verlauf der Stadtmauer kann man von der Marsbachstraße aus über Gärten hinweg gut verfolgen. Wohl fehlen einige Teile, während andere durch Gebäude verdeckt sind. Deutlich erkennbar ist, daß eine Reihe von Häusern und Scheunen von der Stadt aus mit ihrer Rückseite auf der Mauer aufsitzen. Schließlich wendet sich die Mauer vor dem aufgehobenen Manggäßchen wieder in rechtem Winkel der Hauptstraße zu.

Hier bildete das Untere, Hintere oder Miltenberger Tor bis 1827 den Abschluß gegen das Marsbachtal mit seinen Mühlen, durch das aber damals noch keine Straße, sondern nur der schmale Mühlweg zog. Das

erste Haus vor dem Tor war der 1709 erbaute „Deutsche Hof“, der bis 1862 „Zu den drei Königen“ hieß. Nicht weit von der Hauptstraße entfernt, hinter dem sogenannten Göckerleshof, stößt die Stadtmauer auf die den ganzen Kirchenbezirk umgebende Mauer, von der hinter dem Parkplatz gegenüber dem „Deutschen Hof“ ein breites Stück freigelegt ist. Sie wird durch eine, wohl der Materialersparnis wegen mit zwei großen Bogen erbaute Vormauer gestützt.

Die Stadtmauer zieht von hier ab nach links parallel zur Hauptstraße hinter deren Häusern her. Von diesen aus ist sie deutlich erkennbar, z. B. vom 1462 erbauten „Grünen Baum“ aus, einem stattlichen Fachwerkhaus (Hauptstraße 33). Bald kreuzt sie die Klosterstraße, die früher in ihrem unteren Teil nach dem vor wenigen Jahren abgerissenen, seit 1763 nachgewiesenen Gasthaus „zum Karpfen“ (Klosterstraße 10) Karpfengasse hieß. 1858/1871 war hier der spätere Bürgermeister und Heimatforscher Wilhelm Hildenbrand (1828/1919) Wirt; um 1930 wurde der Betrieb eingestellt. Bei diesem Haus gewährte das Burgtor oder Mitteltor, auch Kellereitor, Türmersturm, Oberes oder Amorbacher Tor genannt, weil es den Zugang zur alten Amorbacher Straße, die über die Höhe führte, vermittelte, Zutritt zum Burgbezirk, der wieder für sich ummauert war. 1335 wird es Velleitor, Falltor, genannt. Sein Türmer läutete die Weinglocke, die anzeigte, daß nunmehr die Wirte nichts mehr ausschenken durften. Hinter dem Rathaus, einem stattlichen Fachwerkbau von 1448, vorbei zieht die Stadtmauer, noch einige Häuser der Hauptstraße von hinten begrenzend dem Zwingergäßchen zu, von wo aus wir sie verfolgten. Das Rathaus ruhte bis 1856 auf eine offene Halle bildenden Holzpfählern, die damals durch einen Sandsteinunterbau ersetzt wurden.

Vom „Grünen Baum“ ab bis zum Rathaus aber erstreckte sich in der Frühzeit der Stadt



Waldürn, älteste Ansicht, um 1600 (Wallfahrtszettel)

phot. Heimatmuseum Waldürn

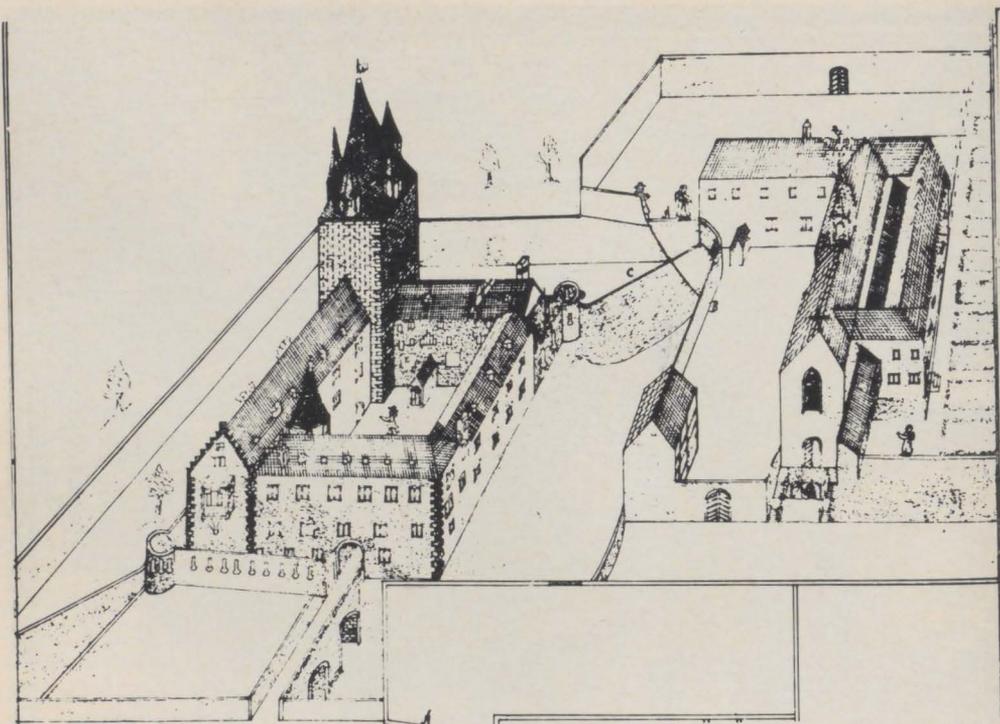
zwischen Hauptstraße und Stadtmauer der im Laufe der Zeit völlig überbaute Marktplatz der Stadt.

### Die Burg

Wir aber kehren zur Burgstraße zurück und blicken hier zuerst nach links, wo sich hinter einem großen freien Platz, der seit

1950 während der vom Sonntag nach Pfingsten ab vier Wochen dauernden Wallfahrt zum Heiligen Blut den Wallfahrtsmarkt aufnimmt, sonst aber als Parkplatz dient, das Finanzamt erhebt.

Auf seinem Platz erhob sich früher die Burg der Grafen von Dürn. Wie Dr. Werner Eichhorn in seiner Doktorarbeit<sup>2)</sup> wahr-



Walldürn, Mainzer Kellerei und Kapuzinerkloster (Plan von 1691)

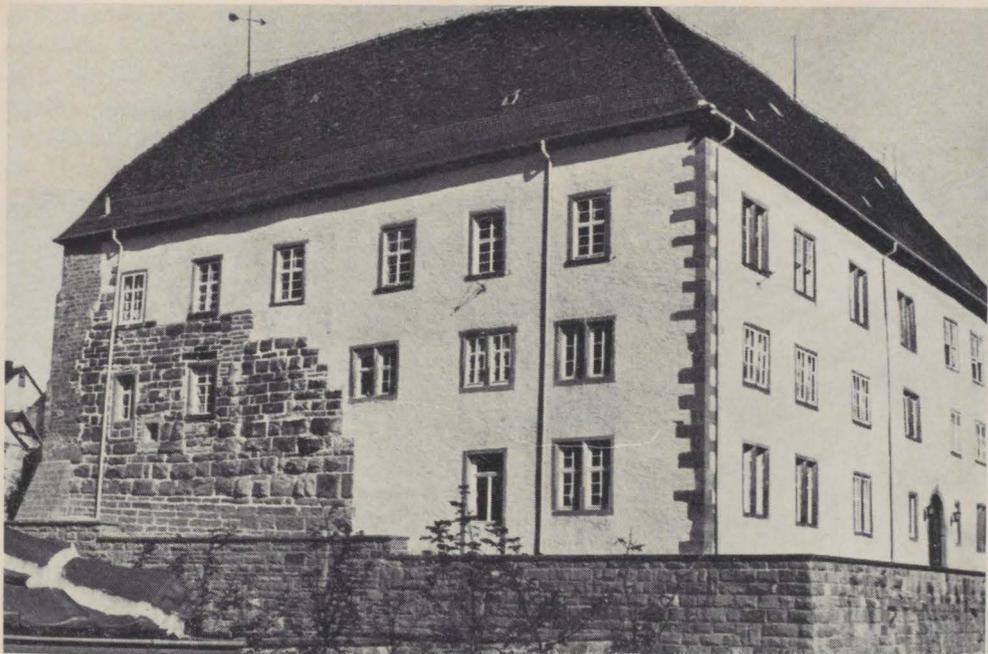
phot. Heimatmuseum Walldürn

scheinlich gemacht hat, sind diese Nachkommen der Grafen von Frankenberg, die bis 1168 Vögte des Klosters Amorbach waren. Schon vor dem Würzburger Reichstag Kaiser Friedrichs I. Barbarossa im Jahre 1168 scheint die Burg Frankenberg, heute Gottahardsberg bei Amorbach, der Sitz dieser Vögte, auf kaiserlichen Befehl geschleift worden zu sein, weil sie das Kloster stark bedrückten. Für den Wiederaufbau der Burg wurden Strafen angedroht. Hierauf scheint Ruprecht I., ein getreuer Gefolgsmann Barbarossas, seinen Sitz nach dem kleinen Ort Dürn verlegt zu haben. 1171 nennt er sich erstmals nach seinem neuen Sitz de Durne statt von Frankenberg; allerdings ist er unter dem Namen von Frankenberg nirgends nachgewiesen; doch sprechen alle Anzeichen für diese Namensänderung des Amorbacher Vogts. Er erbaute auch die Burg in Dürn,

deren schwere Quadersteine noch an der linken Seite des Baus unverputzt deutlich zu erkennen sind.

Nach dem endgültigen Verkauf Dürns an das Erzbistum Mainz, 1294, scheint die Burg mindestens teilweise zerfallen zu sein und, wie beim Abreißen alter Häuser auftauchende Reste von Werkstücken zeigen, den Walldürnern als bequemer Steinbruch gedient zu haben.

Das Walldürner Blutwunder soll 1330 stattgefunden haben. Während einer Messe habe der Priester Heinrich Otto aus Ungeschick den Kelch mit dem konsekrierten Wein umgestoßen. Auf dem Corporale habe er dann um den Gekreuzigten elfmal das dornenkrönte Haupt des Erlösers erkannt und voller Angst das Tüchlein unter dem Altarstein verborgen. Als er dies in seiner Sterbestunde gestanden habe, habe man das Tüch-



Finanzamt (Mainzer Kellerei), unverputzte Reste der Burg der Grafen von Dürn

phot. Heimatmuseum Walldürn

lein gefunden, das bald immer mehr Wallfahrer anzog. 1445 wurde das Corporale nach Rom gebracht, wo Papst Eugen IV. das Wunder anerkannte und zur Verehrung freigab. Nun wuchs die Zahl der Wallfahrer immer mehr. Sollte es nicht damit zusammenhängen, daß Walldürn 1448 das für die damalige Einwohnerzahl viel zu große Rathaus erbaute? Und sollte der Pilgerstrom nicht auch Erzbischof Berthold v. Henneberg von Mainz veranlaßt haben, die Ruine des Dürmer Grafenschlosses 1492 als Mainzer Kellerei neu aufzubauen? Diese war, wie ein Plan im Städtischen Heimatmuseum zeigt, ein stattlicher, vom Turm „Blaue Kappe“ überragter Bau, den ein breiter, von einer Brücke überquerter Graben umgab. Sie war zunächst der Sitz der Mainzer Keller. Im Bauernkrieg wurde sie unter Götz von Berlichingen 1525 ausgeplündert; die Liste der angerichteten Schäden blieb erhalten. Nach dem Übergang des Mainzer Gebiets um Walldürn an Leinin-

gen 1803 und an Baden 1806 wurde die Kellerei zum Amtshaus, zeitweise auch Sitz des Amtsgerichts. 1945 wurde die alte Burg Sitz des Finanzamts. Nachdem schon im 19. Jahrhundert die „Blaue Kappe“ und die Rückgebäude des um einen quadratischen Hof angeordneten Burgbaus abgerissen und seine Erker beseitigt worden waren, wurden nunmehr der Graben eingeebnet, die Brücke und der von ihr ausgehende Durchgang durch das Gebäude beseitigt, der nette Treppenturm auf der Rückseite beseitigt und dafür ein neues, vielleicht praktisches, aber unschönes Treppenhaus ausgebaut und das Innere so umgestaltet, daß nur wenig Altes zu erkennen ist. Nur seine die Stadt überragende Lage konnte man ihm nicht nehmen.

#### Das Kapuzinerkloster

Bleiben wir auf der linken Seite der Burgstraße und überschreiten die Klosterstraße,



Walldürn, Gesamtansicht, vor 1950

phot. Heimatmuseum Walldürn

so kommen wir zum Platz, auf dem sich einst das Kapuzinerkloster erhob.

Noch steht hier ein mächtiger, allerdings etwas altersschwacher Kastanienbaum und vor ihm ein steinernes Kruzifix von 1751, das wir schon auf einem im Heimatmuseum hängenden Plan der Kapuzinerkirche erkennen.

Die Kapuziner kamen um 1630 auf Befehl des Erzbischofs Anselm Kasimir von Wambold vom Engelberg bei Miltenberg nach Walldürn. Ihr Pater Egbert aus Koblenz rettete das wundertätige Corporale, indem er es lange Zeit unter dem Habit auf der Brust trug, vor dem Zugriff der Schweden. Zuerst wohnten sie sehr beengt neben dem Pfarrhaus, von 1631/1648 im Sternfelschen Haus (später Mollenhof, worauf ich weiter unten zurückkomme). 1653 gründeten

sie ihr Kloster und begannen den Klosterbau. An seiner Stelle stehen heute das Gasthaus zum „Klosterstüble“ (Klosterstraße 16) und anschließend als Klosterrest die sogenannte „Kasern“. In ihr konnte man vor nicht zu langer Zeit noch die Zelleneinteilung erkennen. Einige Werkstücke wurden beim Umbau der „Klosterstüble“-Küche 1960 ins Heimatmuseum verbracht. 1658 wurde mit dem Bau der einfachen Klosterkirche, die über eine Reihe von Treppen erreichbar war, begonnen. Bei der Säkularisation 1803 waren noch 16 Patres im Kloster, die — wie seit der Klostergründung — den Stadtpfarrer während der Wallfahrt unterstützten, sich aber auch immer wieder Übergriffe in seine Rechte erlaubten, was zu mancher in Mainz geschlichteten Auseinandersetzung führte. 1830 wurde das Kloster endgültig

aufgelöst und die letzten Patres zum Verlassen der Klostergebäude gezwungen. 1842/1843 wurde die Klosterkirche völlig, das Kloster größtenteils abgerissen. Eine 1658 für fünf Gulden von der Stadt gestifteten, im Grundstein gefundene Eisenplatte und eine Münze wurden im Rathaus aufbewahrt, sind aber mit der Zeit verschwunden. An Stelle der Klosterkirche wurde ein Sandsteinhaus errichtet, das zuerst als Spital, dann als Amtsgefängnis diente, woran noch zwei vergitterte Fenster erinnern. Als das Amtsgericht 1924 endgültig nach Buchen verlegt wurde, kaufte Vinzenz Löhr das Haus (Klosterstraße 14) und richtete es als Wohnhaus ein. In seinem Garten ist der alte Klosterbrunnen noch vorhanden. Der Wirtsgarten des „Klosterstüble“ war der Klosterfriedhof. Das Beinhaus der Kapuziner soll unter der „Alten Schule“ bei der Wallfahrtskirche noch vorhanden sein; sein genauer Platz ist aber unbekannt.

### Die letzten Häuser auf der linken Seite

Bemerkenswert ist dann noch das nach der Jahreszahl über der Kellertür 1621 erbaute Gasthaus zum „Kreuz“ (Burgstraße 7). Als ersten Wirt konnte ich den 1673 als Heckenwirt genannten Michel Kuhn feststellen, der 1679/1689 wirtete. 1689 verzehrten bei ihm, wie uns die Stadtrechnung verrät, verschiedene kursächsische Offiziere, württembergische Soldaten und Neugeworbene für 4 Gulden 42 Kreuzer und 2 Pfennige auf Kosten der Stadt. Noch die heutigen Wirte sind Nachkommen des Johann Adam Blau, der 1719 Wirt des „Goldenen Kreuzes“ wurde. 1965 wurden die beiden Läden unter der Wirtschaft modernisiert.

1683/84 wird das Organisten- und Glöcknerhaus, auch Frühmesserhaus, daneben erbaut, in dem seit etwa 1700 während der Wallfahrtszeit bis vor wenigen Jahren eine Wallfahrtswirtschaft betrieben wurde. Diesem Haus entstammte Pater Dr. Anton Mairon, der seinen Lebensabend bei Ehren-



Walldürn, Rathaus um 1920 phot. Museum Walldürn

bürger Oscar Stalf in Moosach bei Grafing verbringt.

In das letzte Haus, Burgstraße 13, wurde 1872 das seit 1720 in der Hauptstraße 16 nachgewiesene „Schwarze Lamm“, eine Weinwirtschaft, verlegt und noch bis 1955 als Straußwirtschaft betrieben. Da während der Wallfahrt die Schildwirtschaften für die Versorgung der Pilger nicht ausreichten, wurden in dieser Zeit schon im 16. Jahrhundert zusätzlich in Privathäusern solche Strauß- oder Wallfahrtswirtschaften aufgemacht. Sie sind erst um die Mitte unseres Jahrhunderts verschwunden.

### Der „Mollenhof“

Als „Mollenhof“ bezeichnet heute noch der Volksmund den Gebäudekomplex Burgstraße 4 bis 16 auf der rechten Seite der Burgstraße, der sich auf dem Platz des Zwingers der Burg erstreckt. Das Haus Burgstraße 4 wurde um 1700 vom Mainzer Keller Fried-

rich Rudolph Moll, der dieses Gelände 1699 vom Mainzer Bischof als Lehen erhielt, erbaut. Moll wurde am 1. September 1661 in Kilsheim geboren, wurde Licentiat in Ingolstadt, dann Dr. juris utriusque und lehrte von 1687 bis 1689 als Professor juris an der Universität Mainz. 1691 wurde er Mainzer Amtskeller in Krauthelm, 1692 Keller in Neustadt bei Marburg, 1699 in Walldürn und 1708 in Amorbach, wo er am 10. April 1716 starb. Sein Wappen war ein Molch. Er hinterließ eine ausgedehnte Nachkommenschaft.

Im Viehstall von Burgstraße 4 ist ein Bildstock des heiligen Wendelin, des Heiligen Bluts und der schmerzhaften Muttergottes eingemauert. Mit Steinen der Blauen Kappe wurde die Scheuer dieses Hauses errichtet.

Um 1800 wohnte in diesem Haus Anton Becker, der 1790 als Schuhmachergeselle nach Walldürn kam, 1792 Meister wurde und Maria Barbara Englert aus Walldürn heiratete. Sie wurden am 22. Dezember 1792 Eltern von Georg Josef Bekker, der Altphilologe wurde. 1817 holten die Niederlande den jungen Dr. phil. als ordentlichen Professor an ihre Universität Löwen, an deren Ausbau er stark mitwirkte. Er widmete sich besonders den griechischen Dichtern und gab u. a. Homers Odyssee heraus. Nach der Gründung Belgiens ging der ausgezeichnete Hochschullehrer an die Universität Lüttich, deren Rektor er 1835/36 war. Der durch ein Augenleiden schwer Behinderte erlag am 27. Mai 1837 viel zu früh einem Herzleiden.

Das älteste Gebäude von Molls Lehen war das Haus Burgstraße 6. Es wurde 1583 von Barbara, geb. Rüdts v. Collenberg zu Bödighelm, der Witwe des Ritters Hans Jakob v. Dürn erbaut. Mit ihrem Sohn Schweikard v. Dürn zu Rippberg starben 1575 die Ritter v. Dürn aus. Sie selbst fand in der Bergkirche zu Rippberg ihre letzte Ruhestätte, wo heute noch ihr Epitaph zu sehen ist. Durch ihre Tochter kam das Gebäude an Philipp v. Hirschhorn-Zwingenberg, durch dessen Toch-

ter Maria Kunigunde an Hans Georg v. Sternfels. Dessen Sohn, Junker Hans Jörg v. Sternfels führte mit Zacharias Juncker, dem Schöpfer des herrlichen Walldürner Blutsaltars, 1625 einen Prozeß, dessen Akten leider während des Zweiten Weltkrieges in Darmstadt verbrannten, weil die baufällige Stützmauer des Sternfels'schen Hauses des Bildhauers Haus, Hauptstraße 21, gefährdete. Diese Stützmauer ist ein Teil der Stadtmauer. 1631 wurde der Sternfels'sche Besitz, weil die Sternfels für die Schweden Partei ergriffen, vom Mainzer Erzbischof, wie ich oben ausführte, den Kapuzinern übergeben, die ihn bis 1648 innehatten. Nach mehrfachem Besitzwechsel kam er 1677 durch Kauf an den Bischof von Würzburg, der ihn 1699 an Dr. Moll verließ. Dann ging er in Privatbesitz über, und heute befindet sich in Burgstraße 6 das „Schloßkaffee“.

Neben diesem Haus gewährt ein hohes Tor, das die Jahreszahl 1587, das Allianzwappen v. Dürn / v. Rüdts und eine Reihe von Steinmetzzeichen zeigt, Eingang in den Hof. In diesem steht auch das Haus Burgstraße 12, in dem Franz Leopold Link (1837—1922) die erste Walldürner Kunstblumenfabrik betrieb. Das nächste Haus ist durch einen Umbau völlig seiner Eigenart entkleidet. Der Gebäudekomplex wird zur Klosterstraße hin von dem wuchtigen Haus Nr. 18 abgeschlossen, das an einem Stützpfeiler zur Klosterstraße hin die Jahreszahl 1735 trägt, während das große Tor vom Schloßplatz her die Jahreszahl 1741 zeigt. In diesem Haus ist der Sitz der Kunstblumenfabrik Erberhard.

### Die letzten Häuser der rechten Seite

Das Eckhaus jenseits der Klosterstraße, in dem früher der Klosterbäck arbeitete, ist mit einer schönen Madonna geziert. Das vorletzte Haus der Burgstraße, das katholische Pfarrheim, ist mit einer 1954 erbaute Stiftung des Walldürner Ehrenbürgers Oscar Stalf. Über einem Veranstaltungssaal mit kleiner Bühne hat hier Oscar Stalf seine in fünfzig Jahren

gesammelte Elfenbeinsammlung in einem eigens für sie geschaffenen eindrucksvollen Saal aufgestellt. Die dem katholischen Kirchenfonds gestiftete Sammlung enthält neben Möbeln aus bayrischen Königsschlössern und Dioramen von Geburt und Tod Christi, eindrucksvollen Oberammergauer Holzschnitzarbeiten, Elfenbeinschnitzereien vom 13. bis 20. Jahrhundert aus den verschiedensten Ländern, darunter ganz prachtvolle Stücke.<sup>3)</sup>

Diese Elfenbeinschau wird für die Besucher, besonders auch für die Pilger wirkungsvoll ergänzt durch das reichhaltige Städtische Heimatmuseum mit Wallfahrtsmuseum, das nur wenige Schritte von hier entfernt, im „Haus zum güldenen Engel“, Hauptstraße 39, Aufstellung fand.<sup>4)</sup> Dieser „steinerne Bau“ wurde 1588 von dem reichen Bürger Valentin Stumpf errichtet und ist durch die in Innenräumen befindlichen Wandinschriften von 1598 besonders interessant.<sup>5)</sup>

Den Abschluß unseres Spaziergangs durch die Burgstraße bildet das katholische Pfarrhaus, Burgstraße 26. Sein Fachwerk im zweiten Stock liegt leider unter Verputz.

Seine Geschichte ergäbe zusammen mit der es überragenden Wallfahrtskirche, der Basilika St. Georg, einer der schönsten Barockkirchen zwischen Rhein und Main, die Kirchengeschichte Walldürns. Deshalb sei hier nur einiges aus ihr erwähnt. 1432 ließ Pfarrer Johannes Preusing, Kanoniker an der Würzburger Kathedrale, ein neues Pfarrhaus errichten. In ihm durfte 1560 ein gewisser Heffner mit Zustimmung des Pfarrers Leonhard Kraft gegen ein Fasnachtshuhn Wein ausschenken. In ihm wohnte der in Aschafenburg geborene Pfarrer Magister Jodocus Hoffius, ein gewaltiger Prediger und Erneuerer der Walldürner Wallfahrt, der dadurch allerdings auch dem kleinen, geographisch und wirtschaftlich ungünstig gelegenen Städtchen mit Erfolg zu wirtschaftlichem Aufschwung verhelfen wollte. Er ist höchst wahrscheinlich bei der Abfassung der Wandinschriften im „Haus zum güldenen Engel“



*Madonna am Haus Klosterstr. 12*

phot. Museum Walldürn

beteiligt gewesen. Er starb am 20. März 1628.<sup>6)</sup>

Dieses Haus wurde 1630 unter Pfarrer Johannes Jung aus Oberursel durch ein neues ersetzt; der „Beschlußwein“ für den Neubau wird in den Kirchenrechnungen aufgeführt. Das neue Haus überlebte seinen im September 1659 verstorbenen Erbauer nicht lange. Schon 1664 wurde, weil es wohl den steigenden Ansprüchen durch die Wallfahrt nicht genügte, unter Pfarrer Magister Johannes Gerstmayr aus Steinheim an der Donau (in Walldürn 1659/1671) der heutige Bau errichtet, woran die Jahreszahl über der Eingangstür erinnert. Erwähnt sei noch der am 4. Juni 1716 in Mainz geborene Pfarrer Dr. Johann Sebastian Severus, der sich als Mainzer Geschichtsschreiber einen Namen gemacht hat. 1746—1766 war er Pfarrer in Königheim, das ihm seine Kirche verdankt, 1766 bis zu seinem Tod am 10. Juni 1779 in Wall-

dürn, das eine große Urkundensammlung von seiner Hand verwahrt. Der letzte Weltgeistliche in Walldürn war der Ehrenbürger der Stadt Geistlicher Rat Franz Karl Dorbath, der 1938 resignierte. Seither betreuen Patres des Ordens der Augustiner-Eremiten Pfarrei und Wallfahrt.

Erwähnt sei schließlich noch, daß am 8. März 1848 etwa dreißig Revolutionäre unter Führung von Postexpeditor Karl Thaddäus Reim und Wirt Franz Xaver Bechtold vom „Badischen Hof“ am Plan vom Gasthaus „Stern“ aus zum Pfarrhaus zogen und Pfarrer Franz Joseph Faulhaber (geboren am 21. Oktober 1795 in Königheim, gestorben am 5. September 1878 in Hundheim, in Walldürn 1838/1849) zwangen, durch Unterschrift auf das der Kirche von der Stadt zu liefernde Holz zu verzichten, was natürlich bald wieder rückgängig gemacht wurde.

#### Rück- und Ausblick

Unser Weg durch die Burgstraße in Walldürn ist zu Ende. Wir gingen durch eine Straße mit etwa zwanzig Häusern, betrachteten deren Geschichte und die ihrer Bewohner. In diesem engen Rahmen aber spiegelt sich Walldürns ganze Geschichte. Der mir zur Verfügung stehende Raum verbot mir, auf noch mehr Einzelheiten einzugehen. Ich hätte noch viel zu sagen gehabt über die Geschichte der Bauten, über die Familien, die hier wohnen und wohnen. Vielleicht kann ich es noch in einer Geschichte Walldürns verwirklichen.<sup>7)</sup>

Ich hoffe aber aufgezeigt zu haben, wie eine solche Betrachtung einer kleinen Straße in die Geschichte einer ganzen Stadt hineinzuleuchten vermag, wie sich die Geschichte einer Stadt aus der Geschichte ihrer Straßen und Häuser und deren Bewohner zusammensetzt, wie eine solche Geschichte aber nicht nur die Einwohner dieser Stadt zu interessieren vermag, sondern darüber hinaus — das ist mein Wunsch und meine Hoffnung — auch weitere heimatverbundene Menschen. Ich bin der Ansicht, daß auch Walldürn einer Reise und eines Besuches wert ist.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Ausgewertet wurden für diese Arbeit die Kirchenbücher, Ratsprotokolle, Stadt- und Kirchenrechnungen, was sich an den angegebenen Daten überprüfen läßt, ohne daß ich die Seitenzahlen angeben habe.

<sup>2)</sup> Dr. Werner Eichhorn, Die Herrschaft Dürn und ihre Entwicklung bis zur Hohenstaufenzeit, Winterthur 1966.

<sup>3)</sup> Katalog der Elfenbeinschau, ohne Jahr.

<sup>4)</sup> Städtisches Heimatmuseum Walldürn, Walldürner Museumsschriften Nr. 2, 1965.

<sup>5)</sup> Das Haus zum goldenen Engel, Walldürner Museumsschriften Nr. 1, 1964/65.

<sup>6)</sup> Dr. Rudolf Schick, Walldürn im Dreißigjährigen Krieg, in: Der Odenwald, Heimatkundliche Zeitschrift des Breubergbundes, 4. Jg., 1957, S. 13/17 und 125/129.

<sup>7)</sup> Zur Geschichte Walldürns allgemein: Stadt Walldürn, Wallfahrtsort. Intropa-Verlag, Bad Kissingen, ohne Jahr. Landkreis Buchen, JW-Verlag, H. Paeffgen, Zellweierbach, ohne Jahr, nach 1966. Der Kreis Buchen, Verlag Heimat und Arbeit, Aalen u. Stuttgart, 1964.

# Zwischen Turmberg und Tauberbrücke

Von Carlheinz Gräter, Lauda

Breit und behäbig liegt der Marktflecken Königshofen an der B 290, trotz der Narben, die dem Ort von den letzten Kriegstagen im Taubergrund geblieben sind. Die Vielzahl der hellen Häuser, die sich am Turmberg zu einer geschlossenen Siedlung gruppieren wollen, zeigt, wie lebendig sich dieses Gemeinwesen mit seinen zweieinhalbtausend Einwohnern zwischen den Kreisstädten Bad Mergentheim und Tauberbischofsheim behauptet.

Im ganzen Tauberland ist der Name Königshofen untrennbar mit der „Meß“ verbunden. In seiner 1578 in zweiter Auflage erschienenen Weltbeschreibung sagt Sebastian Münster, man halte hier „ein Jahrmarkt, dohin viel Kaufleut kommen uf die 40 oder 50 Meil Wegs her“. Und der Mundartdichter Josef Dürr hat das Ereignis in Versen gefeiert:

Im Herbst, wenn's uff Micheli geht,  
Die liewe Sunn scho diefer steht,  
Do sann die Dauwergrünner froh,  
Der Künichshöufer Mark' is do!

Als ich beiläufig das grünverblichene Festprogramm der Vierhundertjahrfeier aus der Tasche zog, mit der Königshofen 1925 des großen Bauernkriegs gedacht hatte, wollte der alte Ochsenwirt partout gleich mit mir auf den Turmberg steigen, dort, wo unter einem riesigen Steinhaufen angeblich die Toten der Bauernschlacht vom 2. Juni 1525 begraben liegen. Herbstastern, zartstrahlig, lichtviolett, fleckten den Saum der Waldkappe. Dann brockte der sandsteinrote Warturm durch die Stämme. Eine ausladende Schirmkiefer wuchs aus seinem Innern. Am Freitag vor Pfingsten des Jahres 1525 wurde hier das Bauernheer zusammengeritten und zusammengestochen. Damals grünte noch kein Kopfwald auf dem Turmberg.

Es waren die Reste des arg zusammengeschmolzenen Odenwälder Haufens, die hier zusammen mit dem frischen Aufgebot der

Taubertäler lagerten. Gegen Mittag wölkten Staubfahnen im Tal der Umpfer, die hier bei Königshofen in die Tauber mündet. Waffen gleißten in der Sonne. Es war das vereinigte Heer des Pfalzgrafen und des Schwäbischen Bundes, allein 4000 Reiter stark, mit fast doppelt soviel Fußknechten, siegewohnt, beutelüstern. Rasch formierten die Bauern ihre Wagenburg auf dem Turmberg und brachten ihr Geschütz in Stellung. Angesichts dieses waffenstarrten Igels hielt es der bündische Kriegerat für geboten, erst einmal auf dem linken Tauberufer zu bleiben. Auch Georg Truchseß von Waldburg, als „Bauernjörg“ verfeimt und gefürchtet, drängte auf eine rasche Entscheidung. Gegen vier Uhr nachmittags befahl er den Angriff.

Er hatte Glück. Ohne erfahrene Geschützmeister hielten die Bauern mit ihrem Feuer viel zu hoch. So waren die Reitergeschwader ohne große Verluste rasch im toten Winkel der Geschütze. Gegen die Kavallerie waren die undisziplinierten Bauernhaufen machtlos. Das große Flüchten begann. „Es wurde gehalten wie auf einer Schweinshatz“, vermerkt der Chronist. In dem Wäldchen bei Sailtheim, das heute noch „Schlachtholz“ heißt, wehrten sich versprengte Bauern hartnäckig, bis 1500 Büchenschützen heranrückten. Hier wurde sogar der Truchseß durch einen Stich ins Knie verletzt. Einige Bauern hielten sich in einem Verhau die Nacht über. Ihre kurzen Hellebarden erwiesen sich in dem verstruppten Niederwald geschickter als die langen Landsknechtspieße. Sie erhielten dann Pardon.

Die Angaben über die Verluste der Bauern in der Schlacht von Königshofen schwanken zwischen 4000 und 7000 Toten. Die ganze waffenfähige Mannschaft von Königshofen soll damals umgekommen sein. Zwei Tage später wurde der von Würzburg heranrückende Tauberhaufen auf dem felderflachen,

deckungslosen Gäu bei Sulzdorf ebenfalls vernichtend geschlagen. Lange nach diesem blutigen Sommer mußte die Ordensherrschaft in Mergentheim ihren Untertanen bei Todesstrafe verbieten, an nächtlichen Zusammenkünften auf dem Turmberg teilzunehmen. Heute hat der Wald das Schlachtfeld überwachsen. Weinberge gürten den Südwesthang. Nur der Wartturm verweist mit seinem hervorkragenden Sandsteinarm auf die Schrecknis der Historie.

Nicht nur der Turmberg, auch die alte Königshöfer Tauberbrücke hat Geschichte erlebt. In dem schon erwähnten Weltbuch von Sebastian Münster heißt es: „Es hot auch viel schöner Steinbrüch do, daraus die Burger jährlich nicht ein kleinen Gewinn schöpfen; und wie klärlich ist zu sehen, so haben die Burger aus ihrem eigen Kosten und Verlegung im 1566. Jahr ein schöne steine Brück über die Tauber gebawen, deren gleichen man im ganzen Taubergrund nit findt . . .“

Leider habe ich bisher noch keine Ansicht dieses Bauwerks gefunden, das dem Hochwasser an Michaeli 1732, dem großen Brückensterben im Taubergrund, erlag. Sehr wahrscheinlich stand sie, wie ihre Vorgängerin, unmittelbar über der Umpfermündung. Damals zog die Talstraße ja noch links der Tauber dahin, während heute die Bundesstraße rechts des Flusses läuft. Der Schüpfergrund gehörte zum mainzischen Centgericht Königshofen, wohl ein Relikt aus den Tagen, da hier ein karolingischer Königshof bestand. Ein Jahr vor dem denkwürdigen Brückenbau, 1565, heißt es, daß „alle mißtätigen Personen“ aus dem Schüpfergrund „dem Mainz'schen Beamten zu Königshofen zu ihrem Gehorsam an die Tauberbruck geliefert werden“. 1647 behaupteten sich an der Königshöfer Brücke auch die rebellierenden Weimarer Reiter gegen den französischen Feldherrn Turenne. Gustav Freytag hat in seinen „Ahnen“ dieser Episode gedacht. Im Gemeindearchiv zeigte mir der Ratschreiber die Ortschronik dieses kriegerischen Jahrhunderts. Die Blätter wa-

ren zwei Finger dick von einem Säbelhieb durchschnitten.

Der massige Vierecksturm der Pfarrkirche mit seiner lustigen Laterne, gleich hinterm Amtshaus des Erzstifts Mainz, ist Nachfolger einer St. Martins-Basilika. Dieses frühe Gotteshaus wurde 823 in einer Urkunde genannt. In ihr wurde eine Schenkung der fränkischen Hausmeier Karlmann und Pippin ans junge Bistum Würzburg bestätigt. 889 erhielt Würzburg auch noch den Zehnten aus den königlichen Fiskalgütern der „villa Chuningeshofa“ zugesprochen. Die Edelfreien von Luden, die Hohenlohe und ein Heinrich von Sickingen tauchen später als Besitzer auf, ehe Königshofen 1418 an Mainz verkauft wird. Das Erzstift hat seinen südöstlichen Außenposten in der Folgezeit immer wieder verpfändet.

1192 schenkte Kraft von Boxberg dem Johanniterorden Weinberge in Königshofen. Sicher ist die Rebkultur aber schon Jahrhunderte älter. 1865 grünte hier der Weinstock noch auf 165 Hektar. Heute stehen gut 16 Hektar im Ertrag, vor allem am Turmberg, am Kirchberg und im orchideenreichen Walterstal jenseits der Tauber. Hier ist ein renommiertes Weingut zu Hause; am Turmberg liefern die Weinbergsbesitzer bei der Genossenschaft in Beckstein ab, und am Kirchberg hat das Staatliche Rebgut Lauda etwas Besitz.

Wenn im September der Trubel der Königshöfer Meß anhebt, schenkt hier auch wieder ein Heckenwirt in der Wohnstube aus. Dann kann sich unverhofft der fromme Wunsch erfüllen, mit dem Josef Dürr sein eingangs zitiertes Gedicht beschließt:

Unn wenn sie ausenanner genn,  
Dann drücke si sich fest die Henn:  
„Gäll, wenn's bald nimmi sejne söllt,  
Daa miir uns säh uff dääre Weld,  
Sou wärde mr doch hoffe däffe,  
G-wiiß in Künsoufe  
uns zu traffe!“

# Ein Dichter des Frankenlandes

Arthur Trautmann zum 75. Geburtstag

Von Peter Assion, Walldürn

Das badische Frankenland hat eine beachtliche Reihe von Schriftstellern und Dichtern hervorgebracht, die überörtlichen Ruhm und allgemeine Anerkennung gefunden haben. Namen wie Benno Rüttenauer, Juliana von Stockhausen, Wilhelm Weigand oder Hans Anton Sack haben nicht nur im Land zwischen Neckar und Main einen guten Klang. Den Lyrikern unter ihnen stellte sich in den vergangenen Jahrzehnten ein Autor zur Seite, der zwar aus Mittelbaden gebürtig ist, aber nicht weniger ein fränkischer Dichter genannt zu werden verdient: Arthur Trautmann, der langjährige Bürgermeister von Walldürn. Das Frankenland verdankt ihm eine stattliche Anzahl von Gedichten, die engagiert und pointiert sein Lob verkünden. Grund genug (und nicht nur für den Heimatfreund), Dr. Trautmann zu seinem 75. Geburtstag, den er am 11. Mai dieses Jahres in seinem Haus in Müllheim begehen konnte, nicht nur als Kommunalpolitiker, sondern auch als literarische Persönlichkeit eine Betrachtung zu widmen.

Hätte der aus Boxberg stammende Historiker Prof. Karl Hofmann das von ihm geplante Werk zur Geschichte der fränkischen Literatur vollenden können: Arthur Trautmann hätte darin gewiß ein Kapitel eingeräumt werden müssen, reflektiert seine Lyrik doch Erfahrungen, die während langer Jahre im Frankenland gewonnen wurden. In der fränkischen Wallfahrtsstadt Walldürn, die ihm zweite Heimat war, hat sich sein lyrisches Talent erst voll entfaltet. Hier boten ihm Menschen und Landschaft die Themen und Motive zu seinen Dichtungen. Hier erschienen die ersten Gedichte in Zeitungen und Zeitschriften und wurde 1961 auch der erste Gedichtband aufgelegt<sup>1</sup>). Ein fränki-

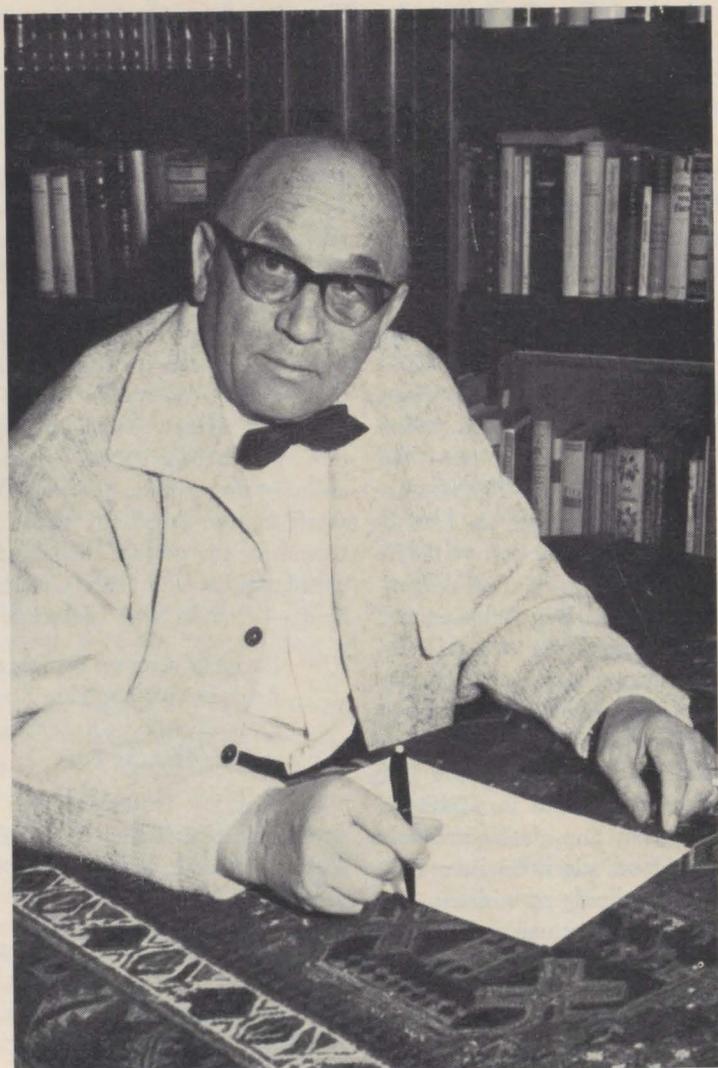
scher Dichter also schon aufgrund dieser äußeren Umstände? Mehr noch gewiß aus schwieriger wägbaren, subjektiven Gründen. Es bestand wohl eine Art Wahlverwandtschaft zwischen Dichter und Landschaft. „Herb und einsam wie die Muschelkalkhöhen des Gebietes zwischen Neckar, Tauber und Main“ — so wurde Arthur Trautmann in einer früheren Würdigung seines Schaffens charakterisiert<sup>2</sup>). In seiner Biographie dokumentiert sich die gleiche Wahlverwandtschaft in dem Entschluß, nach längerer Abwesenheit ein zweites Mal nach Walldürn zurückzukehren. In dem Gedicht „Heimatland — Frankenland“ bekannte er damals:

Ihr mögt rühmen, ihr mögt preisen,  
Reich ist euer Land am Rhein.  
Dennoch will i c h Franke heißen  
und der Heimat Treu'ster sein!

Daß sich Dr. Trautmann, der Altbadener, darüber hinaus als Anwalt und Dichter ganz Badens verstand, war ihm stets eine Selbstverständlichkeit.

Geboren wurde der Jubilar am 11. Mai 1894 in Ettligen als Sohn der Bierbrauer- und Gastwirtsheleute Leopold und Anna Trautmann, geb. Kuny. Nach seiner Promotion 1920 zum doctor iuris utriusque an der Universität Heidelberg — vier Jahre lang hatte der Erste Weltkrieg das Studium unterbrochen —, trat Dr. Trautmann in den höheren staatlichen Justizdienst ein. 1925 wurde er erstmals zum Bürgermeister der Stadt Walldürn gewählt. Initiativen auf allen Gebieten kennzeichneten jene erste Amtsperiode, die bis 1929 dauerte.

Von 1929 bis 1934 machte sich Dr. Trautmann als Bürgermeister von Schwetzingen einen Namen. Von den Machthabern des



*Arthur Trautmann*

„Dritten Reiches“ verfemt, gab dem leidenschaftlichen Politiker jedoch erst die Nachkriegszeit wieder Gelegenheit, sich auf dem Felde der Kommunalpolitik zu bewähren. 1948 wurde er abermals zum Bürgermeister von Walldürn gewählt und 1954 in diesem Amt mit 98,7 Prozent der abgegebenen Stimmen — ein seltenes Vertrauensvotum — bis 1966 bestätigt. Als Dr. Trautmann vor drei

Jahren aus dem Walldürner Rathaus schied, bestätigten ihm die Abschiedsreden, daß seine Amtszeit „Geschichte gemacht hat“. Mit Energie hatte er dafür gekämpft, auch diesem lange vernachlässigten Landesteil seinen Anteil am wirtschaftlichen Aufschwung zu sichern. Eigenwilligkeit kennzeichnete seinen Amtsstil, und nicht immer war er, der Sozialdemokrat, den Kollegen ein bequemer

Partner. Leistung wird am Erfolg gemessen, und für denjenigen Dr. Trautmann schlägt zu Buche, daß sich unter seiner Amtsführung Walldürn aus einer abseits gelegenen, noch vorwiegend landwirtschaftlich strukturierten Kleinstadt zu einer modernen Wohn-, Schul-, Amts- und Garnisonsstadt entwickelt hat. Dr. Trautmann machte Walldürn zum Sitz zahlreicher neuer Institutionen und war darüber hinaus in überörtlichen Gremien für das ganze Frankenland tätig. Schon jetzt dankt ihm eine Straßenbenennung in Walldürn sein historisches Verdienst.

Was hat all dies mit dem Dichter Arthur Trautmann zu tun? Man hat sich angewöhnt, den Dichter, der nicht seine Berufung zum Beruf gemacht hat, abschätzig zu betrachten, seine Hervorbringungen als bloße Gelegenheitsgedichte zu werten, und zwar vor allem dann, wenn sie sich in keine der herrschenden Zeitmoden einordnen lassen. Eine solche Betrachtungsweise würde indessen nicht allen literarischen Erscheinungen der Zeit gerecht und erkennt, daß „modern“ noch kein Werturteil an sich darstellt. In der Tat ist Trautmann kein moderner Dichter und will es im Streben nach zeitloser Aussage auch garnicht sein. Er verschmäht weder Reim und regelmäßigen Rhythmus, noch gleichgebaute Strophen und sonstige traditionellen Mittel. Vorbilder sind nicht Baudelaire und Bann, sondern Goethe und Heine, Hebel und Eichendorff, deren Wertvorstellungen Trautmann auch heute noch verbindlich sind. Entscheidend ist jedoch der aus solchen Traditionen entwickelte persönliche Stil, und von diesem ist des dichtenden Bürgermeisters persönliches Geschick, sein Dasein als Mann der Politik nicht zu trennen.

Bezeichnend für Trautmanns Verse ist die Mischung von emotionalen und rationalen Elementen, von Erleben und Deutung seiner Umwelt. Schon in seinen frühen Versen, und in seiner heutigen Gedankenlyrik noch mehr, dringt immer wieder der Philosoph hindurch, der hinter der Welt der Erscheinungen die

ewigen Bezüge und den höheren Sinn zu entdecken und ins Wort zu retten sucht. „Es beglückt mich, Erlebtes oder Erdachtes in Reimen zu sagen. Im Schweigen der Nachtstunden erwacht in mir das besinnliche Denken und Nachdenken, und der grübelnde Geist sucht nach Erlösung in Reimen — ein geheimnisvoller Bann, dem der Poet preisgegeben ist“, hat Dr. Trautmann in einem Rundfunk-Interview 1967 von seinem Schaffen gesagt. Wir halten dafür, daß gerade das Leben als Bürgermeister, die tägliche Konfrontation mit der prosaischen Realität, die musische Seite seiner Persönlichkeit immer wieder herausgefordert und zur philosophischen Durchdringung und lyrischen Formulierung seiner Lebenserfahrungen veranlaßt hat.

Von dem Bedürfnis, über dem Zeitlichen das Ewige zu gewinnen, sind auch Trautmanns Heimatgedichte geprägt. Seine Gedichte sind Bekenntnisse einer Heimatverbundenheit, die tiefgründiger ist als die für den dort Geborenen selbstverständliche Anhänglichkeit an Wohnort und Geburtsheimat.

Auch heute noch weiß sich Dr. Trautmann dem Frankenland besonders verbunden, wenn er sich auch nach Müllheim im Markgräflerland zurückgezogen hat, der Heimat seiner Vorfahren mütterlicherseits, um dort den Lebensabend zu verbringen. Daß ihm dort noch viele frohe Jahre beschieden sein mögen, haben ihm die zahlreichen Glückwünsche zu seinem 75. Geburtstag zum Ausdruck gebracht.

<sup>1)</sup> Arthur Trautmann, „... poetisch gesehen“. Verlagsdruckerei Hermann Wittemann Buchen, 1961. — Zahlreiche Gedichte des Autors erschienen außerdem in der Tageszeitung „Fränkische Nachrichten“, Buchen-Walldürn, sowie in den Heften der Badischen Heimat und den Ekkhart-Jahrbüchern. Ein Teil der Gedichte ist von Prof. Niedermeyer, Mosbach, und Berthold Waßmer, Ettlingen, auch vertont worden.

<sup>2)</sup> Heinz Bischof, Dr. Arthur Trautmann, ein Musensohn auf dem Amtssessel. Ekkhart, Jahrbuch für das Badner Land, 1961, S. 57 ff.

# Gedichte von Arthur Trautmann

## Fränkische Kleinstadt

Geborgen hinter klasterdicken Mauern,  
Bewacht von Türmen, die ins Weite spä'n,  
Steh'n Giebel, die Jahrhundert' überdauern,  
Die hoch auf Märkte und in Gassen seh'n.

Wie damals rauscht der Brunnen auch noch  
heute  
Sein plätschernd Lied nach alter Melodei.  
Wie damals tönt der Glocken traut' Geläute  
Aus einer Zeit, die lange schon vorbei.

Wie damals steh'n Madonnen mit dem Kinde,  
Verwittert Werk, das liebevoll geschmückt.  
Laut knarrend dreht der Turmhahn sich im  
Winde,  
Vom ersten Frühbrotscheine schon beglückt.

Noch eh' der Tag will grau'n und es will  
dämmern,  
Zieht schweren Schritts der Landmann hin  
zur Flur.  
Hell klingt vom Amboß her ein emsig  
Hämmern  
Zum frühen Schlag der alten Rathausuhr.

Der Nachbar weiß noch um des Nachbarn  
Mühen,  
Und seines Nachbarn Sorgen kennt er auch.  
Wenn spät die Hände ruh'n im Abendglühen,  
Steht plaudernd man, wie es seit eh der  
Brauch.

Und scheidet einer aus dem Erdenleben,  
Dann schenkt man betend ihm das letzt'  
Geleit.  
Geweihetes Wasser will der Freund ihm  
geben,  
Als Trost und Gruß am Tor der Ewigkeit.

Doch jede Zeit hat auch ihr eigen Walten,  
Jed' jung' Geschlecht hat seinen eig'nen Stil.  
Doch soll zum Alten Neues sich gestalten,  
So weist der genius loci Weg und Ziel.

Man kennt der kleinen Städte Schicksalswege.  
Bald trieben Seuchen, Krieg und Not ihr  
Spiel,  
Bald schuf ein Neuerblühen ihr Gepräge,  
Wie es bald so, bald so der Zeit gefiel.

Willst du der Kleinstadt Würde recht  
ermessen,  
Lies ihre Chronik, vieles sagt sie dir.  
Und was des Schreibers Federkiel vergessen  
Steht treulich ins Gesicht geschrieben ihr.

## Heimatsehnen

Im Odenwald singen die Wälder ein Lied,  
Das tief in der Seele verklingt,  
Das mit mir die Straßen des Lebens  
durchzieht  
Und stets von der Heimat mir singt.

Im Odenwald läuten die Glocken so schön,  
Ihr Läuten ist wie ein Gebet;  
Und der Herrgott segnet die Täler und  
Höh'n  
Und den Landmann, der gläubig dort sät.

Im Odenwald glänzen die Sterne so licht,  
Mein Herz schlägt vor Heimweh so schwer -  
Ich suche den Frieden und finde ihn nicht,  
Denn ich liebe die Heimat so sehr.

## Einsam

Wer einsam trauert und verlassen,  
Vergessen, ohne Lieb' und Hassen,  
Der ist nur müde noch und wund,  
Gequält von Weltschmerz und von Sehnen,  
Von ungeweinten bitt'ren Tränen,  
Wird ihm zum Schicksal jede Stund'.

## Herbst im Odenwald

Wieder klingt vom Neckarstrand  
Fröher Sang beim Wein,  
Und sie zieh'n zum Frankenland  
In den Herbst hinein.

Oh, wie ist die Welt so schön  
In der Erntezeit,  
Wenn des Odenwaldes Höh'n  
Steh'n im bunten Kleid.

Wenn die Halden voller Wein  
In der Sonne glüh'n  
Und im ersten Frühbrotschein  
Schon die Schnitter zieh'n.

Wenn der Ähren schwere Tracht  
Lind im Winde weht  
Und des Sommers frohe Pracht  
Still zu Ende geht.

Wand'rer im Madonnenland  
Grüß mir Berg und Tal!  
Grüß am stillen Wegesrand  
Auch der Heil'gen Mal!

Fernab von der lauten Welt  
Wandert sich's so gut.  
Festlich prangen Wald und Feld  
In der Farbenglut.

Kehrst du bei den Franken ein,  
Sag', ich komme bald,  
Denn mich lockt der Frankenwein  
Und der Odenwald.

## Richtspruch

Solang' das Dach noch offen steht,  
Schaut himmelwärts, spricht ein Gebet:  
Gott schütz' dies Haus zu jeder Stund',  
Er segne es vom First zum Grund,  
Behüte es vor Feuersnot  
Und schenke dem ein ehrlich Brot,  
Und für sein Tagwerk frische Kraft,  
Der in dem Hause strebt und schafft.  
Der Genius der Einigkeit  
Bewahr' das Haus vor Zank und Streit,  
Und Güte herrsche allerwärts,  
Und jedem schlag' ein golden Herz.  
Wir Werkleut setzten Stein auf Stein  
Und fügten Tor und Fenster ein.  
Zum Schutz gen Wetter, Sturm und Nacht  
Wird jetzt das Dach noch dicht gemacht.  
Als Zeuge einer ernsten Zeit  
Soll steh'n das Haus geschlechterweit,  
Um fernen Enkeln noch zu sagen,  
Wie wir, durch Krieg und Leid geschlagen,  
Aus Schutt und Trümmern neu gebaut  
Und nur auf Gott und uns vertraut.

## Alt-Walldürn

Alt-Walldürn, Jahrhundert' schon berufen  
Für all die Beter an des Altars Stufen,  
Schenk allen Trost, die knien im Erdenstaube,  
Den Scharen, die da führt ein heil'ger Glaube.

Alt-Walldürn, hoch ragt aus deinen Mauern  
So stolz der Dom, als sollt' er ewig dauern,  
Und deine Wälder singen fort ihr Lied,  
Das übermächtig in den Bann uns zieht.

Alt-Walldürn, dem Frankenland zu eigen,  
Du führst der Frankenstädte schönen Reigen,  
Du trägst die Krone im Madonnenland,  
Du stehst gekrönt von Gottes eig'ner Hand.

# Gleich stillen Säleuten

## Ein Lebensbild aus Nordbaden

Von Joseph Müller, Diedesheim

Ringende Menschen hat es in der Südwestecke Deutschlands seit Jahrhunderten gegeben. Unter den großen Denkern und im schlichten, einfachen Volk. Manche haben ihren Namen ins Buch der Geschichte eingetragen, anderen hat die Nachwelt die Anerkennung versagt. Lorbeeren hat die Welt und Distelkränze oft für dieselbe Tat, sagt der Dreizehnlindendichter. Vom Lebenswerk jener, denen der große Ruhm nicht beschieden war, zehrte Mit- und Nachwelt aber doch. Wo guter Samen ausgestreut wird, geht ein Teil irgendwie auf und trägt Frucht. Von stillem Wirken sollen die nachfolgenden Zeilen handeln, in denen wir vom Schicksal einer Frau hören. Freunde der Heimat erinnern sich ihrer gerne. Solche Lebensbilder sollten aber immer wieder neu gezeichnet werden, damit die Kunde davon nicht ganz erlischt und die junge Generation am hochgemuten Sinn solcher Badener sich aufs neu begeistert.

### Auguste Bender, die Dichterin des Schefflenztales

Oberschefflenz, östlich von Mosbach gelegen, ist ein Ort, der sich durch imposante Fachwerkbauten auszeichnet. Ganze Straßenreihen erhalten ihr eindrucksvolles Gepräge durch die malerischen Häuser aus alter Zeit. Fachmännisch durchgeführte Restaurationen sorgen dafür, daß diese alten Zeugen handwerklicher Tüchtigkeit in neuem Glanz erstrahlen. Oberschefflenz hätte nach kaiserlicher Urkunde Stadt werden sollen, denn gleiche Rechte sollte es haben, wie die Reichsstadt Wimpfen. Der Zeitenlauf brachte eine andere Entwicklung, als das Reichsoberhaupt und tatkräftige Bürger erwarteten. Die Vergangenheit spricht aber auf Schritt und Tritt uns an. An einem herrlichen Herbstsonntag hatte ich die Erkundungsfahrt nach Ober-

schefflenz unternommen. Ein geruhames Schlendern durch Straßen und Seitenwege. Überall vor den Häusern die blühenden Dahlien und Astern. Das nötigte zu öfterem Verweilen vor den malerischen Szenerien. „Da oben steht das Elternhaus der Dichterin“, lautete eine Auskunft. Wenige Minuten darauf trat ich vor das Anwesen, das sich als Bauernhaus aus dem vorigen Jahrhundert darbot. Die alte Haustüre noch, wie solche die Schreiner um 1800 zu fertigen pflegten. Eine unscheinbare Tafel kündet, daß hier Auguste Bender 1846 geboren wurde. Ich trete ein und bitte, das Haus besichtigen zu dürfen.

Erstes und zweites Stockwerk finde ich modernisiert. Dann aber steige ich noch eine Treppe empor zu dem Raum, wo die Wände bucklig sind, mit Kalkfarbe getüncht, ganz wie es in Behausungen sparsamer und armer Familien vor dem Ersten Weltkrieg noch üblich war.

Ich ließ mir von der Frau des Hauses erzählen: Das war das Zimmer der Dichterin. In dem Raum spürt man noch etwas von den Lebensumständen, unter denen die Gustel in die Welt eintrat.

„Der rauhe Märzwind, der in meine Wiege blies, ist vorbedeutend für mein ganzes Leben geworden“, schreibt die Frau, für die das Schicksal einen auffallend harten und bitteren Daseinskampf vorgesehen hat. Sechstes Kind in einer Bauernfamilie, wo Arbeit und äußerste Sparsamkeit ehernes Gesetz war.

Von der mit Arbeit überbürdeten Mutter erzählt die Dichterin, daß die arme Frau insbesondere im Spätjahr wochenlang keine Nachtruhe im Bett genießen durfte. Die Nachtstunden mußten genützt werden zum Waschen, Flickern und Dörrobst bereiten.

Wenn die Bäuerin in der kühlen Morgenfrühe mit Hacke oder Sense hinaus aufs Feld schritt, ist es mehr als einmal vorgekommen, daß sie der Erschöpfung wegen auf einem Feldweg niedersank und auf dem kalten Boden schlummerte, bis nachfolgende Leute sie weckten.

Mit Kindern wurde wenig Federlesens gemacht. Sobald es Alter und Kräfte erlaubten, mußten Buben und Mädels mithelfen. Die Mädels viel im Haushalt. Mit elf Jahren mußte Gustel schon alle bäuerlichen Mahlzeiten selbst zubereiten und Viehfüttern besorgen. Die Waschtage, wo jedes Stück mit der Hand durchgerieben werden mußte, brachten Extraarbeit. Zum eigenen Haushalt kam noch Aushelfen bei Verwandten in Adelsheim. Wenn dort eine Wöchnerin lag und der Aushilfe bedurfte, mußte die elfjährige Gustel, auf sich gestellt, einen ganzen Haushalt besorgen.

Schule war Nebensache. Um diese war es ohnedies dürftig genug bestellt. Es kam sogar vor, daß mal die Frau eines Handwerkers die Unterrichtsstunde hielt. Dieser passierte es, daß sie selbst manch ein Wort nicht lesen konnte. „Überhüpf“, war der rasche Trost, den diese Lehrerin einem Kind zurief. Dabei hatte die kleine Gustel einen seltenen Bildungshunger. War die Mutter auch eine unter schwerer Last gebeugte Frau, so besaß sie doch ein reiches Innenleben. Der Vater war ein rauher, harter Mann, ein kerniger, derber Bauer, dem es schon zuviel war, wenn Mutter und Töchter auf Sonntage die Wohnung etwas gründlicher putzten. Kein Wunder, daß es Gustel immer zur Mutter hinzog, die so viel von früher zu erzählen wußte, von den vielfältigen Erlebnissen ihres Vaters, der in den letzten Zeiten der alten Pfalz Soldat gewesen und die harten Kämpfe an der historischen Brücke zu Heidelberg mitgemacht und anschließend die Strapazen manches Feldzuges erduldet. Halbverklungene Sagen, Mären, auch innige Volkslieder überlieferte die Mutter der Tochter.

So waren besonders im Winter die Spinnabende, oder die Stunden, wenn gestrickt und genäht wurde, von reichem geistigen Gewinn für das Schefflenzer Bauernmädels.

Daß die Gustel mit elf Jahren schon Gedichte von vollendetem Versmaß schrieb, mußte gewiß als etwas außerordentliches gelten. Doch bei den unter hartem Lebenskampf stehenden Bauersleuten war das etwas ganz Nutzloses und fand keine Beachtung. Die Volksschulzeit ging zu Ende. „Das hatte in meinem jungen Leben keine weitere Bedeutung, als daß ich nun als vollwertige Arbeitskraft galt“. So schrieb die Dichterin in ihren Erinnerungen „Auf der Schattenseite des Lebens“. Was mußte alles in jenen Zeiten gearbeitet werden, da die Landwirtschaft noch keine Maschinen kannte. Beim Repshacken verfaßte das trotz primitiver Bildung geistig erstarrte Mädels den „Sonnenhymnus“, das erste Gedicht, das das kleine Mosbacher Lokalblättchen abdruckte. An einem großen Waschtage erhielt Gustel die Kunde, daß ihre poetische Schöpfung einem Leserkreis der Umgegend vorgelegt worden sei. Alles schien sich um mich zu drehen, jetzt mußte etwas geschehen, um eine Wende zu bringen, um den ersten Schritt zu einem höheren Bildungsgang zu tun. Aber es geschah zunächst nichts.

Der Rhythmus des bäuerlichen Lebens ging weiter. Feld, Küche, Stall heischten Arbeit ohne Pause. Nur wenige Sonntagsstunden brachten kurze Abwechslung mit geistiger Tätigkeit. Auch das heranwachsende Mädels war wie das Kind zart besaitet. Schlachtfest ist doch von jeher im Bauernhaus ein besonderer Tag des Genusses. Gustel drückte sich um all die Vorgänge des Schlachtfestes so gut sie konnte. Es war ihr etwas Grausiges, in die Küche zu gehen, wo die Teile des zerlegten Schlachttieres ausgebreitet lagen. Fleischlose Kost war dieser andersgearteten Bauerntochter am liebsten. Um so tragischer erscheint es, daß die spätere Dichterin bei einem Festmahl in USA nur einen Bissen

Schinken genoß und . . . an Trichinen erkrankte.

Eines Tages traf in die Jungmädchenzeit doch eine Kunde, die Hoffnung auf baldige Wende des Lebensweges aufkeimen ließ. Die Postverwaltung hatte den Morsetelegraphen in Betrieb genommen. In großen Städten wurden auch Telegraphistinnen angestellt. Das wäre etwas, dachte Gustel. Ein erstes Hemmnis tat sich aber auf: Es wurde eine Fremdsprache, Französisch, verlangt. Es setzte heftige Kämpfe im Elternhaus ab, bis der Vater die Erlaubnis erteilte und auch einwilligte, daß die Tochter nach Mosbach übersiedelte, um sich dort Unterricht in der fremden Sprache geben zu lassen.

Seltsam war das Quartier, das Gustel zu beziehen hatte. Auf dem Rathausspeicher war ein Gelaß mit einem Bretterverschlag. Fenster hatte der Raum nicht, nur eine Dachluke. Die junge Mieterin mußte auf einen Tisch steigen und den Kopf recken, um nur einen Blick von Dächern und waldigen Höhen erhaschen zu können. Die Nachtstunden brachten ein schauriges Konzert. Auf dem Rathausspeicher hausten Scharen von Ratten, die pfeifend und raschelnd und polternd die Nächte durchkrambolten. Nur ein ganz beherztes Mädel hielt es bei solcher Nachbarschaft aus. Im fremdsprachlichen Unterricht flog Gustel förmlich dem Ziele zu. Die Prüfung wurde bestanden. Das Mädel, das einst den Sonnenhymnus beim Repshacken verfaßte, wurde in Karlsruhe Telegraphistin. Aber in langem Nachtdienst ruinierte die Dichterin ihre Gesundheit. Es begann eine quälende Schlaflosigkeit, die bis ins hohe Greisenalter nicht wich. Die männlichen Postbeamten waren damals nicht gerade höflich und ritterlich den Damen gegenüber. Telegraphistin bleiben? Nein. Das Lehrseminar in Heidelberg nimmt die Strebsame auf. Gustel ist bereits 24 Jahre alt. Ihre hohe Geistigkeit erregt im Seminar Aufmerksamkeit. Gustel schafft jedes Pensum spielend. Der Abschluß ist glänzend. Doch was nützt

das Diplom, wenn keine Anstellung folgt. Nur wenige weibliche Lehrkräfte waren an Mittelschulen tätig. Wer keine Beziehungen zu höheren Herren hatte, durfte nicht hoffen, je eine solche Stelle zu erlangen.

Da ein Fürsprecher fehlte, versuchte das auf harten Daseinskampf eingestellte Mädel sein Glück in England. Was die junge Bender fand, war kein geistiges Klima, in dem sie sich hätte wohl fühlen können. Es folgt ein kurzer Aufenthalt im Heimort, worauf ein seltsamer Zwischenfall ihr ohne Kosten eine Reise ins Ausland bringt. Prof. Dr. Otto, einer ihrer Lehrer im Seminar, begegnete ihr in Heidelberg auf der Straße. Dieser Sprachgelehrte kannte die Fähigkeiten der einstigen Schülerin und empfiehlt sie einer Dame, die aus USA gekommen und eben im Hotel „Russischer Hof“ in Heidelberg weilte. Auguste Bender darf Konversationsunterricht geben und nachher die reiche Dame ins Ausland begleiten. Mit ihrem Gatten verläßt die Amerikanerin Heidelberg. Paris ist das nächste Ziel. Die Weltstadt zur Zeit Napoleons III. bringt Eindrücke, von der sich die Schefflenzer Bauerntochter nie hätte träumen lassen.

Die Amerikanerin reist nach Italien. Auguste Bender wandert durch die Straßen der Ewigen Stadt. Nach einem Besuch der Lateran-Basilika findet sie in einem Hag Veilchen. Veilchen wie an den Schefflenzer Rainen. Sie bricht gerührt in Tränen aus.

Eine Stelle auf die Dauer hatte sich aus der Begleitung der Amerikanerin nicht ergeben. Einen Schicksalswink mag Auguste Bender aber darin ersehen haben, es im Lande des Sternenbanners als Lehrerin zu versuchen. Im Oktober 1871 trägt sie ein Schiff, halb Dampfer, halb Segler, über den Atlantik. Die Mißgunst des Schicksals vereitelt auf seltsame Weise alle weiteren Bemühungen. Die junge Deutsche wird zu einem Festessen eingeladen. Zu Ehren eines Mr. Louis Büchner haben sich viele Freunde aus dem alten Vaterland versammelt. Obwohl seit Jugend der

Fleischkost abgeneigt, versucht Miß Bender etwas von dem herumgereichten Schinken. Trichinenerkrankung ist die Folge. Voll bitterer Ironie schreibt sie: „Statt mit einigen hundert Dollar, kehrte ich mit Millionen Trichinen in die Heimat zurück.“ „Mir griff des Lebens harte Faust schon in die zarten Mädchenlocken“, so hat die Dichterin singen und sagen können. Des Lebens harte Faust hat sie nicht losgelassen. Zwischen 1871 und 1897 hat sie elfmal die Ozeanreise mit dem Ziel USA gewagt. Wäre nicht die stark ins Wanken geratene Gesundheit ein stetes Hindernis für dauernden Erfolg gewesen, dann hätte sie vielleicht doch einmal für länger festen Fuß in der Neuen Welt gefaßt. Ihr pädagogisches Talent, ihr umfassendes Wissen und Können, vor allem in Sprachen, fanden Anerkennung, wo immer sie sich der Ausbildung junger Menschen widmete. Als der USA-Diplomat Bayard Taylor der deutschen Lehrerin seine Tochter anvertraute, erntete Auguste Bender hohe Anerkennung. Es blieben aber nur vereinzelte Lichtblicke, die ihr drüben beschieden waren. „Eine Illusion nach der anderen habe ich über Bord geworfen.“ Ein herbes Geständnis, das ahnen läßt, wie dornen- und entbehrensreich der Lebenspfad dieser doch so hochgemuten Frau war.

Im alten Vaterland bestand keine Aussicht, als Lehrerin eine Anstellung zu finden, denn die Heimgekehrte zählte nicht mehr zu den Jungen.

Wir, die Menschen einer späteren Zeit, beurteilen die Dichterin nicht nach materiellem Erfolg, war es doch auch einem Heinrich v. Kleist und manchem anderen unserer Geistesheroen nicht beschieden, klingenden Lohn für einzigartige Schöpfungen einzuheimsen. In USA war Auguste Bender eine Kündlerin der deutschen Sprache. Ihr Wirken im Ausland ging einher mit einem lebendig gezeigten Vorbild, was deutsche Frauenart ist.

So viel sie auch von der weiten Welt gesehen, ihr Innenleben schöpfte seinen Reich-

tum am Borne der Heimat. In dem historischen Roman „Die Reiterkätze“ entrollt sie die Geschichte ihres Geburtsortes Oberschefflenz und seiner Umgebung aus den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges.

Wenn einer ihrer Romane den Titel trägt: „Der Kampf ums höhere Dasein“, dann ist damit schon angedeutet, wie sehr das eigene Kämpfen ums höhere Dasein darin einen Niederschlag findet.

Die zweibändige Selbstbiographie gibt wertvolle Einblicke ins Volks- und Zeitgeschehen, wir werden mit Begebenheiten und Sitten vertraut, die sonst nicht so oder nicht so lebendig aufgezeichnet sind. Diese Frau, die selbst so viel Härte und Verständnislosigkeit hat hinnehmen müssen, ergriff die Feder um in der Erzählung „Die Macht des Mitleids“ zu zeigen, wie edlere Regungen die stärkeren sind und sich auf die Dauer durchsetzen. Durch ihre poetischen Schöpfungen weht ein Hauch von Schwermut. Tapfer kämpfte die Geprüfte alle Verbitterung nieder. In ihrem Lebensrückblick meinte sie: „Die Menschen sollen den Sinn der Bergpredigt des Heilands verstehen lernen und praktizieren, dann wird vieles besser werden“.

Eine eigenartige Leistung vollbrachte Auguste Bender als Liebhaberin des Volksliedes. Sie setzte das Werk des Knaben Wunderhorn fort, indem sie die vergessenen und schon fast verklungenen Volkslieder ihres Tales mit Melodien herausgab. Da kein Goethe mehr, wie beim ersten Wunderhorn, dem Werk eine Empfehlung schrieb, stiftete der Großherzog von Baden einen für die damalige Zeit hohen Betrag, um den Druck zu ermöglichen.

Mit Hans Thoma, dem Altmeister deutscher Kunst, stand die Dichterin in regem Gedankenaustausch. Hans Thoma war es auch, der dem Lebenswerk der Dichterin Achtung und Würdigung entgegenbrachte. Traurig war für die Greisin, daß ihr letzter Lebensabschnitt in die Jahre der großen

Geldentwertung nach dem Ersten Weltkrieg fiel. Mittellos stand die Dichterin allein und verlassen. Hans Thoma hat ihr manche Unterstützung zukommen lassen, wodurch es wohl auch ermöglicht wurde, daß sich ein Unterkommen im Altersheim in Mosbach bot.

Am 6. September 1924 endete im Tode dieses Frauenringen ums höhere Dasein, wo-

bei wir denken können, daß sich das höhere Dasein erst jenseits von Tod und Grab verwirklichte.

Auf dem Mosbacher Friedhof ragt über der letzten Ruhestätte der Stein, den die Stadt zugleich auch als Denkmal errichtete. Eine feinsinnige junge Dichterin, die früh verbliebene Hilde Kirsch, hat der Sängerin des Schefflenztales einen Nachruf gewidmet.

---

### Zu Tal

*Rasch trägt das Schiff mich fort zu  
Deutschlands Grenze;  
ein wildes Weh begleitet mich zu Tal.  
Du letzter Strahl aus meines Lebens Lenze,  
sei mir gegrüßt zum allerletztenmal . . .  
Heimat und Fremde haben mir gelogen,  
und treu geblieben ist mir nur der Gram.  
O weh, daß je ich in die Welt gezogen,  
und dreimal wehe, daß ich wieder kam!  
Als Kind hab Muttersorgen ich gelitten,  
und in des Wissensdurstes düsterm Bann  
als Mädchen mit dem Schicksal mich  
gestritten,  
als Weib gerungen wie ein starker Mann.  
Und alles, ach! umsonst. — Die Nächsten  
starben,  
nicht ahnend, was man Leides mir getan,  
daß alle Blüten mir im Keim verdarben  
und ganz verödet meine Lebensbahn.  
Der letzte tiefste Schatten ist gefallen,  
und meine Seele ringt in Todesqual  
wie ein zerfleischtes Lamm in Geierkrallen.  
Auch du, mein Lebensschiff,  
gehst rasch zu Tal.*

*Augusta Bender*

# Der Schüpfergrund

Von Carlheinz Gräter, Lauda

Eine stille Landschaftskammer ist der Schüpfergrund. Er findet erst über die Umpfer zur Tauber, kurz vor Königshofen, wo 1525 die Entscheidungsschlacht des fränkischen Bauernkriegs geschlagen wurde. Genaue gesagt, mündet der Schüpferbach schon bei Sachsenflur ins Umpfertal, ein Nest von einem Dorf mit einem verwitterten spitzkappigen Fachwerkschlößchen, in dem gleich zwei berühmte Männer zur Welt gekommen sind, der Pfarrer Markus Freund, der Astrolog des Dreißigjährigen Krieges, der von der Wiener Hofburg wie von den schwedischen Generälen konsultiert wurde, und der spätere württembergische Hofmusikus Johann Rudolf Zumsteeg, Jugendfreund Schillers auf der Hohen Karlsschule, erster Kompositur der „Räuber“, ein geistvoller Musikus, dem die Balladenmeister Schubert und Loewe viel verdanken.

Hier also, bei Sachsenflur, springt ein kiefenstruppiger Bergsporn in den sich seitab öffnenden Schüpfergrund vor. Es ist der Mühlberg, locker mit Rebzeilen, schwer mit Steinriegeln behäuft. Der Wein, der hier in Streulage wächst, bekommt alle Herbste noch einen kräftigen Schuß Gutedel beigemischt, eine Sorte, die hierzulande Junker genannt, außerhalb des Markgräflerlandes immer seltener wird. 1525, im März, sammelten sich hier im Schüpfergrund die Bauern von Jagst und Tauber „sturmliehen zu hauffen, gleich wie Bienen, wann sie stoßen“. Lorenz Fries, Magister aus dem nahen Mergentheim, Geschichtsschreiber der Würzburger Fürstbischöfe und des Bauernkriegs, erzählt dann weiter, daß die Bauern nach heftigen Reden erst einmal „in das Wirtshaus zum hayligen Wein“ gezogen seien.

Unterschüpf, der erste Talort, hat sich seiner Weinvergangenheit in Gestalt bürgerlich aufwendiger Bauten und vornehmer Renais-

sancetore ein schönes Denkmal gesetzt, heiter-gegenwärtig. Das Wasserschloß inmitten des Dorfes, 1561 von den Rosenbergen vollendet, hat den wehrhaften Gürtel von Wall und Graben verloren. Über der Jahreszahl des Baujahres am Südwestturm steht der Spruch: „Ein Aff Bin ich Genand / Ein Bub bin ich wol Bekand.“ Dazu hat der Bildhauer einen Affen herausgehauen, der das Rosenbergsche Wappen zwischen den Beinen hält. Man hat dieses plastische Intermezzo dahin gedeutet, daß der Turm als Gefängnis gedient habe, das im Volksmund ja öfter als Aff bezeichnet wird. Auch die damals rezipierte römische Rechtssymbolik wurde bemüht, wonach der Bub mit dem Wappen des Gerichtsherrn den vorbeikommenden Buben grüßt.

Bachaufwärts, gegen Oberschüpf zu, steht ein einarmiger Blutstein am Wegrand. Zwei Rebmesser, hier Hippen genannt, waren eingeritzt; das untere Messer zerschneidet ein stilisiertes Herz. Diese lapidare Aussage wird in Oberschüpf mit einem Eifersuchtsdrama motiviert — ein Bursche aus dem Dorf habe da draußen in der Nacht einen Wanderschäfer erstochen.

Nicht weit davon liegt die uralte Kirche im Grünen, von Schüpferbach und Mühlkanal umflossen, ohne Friedhof und das Nest der Häuser. Das romanische Bauwerk bildet mit Chorturm und Schiff eine massive Einheit. Seine schon 805 als *ecclesia*, Leutkirche erwähnte Vorgängerin war wohl nur eine schlichte Holzkapelle gewesen. Um 1300 wurde die Kirche mit Freskenbildern und rotem Rankenwerk ausgemalt. An der Nordwand haben sich die Reste eines biblischen Bilderbogens von der Erschaffung der Welt bis zur Himmelfahrt Christi erhalten; im Chor erscheint schreckhaft groß Christus als Weltenrichter.



*Der Bachlauf und starke Quellen umgürten die anmutig im Grünen gelegene Kirche von Oberschüpf*  
 phot. Carlheinz Gräter

Nachdem der Kirche der Charakter einer Wehranlage mit guten Gründen abgesprochen wurde, bleibt die Frage nach ihrer einsamen, extrem wassergefährdeten Lage. Der Hinweis, die ursprüngliche Muttergemeinde sciffa oder Schipfe habe sich einmal um sie geschart, ehe sie die beiden heutigen Siedlungen entließ, befriedigt nicht; auch in diesem Falle wäre die Gefährdung durch das Hochwasser zu vermeiden gewesen. In seiner Historie der Orte Unterschüpf und Oberschüpf hat Pfarrer Leutwein es 1753 klar ausgesprochen: „Sie lieget am allerungünstigsten Ort.“ Genau 200 Jahre später, 1953, stand das Hochwasser wieder bis zu den Banksitzen.

Rund um die Kirche sprudeln starke Quellen, und im Ort hat sich die Sage von Wasserfräuleins erhalten. Das führt uns auf die These, ein heidnisches Quellheiligtum sei hier in früher christlicher Zeit durch den Bau einer Kirche befriedet, der Sitz dämonisierter Naturgeister damit neutralisiert worden. In der Tat wäre dies nicht nur die einfachste, sondern auch einleuchtendste Erklärung. Daß ein wundertätiges Marienbild die Wallfahrer anzog, auch nachdem Oberschüpf von Albrecht von Rosenberg zum protestantischen Glauben geführt worden war, gibt dieser Vermutung Auftrieb. Noch im vorigen Jahrhundert machten die Mergentheimer Wallfahrer auf dem Weg nach Walldürn bei offener Kirchentür hier Station. Um 1840 soll dann das Madonnenbild nach Unterbalbach gewandert sein.

Auf die Frage nach alten Winzerhäusern führte man mich im Dorf in die Grabengasse, zum „Fischhaus“. Seinen Namen verdankt es einem inzwischen abgelassenen Weiher. Stark überkragend, verwittert, baufällig schon, trug der Fachwerkbau die Jahreszahl 1619 überm geschnitzten Pforteneingang. Der erste Stock zeigte zwei Brüstungstafeln, ebenfalls Schnitzwerk: im rechten Feld zwei gefiederte, sich zueinander neigende ornamentale Wesen, links zwei auseinanderstrebende Schlangenleiber, wie sie mir ähnlich im Portal der Sigismundkapelle von Oberwittighausen wieder begegneten. Eine ältere Frau, die im Garten harkte, deutete nach einigem Hin und Her an, daß es sich bei den gefiederten Wesen rechts um „Engel“ handle; auf die Frage nach den Schlangen zuckte sie mit den Achseln. Antwort genug. Trotz der Ornamentensprache der Renaissance war klar, daß es sich hier um dualistisches Gedankengut handelte. Die Schlangen von Oberschüpf und Oberwittighausen entsteigen der gleichen unterirdischen Strömung.

Reste blauer Bemalung lassen noch etwas von der zwitschernden Farbenfreudigkeit des

Fischerhauses aufklingen. Verblichene, etwas schwerlidrige Eleganz zeigte auch der Turm des neuen Schlosses im Dorf; er ist der einzige unveränderte Zeuge des 1587 errichteten Baues, in dem heute Rathaus und Schule untergebracht sind. Völlig verschwunden ist die Burg der Reichsschenken von Schipfe auf einem Bergsporn überm Dorf. Ein 1144 als staufischer Gefolgsmann erwähnter „Waltherus de Schippe“ wird auch als Bauherr angesehen. Als einer seiner Nachkommen, Ludwig von Schüpf, sich mit dem Kaisersohn Heinrich von Hohenstaufen 1234 gegen Friedrich II. empörte, mußte er den kaisertreuen Hohenlohe „1000 Mark lötligen Silbers“ als Schadenersatz zahlen. Die Hohenloher steckten dafür die Burg ein, mußten sie aber 1316 von Mainz zu Lehen nehmen; die Folge verworrener und sich überschneidender



Das einstige Wasserschloß der Rosenberger in Unterschüpf  
phot. Carlheinz Gräter

Herrschaften wurde erst 1806 nach der Mediatisierung der fürstlich-leiningenschen Herrschaft durch das Großherzogtum Baden beendet.

Die Burg aus staufischer Zeit wurde 1470 bei einer Vergeltungsaktion gegen die in Boxberg hausenden Raubritter Georg, Arnold und Michel von Rosenberg gründlich zerstört. In den folgenden Jahrhunderten diente die Ruine als Steinbruch. 1893 ließ Dekan Schenk von Unterschüpf graben. Neben zahlreichen Kleinfunden wie gotischen Ofenkacheln, Schmuckstücken, Waffen und Werkzeugen fanden sich im Brandschutt architektonische Skulpturen aus romanischer Zeit, die mit den von Burg Krautheim über der Jagst und der Burg Wildenberg im Odenwald bekannten Formen übereinstimmen.

Der Wald, der die Trümmer der Burg überwächst, ist das grüne Kapital der Gemeinde, zumal außer Blauklee und Dinkel auf dem kargen Boden wenig gedeiht. Zwischen 1825 und 1955 sank die Einwohnerzahl um ein Fünftel. Vom Weinbau — Rotgewächs, wohl Tauberschwarz, herrschte einst vor — ist so gut wie nichts geblieben. „Im Schüpfergrund trinket man kein Wasser“, schrieb der schon erwähnte Pfarrer Leutwein in seiner Historie. Er selbst erhielt 40 bis 60 Hektoliter an Weinzehnten, wo-



Der sagenumwittelte „Blutstein“ am Wegrand zwischen Oberschüpf und Unterschüpf

phot. Carlheinz Gräter

von er gut die Hälfte für den eigenen Haushalt verbrauchte — „was als normaliter angesehen werden muß“. Sein Vorgänger, so seufzte er, habe einmal sogar 160 Hektoliter erhalten!

Den Rückgang des Weizehnten und der Rebkultur im Grund — neben den beiden Schüpf-Orten sind hier noch Lengenrieden und Kupprichhausen zu nennen — führt er auf die „öfters sich hier ereignenden, schädlichen und absonderlich schweren Ungewitter“ zurück, „denn dadurch ist es geschehen, daß die gute Erde weggeschoben wurde, die fast ganz ruinierten Weinberge deshalb nicht repariert werden konnten und wüst liegen blieben“.

Das galt vor allem für das fürchterliche Ungewitter des Jahres 1701; zum Andenken an den Schreckenstag des 18. Juni wurde ein Gewitterfeiertag eingeführt, ein lokaler Festtag, der bis heute im Schüpfgründer Kalender steht. Ein junger Kaplan hat 1811 die „Reinhistorische Geschichte“ dieses Unwetters in mehr als fünfzig Strophen besungen. Auch weiter oben im Schüpfgrund waren die Verwüstungen groß —

„Zwanzig Bäume hat allein nur in Lengenrieden oben  
dieses Wasser fortgeschoben, samt dem  
guten roten Wein.“

---

### Der Worte drei . . .

*Ein g u t e s Wort von Dir gesagt,  
Wird wie ein Echo sein,  
Das nicht nach einem Rufer fragt,  
Der es erweckt im Hain.*

*Ein o f f e n Wort aus rechtem Mund,  
Ist wie ein Weggeleit,  
Ist wie ein Licht in dunkler Stund',  
Das leuchtet hell und weit.*

*Ein m u t i g Wort ist wie ein Pfand,  
Zu dem ein Bürge steht,  
Der ohne Scheu sich stets bekannt,  
Wenn's um die Wahrheit geht.*

*Der Worte drei, gleich von Gewicht  
Für einen wackern Sinn;  
Ein feiger Zaudrer spricht sie nicht,  
Der wägt nur her und hin.*

*Arthur Trautmann*

## „Das Meußlein in der Fallen“

Götz von Berlichingen als Amtmann zu Möckmühl und als Gefangener in Heilbronn

Von Oskar Leistikow, Krautheim/Jagst

### Vorbemerkung:

Bei dem Ritter Götz von Berlichingen (1480—1562) muß man Geschichte und Legende wohl unterscheiden. Dichterische Freiheit, wie bei Goethe, hat auch ihr Recht. Nur darf man sie nicht mit historischer Wahrheit verwechseln. Schon zu seinen Lebzeiten waren Wert und Unwert seiner Persönlichkeit stark umstritten. Erbitterten Feinden standen begeisterte Freunde gegenüber, die ihm aus mancher fatalen Lage heraushalfen. So konnte er in erzwungener Ruhe auf seiner Burg Hornberg am Neckar ein Alter von 82 Jahren erreichen.

Auf Grund zuverlässiger Quellen soll hier die Schilderung eines wichtigen, aber oft unrichtig dargestellten Lebensabschnittes folgen. Diese teils schwer erreichbaren Quellen sind am Schluß angegeben.

Die älteren Quellen, auch die sonst gute Oberamtsbeschreibung Heilbronn, enthalten zahlreiche Irrtümer und Widersprüche, die im einzelnen hier nicht kritisch erörtert werden können. Erst durch die langwierigen Forschungen des Heilbronner Stadtarchivars Moritz von Rauch ist ein Höchstmaß an Zuverlässigkeit der Darstellung von Ereignissen erreicht, die 450 Jahre zurückliegen. Weniger bekannt, auch von Götz nicht genannt, erscheint als Führer der Vorhut des schwäbischen Heeres Hans Wolf I. von Schönburg (aus sächsischer Familie), der als der Eroberer der Burg Möckmühl bezeichnet werden muß.

Im bayerischen Erbfolgekrieg 1504 war, außer Weinsberg, Neuenstadt an der Linde, auch das Amt Möckmühl von dem pfälzischen Kurfürsten Phillip verloren und von dem jungen Herzog Ulrich von Württemberg

nach nur sechstägiger Belagerung im September 1504 gewonnen worden. König Maximilian I. entschied auf dem Reichstag in Köln (1505), daß „ein jeder, was er gewonnen hatte, behalten dürfe“<sup>1</sup>). So wurde Möckmühl ein württembergisches Amtsstädtchen, das in Vertretung des Herzogs von einem Amtmann regiert wurde.

1518 trat Götz von Berlichingen, der Ritter mit der eisernen Hand, an die Stelle des bisherigen Amtmanns Cunz Schott<sup>2</sup>). Der Entschluß, seine bisherige Selbständigkeit aufzugeben und württembergischer Beamter zu werden, wurde ihm dadurch erleichtert, daß sowohl sein Landesherr, Herzog Ulrich, als auch er selbst in die Reichsacht erklärt waren und er so auf der festen Burg Möckmühl, die etwa in der Mitte zwischen den berlichingschen Burgen Jagsthausen und Hornberg liegt, eine Zuflucht fand. Sein Jahresgehalt betrug 200 fl zuzüglich Naturalien.

Zwischen dem Herzog Ulrich und Götz war halbjährliche Kündigung des Vertrages auf Jahresende vereinbart. Von diesem Recht hatte Götz 1519 Gebrauch gemacht, da er auf den Rat seines Freundes Franz von Sickingen in den Dienst des Kaisers treten wollte. Aber die Ereignisse eilten schneller als vorauszusehen war. Götz mußte seinem Herzog treu bleiben und unterschrieb dessen Absage an den Schwäbischen Bund. Im Januar 1519 überfiel Herzog Ulrich von Württemberg die freie Reichsstadt Reutlingen, was den Schwäbischen Bund veranlaßte, gegen ihn zu Felde zu ziehen. Nach kurzer Zeit war er aus dem Lande verjagt und am 1. Mai nur das neugewonnene württembergische Unterland noch nicht unterworfen. Götz schreibt: „vnnnd zog doch nichts desto weniger der Bund (das Neckartal) herab, der meinung, daß sie mich wolten vberleihen, vnnnd

mich auß der Meußfallen zu Meckmühl nehmen, wie dann die kazen schon für der Meußfallen waren, vnnd wartten vff daz meußlein, daß sie eß freßen wolten, wie auch geschah, vnnd jch darüber gefangen wurde.“ Am 7. Mai 1519 verhandelte *Wolf I. von Schönburg*, einer der Truppenführer des Schwäbischen Bundes, mit Götz wegen Übergabe der Burg. Weinsberg, Neuenstadt und die Stadt Möckmühl ergaben sich kampflos, worauf Götz von der Burg aus die Stadt zur Strafe beschoß. Die weiteren Ereignisse werden teils in der unten angegebenen Literatur, besonders eingehend von Dr. Conrad Müller in der Geschichte des Hauses Schönburg, Leipzig 1931, geschildert. Hieraus folgt kurz das Wichtigste.

Götz wollte sich nicht zu einer unbedingten Kapitulation entschließen, da er für sein Leben fürchten mußte, sondern verlangte freien Abzug für sich und seine Leute. *Wolf von Schönburg* lehnte dieses ab und versuchte nochmals, Götz zur Kapitulation zu bewegen. Als Unterhändler nennt Götz: *Johann von Hattstein*, *Hans von Ehrenberg* und *Florian Geyer von Giebelstadt*, den späteren Bauernführer. Die Verhandlungen zogen sich ohne Ergebnis bis 11 (23) Uhr in der Nacht hin. Eine wirkungsvolle Verteidigung war infolge Mangels an Munition und Verpflegung — sogar Wasser fehlte — nicht möglich. Daher versuchte Götz durch einen nächtlichen Ausfall auf der Hinterseite der Burg ins Freie zu gelangen.

Wolf war indessen auf der Hut, wie ein ungewöhnlich interessantes und wichtiges eigenhändiges Schriftstück von ihm, das den Stempel schlichter, sachlicher Wahrheit in jedem Buchstaben aufweist, erhärtet. Er sandte nämlich „Meckmühlen, am Dinstag nach misericordia domini umb zwolf aur (Uhr) in der nacht“ an den Oberkommandierenden Bayernherzog Wilhelm einen Eilbrief, der sich glücklicherweise im Münchener Hauptstaatsarchiv (Sammelband Württemberg Li-

ter. Nr. 7, Fol. 48/49) erhalten hat. Die Hauptstelle lautet:

„... vnd wiewol er (Götz) sich vast (= sehr) lanng gewert, vnnd sich die Sprach (Besprechung) bis ymb eyllff aur in die nacht verzogen, hab ich in doch beredt, das er e.f.g. (Euer Fürstliche Gnaden) das Schloss will vffgeben, vnnd sich gegen e.f.g. verpinden dem herzogen von wirttembergk diser sachen halben kein hillff oder beystand zu tun, auch für sich selbst nit rechen oder efern (= rächen oder eifern) wolle, darauf ich den Frid nit lenger dan bis umb zwolf aur in der nacht angenommen vnnd hundert paurn hinden für das Schloß gelegt, dann ich besorg, dieweyl die knecht heindt (= heute) nit hieher kamen, sondern auf einem dorff pliben, das er aus dem Schloß entweichen werrd. Hierumb mein unterthenig bit, sofern solches e.f.g. annehmlich sein wolle, e.f.g. wollen michs dormassen vfnemen lassen oder mich verstendigen, welchermassen sonst darin gehandelt möcht werden...“ In der Nachschrift wünscht er nochmals darüber ‚aufs eylentstf‘ berichtet zu werden<sup>3)</sup>.

Bald nach Mitternacht, in der ersten Stunde des 11. Mai, versuchte Götz mit 60 Mann den Ausfall über das freie Gelände hinter der Burg mit dem Flurnamen Bohnacker oder Bannacker. Hier aber hatte Wolf eine starke Bürgerwache in Bereitschaft gelegt. Als das Gefecht begann, eilten auch die Landsknechte des Schwäbischen Bundes, die bei ihren Geschützen an dem Chorherrenstift (Propstei) standen, herbei. Nach schwerem Kampfe war die Hälfte des Götzschen Gefolges gefallen oder verwundet. Ein kleiner Teil konnte sich in die Burg flüchten, und der Rest wurde gefangen genommen. Götz war zu Boden geschlagen worden, doch durch einen über ihn gefallenen Knecht gerettet. Er bat die Fußknechte, ihn um Sankt Jakobs willen leben zu lassen. Er wolle ihnen 4000 Gulden geben. Die Fußknechte hatten bis dahin nicht gewußt, daß sie Götz vor sich

hatten — es war ja tiefe Nacht! Sofort nahmen sie ihn „als einen ehrlichen Kriegermann fänglich an“ und beschützten ihn vor den erbosten Möckmühlern, die sich am Kampf beteiligt hatten. Geld, Petschaft und Ring wurden Götz abgenommen. Es hieß, Götz habe am Kopf eine Wunde davongetragen. Doch kann diese nur ganz leicht gewesen sein, da sie von ihm selbst nicht erwähnt wird. Über die Zahlen der Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen gehen die Berichte etwas auseinander. An 40 Mann gerieten in bündische Gefangenschaft, zum Teil verwundet.

Die Truppe des Schwäbischen Bundes unter Führung von *Wolf von Schönburg* zog am frühen Morgen des 11. Mai 1519 mit ihren Gefangenen nach Neckarsulm und traf schon unterwegs auf das Bundesheer, das unter Führung des Herzogs *Wilhelm von Bayern* die Belagerung von Möckmühl durchführen wollte. Das Erstaunen war nicht gering, als der gefürchtete Gegner, wohl nicht mehr hoch zu Roß, aber als Gefangener der Landsknechte, die Straße entlang schreiten mußte. Die im Schwäbischen Heer befindlichen Nürnberger, Götzens erbittertste Feinde, boten den Fußknechten, in deren Händen er sich befand, 1000 Gulden an. Auch andere wünschten ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Doch gelang es Götzens Freunden im bündischen Heer, die Fußknechte zu bereden, ihn an niemand auszuliefern<sup>4</sup>).

Im Lager bei Neckarsulm übergaben sie ihn dem obersten Feldhauptmann Herzog *Wilhelm von Bayern* gegen Zusicherung von Götzens Leben und einer Zahlung von 2000 Gulden, auf die der Herzog die ursprüngliche Forderung von 4000 Gulden mit Mühe herabgesetzt hatte. Jeder Knecht erhielt sofort 5 Dickpfennige<sup>5</sup>) vom Bund. In einem Brief aus dem Lager Neckarsulm verpflichtete sich Götz, als Gefangener des Schwäbischen Bundes, das ihm in Heilbronn angewiesene Quartier nicht zu verlassen<sup>6</sup>).

*v. Rauch schreibt weiter:*

„Daß Herzog Wilhelm vorher, wie Götz erfahren haben will, den Befehl gegeben haben soll, ihn nicht leben zu lassen, klingt kaum glaublich. Die Stimmung der bündischen Kreise war aber dem fehdelistigen, gefürchteten Ritter so feindlich, daß der Herzog vielleicht doch am liebsten gesehen hätte, wenn Götz im Kampf gefallen wäre. Der städtische Bundeshauptmann *Ulrich Arzt* aus Augsburg hatte schon in Cannstadt, nachdem Herzog Wilhelm durch die Möckmühler erfahren hatte, daß Götz ihr Schloß befehlige, den Herzog von der Städte wegen bearbeitet, daß er, wenn sich das Schloß nicht ergebe, sondern erobert werde, mit Götz in Anbetracht des mannigfachen durch ihn angerichteten Schadens „handeln möchte, wie sich dann gebühre“. Und der Herzog hatte erwidert: er werde, „wenn er Götzen erobere“, so gegen ihn handeln, „daß die ehrbaren Städt Gefallen darob haben sollten“; Götz, der „ein zernichter Mann“ sei, habe ihm (dem Herzog) auch getan, „was ihm leid gewest sei“<sup>7</sup>). *Arzt* schrieb damals an seinen Landsmann *Dr. Conrad Peutingen*: „Gott well sein Gnad mitteilen, daß wir des bosen Menschen abkommen“; und als *Arzt* nach dem Kampf beim Schloß Möckmühl das (übrigens falsche) Gerücht, es sei dort ein Bruder Götzens erstochen worden, nach Augsburg berichtete, setzte er hinzu: „wär Götz an seines Bruders Statt hingangen, mecht ich meins Teils wohl leiden“<sup>7</sup>).

Am 13. Mai wurde Götz durch den mit ihm befreundeten Hauptmann *Georg von Frundsberg*<sup>8</sup>) dem Heilbronner Rat übergeben mit dem Befehl, den Ritter bis auf des Herzogs und des Bundes ferneren Bescheid niemand zu überantworten, noch jemand Rechtens gegen ihn zu gestatten. Sonst wurde er durchaus schonend und in ritterlicher Weise behandelt. Nur eine einzige Nacht war er in einem Turm eingekerkert. Daß er in diesem dauernd gefangen gehalten wurde oder

darin gestorben sei, weil die Heilbronner seine gewaltsame Befreiung befürchteten und weil er „eine ihm vorgelegte Urfehde mit Wiedererstattung der an die Landsknechte gezahlten Schatzung von 2000 Gulden“<sup>9)</sup> nicht unterschreiben wollte, ist ein weit verbreitetes Mißverständnis.“

Nur eine einzige Nacht, vom Pfingstsamstag auf den Pfingstsonntag (12. Juni), mußte Götz in dem auch sonst als Gefängnis dienenden „kugeligen Turm“, d. h. dem runden Bollwerksturm, verbringen. Er hatte sich geweigert, eine ihm vorgelegte Urfehde zu unterschreiben.

In einem Briefe vom 5. Juni ersuchten die in Eßlingen versammelten Stände des Schwäbischen Bundes die Stadt Heilbronn, die beigelegte Urfehde dem gefangenen Ritter vorzulegen und ihn im Falle der Nichtannahme in einen Turm zu stecken. Es kam zu der durch Goethes Schauspiel bekannten Szene: Die Weinschröter sollten Götz greifen, der aber einem derselben sein Schwert entriß und so alle in die Flucht schlug. Schließlich ließ sich Götz gutwillig auf das Rathaus führen, konnte aber vorher seine Frau verständigen. Sie ritt sofort hinaus in das Lager von Franz von Sickingen<sup>10)</sup> und Georg von Frundsberg. Diese legten noch am gleichen Tage, dem 11. Juni 1519, brieflich Protest dagegen ein, daß Götz in einen Diebsturm geworfen würde<sup>11)</sup>. Götz wurde nach der einen Nacht im Turm wieder in das Rathaus gebracht und konnte hier in der Rechenstube Besuche seiner Freunde empfangen und sie bewirten. Nach sechstägigem Aufenthalt auf dem Rathaus kam er wieder in die ihm zugewiesene „Krone“ des Dietz Wagemann aus Schwaijern, einem Gasthaus am Markte nahe der Kilianskirche.

Hier wohnte er dreieinhalb Jahre zusammen mit seiner Frau, die sich schon während der Belagerung Möckmühls mit einer Dienerin nach Heilbronn geflüchtet hatte und die ihm hier zwei Söhne schenkte, und mit sei-

nem Schwiegervater Arnold Gailing von Illesheim zusammen<sup>12)</sup>.

„Sonntags geht Götz unter der Bewachung von Stadtsoldaten zur Kirche und hört dort die Predigten des Heilbronner Reformators Johannes Lachmann. Oft empfängt er auch den Besuch von Freunden, wie Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg, die er mit Heilbronner Wein, Malvasier<sup>13)</sup>, Obst und Rettichen bewirten. Eifrig betreibt er seine Freilassung, schreibt an seinen Herzog in Mömpelgard und an andere Freunde und Gönner, ja er erteilt von seinem Gefängnis aus an Herzog Ulrich und den Kaiser wohlmeinende Ratschläge in mancherlei Fehde und Streit mit dem Papst, den er nur den Bischof von Rom nennt, dem „Franzen“, England, Venedig, der Schweiz und den Türken. Auch der Rat der Stadt bleibt nicht müßig, und so kann Götz nach vielen mühseligen Verhandlungen endlich, am 7. Oktober 1522, aus der langen Haft entlassen werden, nachdem er dem Schwäbischen Bund Urfehde, d. h. ewigen Frieden, geschworen hat“<sup>14)</sup>.

Also erst nach dreieinhalb Jahren Gefangenschaft gelang es seinen Freunden Georg von Frundsberg, Franz von Sickingen und anderen, die sich zur Übernahme der an die Landsknechte gezahlten Schatzung von 2000 Gulden verbürgten, daß er seine Freiheit wiedererlangte, wenn auch mit Einschränkungen.

Aus diesen Darstellungen ergibt sich, daß sowohl der Götzenturm in Möckmühl, wie auch der gleichnamige Turm in Heilbronn ihren Namen zu unrecht tragen. Wie weit die Phantasie schweifete, geht auch daraus hervor, daß im Heilbronner „Götzenturm“ im vorigen Jahrhundert sogar eine „Berlichinginstube“ eingerichtet wurde.

Zum Schluß folgt ein authentischer Bericht des Führers der Bündischen Truppen vor Möckmühl. Von Esslingen schrieb Wolf I. von Schönburg an den ihm nahestehenden,

freundlich gesinnten *Herzog Georg den Bärtigen von Sachsen* einen Brief, der noch einmal eine Rückschau auf die verflossenen Ereignisse gibt. Er lautet nach buchstabentreuer Abschrift aus dem Dresdener Hauptstaatsarchiv (Loc. 9133, Bl. 4—5) an der hier in Frage kommenden Schlußstelle<sup>15)</sup>:

„... Ist mir auch verschiner (= jüngstverflossener) tag von dem pundt erlaubt worden, das ich sambt meinen Reutern ettlich tage zu der Newenstat am Kocha gelegen bin, meinem gnädigen Herrn seinen Stift Mentz daselbst auf dem Otenwald des bas (= desto besser) zu befrieden, dauon Meckmulen, da gotz von Berliching ein amtmann gewest, neur ein Meyll wegs leydt, als sich aber die Stat Meckmulen dem pundt ergeben vnnd das Schloss nit, ist Schloss vnnd stat widereinander gewest vnnd etlich tage zusammen geschossenn. Nachdem ich aber etlich Sprach mit gotzen gehalten vnd er das Schlos nit geben wollen, hat mir der pundt thausent knecht zu hilff geschickt vnnd etlich puchsen (Büchsen), mit den ich das Schlos belegert, als es aber gotz gesehen vnnd nit getraut das schlos vorzuhalten (= zu behaupten), ist er in der nacht vngeuerlich Sechtzig (Mann) starck hinden zu dem Schloss hinaus komen, da selbst die fuesknecht gotzen vnnd etlich der seinen gefangen, auch eins teyls erstochen worden vnnd ettlich wider in das Schlos komen. Als aber ich vnnd meine Reuter die Thor geoffent vnnd hinein komen, haben wir dieselbigen auch gefangen vnnd die knecht habenn gotzn von Berliching dem pundt vmb Zweythausent gulden vberantwort vnnd gotz gen Heyllpron in die Herberg vertagt wordenn, wie mans aber weiter mit ihm hallten wurdet, ist mir vnbewist (= unbewußt).

... Datum Esslingen an freitag nach sant vrbnstag Anno XVIII.

E.F.G. vndertheniger  
wolff herr von Schonburgk  
her zu glauchaw vnd walldenburgk.“

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Stälin IV. S. 68.

<sup>2)</sup> Cunz (Konrad) Schott wurde 1525 durch den Markgrafen von Brandenburg hingerichtet (von Rauch, S. 4).

<sup>3)</sup> Müller, Schönburg, S. 332.

<sup>4)</sup> Graf von Berlichingen S. 219. — Es fand also keine Übergabe der Burg Möckmühl statt, wie noch in einer neueren Schrift zu lesen ist, sondern eine Eroberung nach schwerem Kampf.

<sup>5)</sup> Dickpfennige im Gegensatz zu den dünnen Brakteaten dickere Silbermünzen.

<sup>6)</sup> Dieses umfangreiche Schriftstück vom 12. Mai 1519 ist in Abschrift im Augsburger Stadtarchiv erhalten geblieben und im Heilbronner Urkundenbuch IV. 854 ff. abgedruckt.

<sup>7)</sup> Arzt an Augsburg vom 8. Mai 1519. — Augsburger Stadtarchiv.

<sup>8)</sup> *Georg von Frundsberg*, \* Mindelburg bei Mindelheim, Bayern, RB Schwaben, 24. September 1473, † das. 20. August 1528. Kaiserlicher Landsknechtführer im schwäbischen Heere. — Neue Biographie: Erich Richter, „Frundsberg“ München 1968. In dieser z. Z. wohl besten Biographie findet sich leider auf S. 63 folgender irreführender Satz: „Die Heilbronner hatten die dem Ritter (Götz von Berlichingen) zugesagte „ehrlliche Haft“ gebrochen und ihn rachedurstig in ein kümmerliches Loch gesteckt.“ Daß aber G. v. B. gerade durch Frundsbergs Einspruch schon nach einer einzigen Nacht aus dem Turm befreit und ins Rathaus gebracht wurde, davon erwähnt der Verfassers nichts!

Über Frundsberg: Banniza von Bazan und Richard Müller: Dt. Gesch. in Ahnentafeln, Bd. I, 1940, Tafel 14.

<sup>9)</sup> Sogar Müller S. 333. — Auch Graf Platen schrieb 1812 von dem Turm, „in welchem Götz seine biedere Seele aushauchte“. (OAB Heilbronn, Bd. 1, S. 90 Anm. 1.)

<sup>10)</sup> Franz von Sickingen, \* Ebernburg (an der Nahe, Pfalz) 2. März 1481, † Burg Nannenstein bei Landstuhl 7. Mai 1523, 1519 Kaiserlicher Feldhauptmann im schwäbischen Heere. — Aus der umfangreichen Literatur nur: Dt. Gesch. in Ahnentafeln, Bd. I, S. 66 und Tafel 17.

<sup>11)</sup> Graf von Berlichingen S. 214 f.

<sup>12)</sup> Ritter Arnold Gailing von Illesheim (bei Windsheim) starb in Heilbronn am 28. 2. 1521 und wurde in der Kirche des Karmeliterklosters daselbst bestattet. Der prächtige Grabstein befindet sich heute unter den Arkaden des Historischen Museums Heilbronn. Hier muß man an den Ritter Eppelin (Apolonius) Gailing von Ellesheim († 1380) erinnern, der durch seine Fehden mit den Nürnbergern und seine waghalsige Flucht aus der Gefangenschaft berühmt geworden ist. „Die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn denn zuvor.“

<sup>13)</sup> Malvasier: ein ursprünglich griechischer Süßwein, heute auch in anderen Mittelmeerländern angebaute Rebensorte.

- <sup>14)</sup> W. Gauss, Heilbronn, S. 57 f.  
<sup>15)</sup> Müller, Schönburg, und Graf von Berlichingen S. 208.

*Literatur*

1. Selbstbiographie des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, in: Graf von Berlichingen-Rossach „Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen“ Leipzig 1861, und mehreren anderen Ausgaben.
2. Konrad Müller: „Geschichte des Hauses Schönburg bis zur Reformation“, Leipzig 1931.
3. Moritz von Rauch: „Götz von Berlichingen und Heilbronn“ in: Bericht des Historischen Vereins Heilbronn, 13. Heft 1921.
4. von Stälin, Württembergische Geschichte, IV. Teil, 1870, S. 179 f.
5. W. Gauss, Heilbronn, 1956.
6. Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, 4 Bände, 1904—1922.
7. S. Gauger, Möckmühl, 1953.
8. Oberamtsbeschreibung Heilbronn, 1901, Bd. 1, S. 88 ff. (teils überholt durch von Rauchs Forschungen).
9. „Des Schwäbischen Bundes Hörzug (= Heerzug) im Land zu Württemberg“ in: Böcking, Ulrich von Huttens Schriften, 1859 bis 1870, 7 Bände, S. 567 ff.
10. H. Bauer: „Heilbronn's Auslagen für Götz von Berlichingen 1519“ in: „Württembergisch Franken“ VII, 1867, S. 523.
11. Mistele: „Zur Geschichte Götz von Berlichingens“ in: Historischer Verein Heilbronn, 25. Veröff. 1966 S. 93 ff. (Brief von Götz an Herzog Wilhelm IV. von Bayern, oberster Feldhauptmann des Schwäbischen Bundes, vom 11. Mai 1519 im Felde bei Nekarsulm.)

Fest des Herbstes

*Schwere, schwarze, süße Beeren  
 längs am Wiesenrand,  
 in der Gärten wilder Reben  
 zauberischer Brand,*

*an dem Hage der Melonen  
 sonnengelbe Last,  
 drüber eines Pfirsichbaumes  
 überladener Ast*

*und der reifen, saftigen Birnen  
 federndes Gehänge,  
 zwischen grünem Laub der Äpfel  
 leuchtendes Gepränge.*

*In den steigenden Spalieren  
 glänzt die Traube rot,  
 wissend schon um künftige Tage,  
 wo die Freude loht.*

*Fest des Herbstes; trunken schüttet  
 er sein Füllhorn aus.  
 Seine feierlichen Lichter  
 kränzen Flur und Haus.*

*Nur auf abgemähten Wiesen  
 ist ein schüchtern Blühen,  
 schwebt der zarten Herbstzeitlosen  
 bläuliches Verglühen.*

*Friedrich Roth*

# Die Neudenauper Gangolfsmirakel

Von Peter Assion, Walldürn

Zu den wenigen noch lebendigen Reiterprozessionen des badischen Landes zählt der Gangolfsritt von Neudenu, der sich alljährlich am zweiten Sonntag im Mai von dem malerisch über der Jagst gelegenen Städtchen zur Gangolfskapelle draußen im Tal bewegt und in Pferdesegnung und Freigottesdienst seinen Höhepunkt findet. Eines der ehrwürdigsten Heiligtümer des Frankenlandes ist Schauplatz dieses Geschehens: die wehrhaft-trutzige Kirche des hl. Gangolf, in staufischer Zeit dem Quell- und Pferdepatron geweiht und neben einer Quelle errichtet, deren Wasser noch heute als heilkräftig gilt. Romanik und Gotik haben an ihr gebaut, Mittelalter und Neuzeit darin die Spuren besonderer Wertschätzung zurückgelassen. Seit 1497 nachweislich, und vermutlich noch länger, kommen Wallfahrer zur Kapelle und rufen hier den hl. Gangolf an — bei Erkrankungen der Pferde, aber auch in allen sonstigen Anliegen. Über den möglichen Ursprung dieses Kultes und die Geschichte der Neudenauper Gangolfswallfahrt ist in den vergangenen Jahrzehnten manches geschrieben worden, und vor allem Richard Aichele und Fridolin Mayer, die beiden verdienten Pfarrer des Städtchens, haben aus den erhaltenen Archivalien wertvolles Material zutage gefördert.<sup>1)</sup> Es läßt das Bild einer Landschaft mit reichem volksfrommem Brauchtum erstehen, wie es sich auch in den von Josefine Weihrauch liebevoll zusammengetragenen Sammlungen des Neudenauper Heimatmuseums spiegelt.

Aufgrund der bisher ermittelten Daten läßt sich von der Wallfahrtsgeschichte ungefähr folgendes Bild gewinnen: wohl durch die hier mit der Seelsorge betrauten Benediktiner des Klosters Amorbach im Odenwald ist die Verehrung des burgundischen Rittersheiligen im Jagsttal eingeführt und St. Gan-

golf die erstmals 1276 (als Filiationkirche) genannte Kirche des Dorfes Deitingen bei Neudenu geweiht worden, an deren Stelle ein älteres Marienheiligtum und ein noch älterer heidnischer Quellkult vermutet werden. Deitingen starb in den Pestjahren des 14. Jahrhunderts aus, seine Kirche aber, 1363 bis auf den Turm neu aufgeführt, entwickelte sich zu einem jener typischen Nahwallfahrtsorte, mit denen die spätmittelalterliche Landschaft dicht besetzt war. Bis Ende des 16. Jahrhunderts amtierten dort zwei Benefiziaten (Gangolfs- und Liebfrauenpfründe) und hielten die Gottesdienste, vor allem an den Hauptwallfahrtstagen, die u. a. mit Getreideopfern zu Buch geschlagen haben: Ostermontag, Markustag, Kreuzwoche, 11. Mai (Gangolfsfest) und Sonntag nach Mariä Himmelfahrt (Kirchweihfest der Kapelle). Zwar setzen die Nachrichten hierüber erst im 16. Jahrhundert ein; die Verleihung eines Ablassbriefes 1502, die Aufstellung eines neuen Hochaltares und die Anschaffung weiterer Ausstattungsstücke (Johannesschüssel, Vitusfigur) zur gleichen Zeit legen es jedoch nahe, regen Wallfahrtsbetrieb schon für die vorausgegangenen Jahrzehnte anzunehmen. Er führte dann um und nach 1500 zu einem ersten Höhepunkt der Wallfahrt. Zu dieser Zeit lassen sich Wallfahrer erstmals urkundlich belegen: 1497 und 1501 ritten die Mosbacher Spitalknechte am Ostermontag nach St. Gangolf. Dieser Beleg gilt zugleich als ältester für Pferdeprozessionen zur Kapelle.

Reformationszeit und Dreißigjähriger Krieg scheinen dann Rückschläge gebracht zu haben, ohne die Kontinuität der Gangolfsverehrung ernsthaft gefährden zu können. Die neu intensivierte Frömmigkeit des Barock ließ die Wallfahrt bald schon eine zweite Blütezeit erleben, die für die zweite Hälfte des 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts anzu-



*St. Gangolfskapelle bei Neudenau a. d. Jagst*

phot. E. v. Pagenhardt

setzen ist. Wir hören sowohl von Einzel- wie von Gemeinschaftswallfahrten zu dieser Zeit: ein Dualismus, der sich bis heute durch die Wallfahrtsgeschichte zieht. Auch Pferdewallfahrten werden aufgrund der zahlreich vorhandenen Motiv-Hufeisen sowie eines diesbezüglichen Gedichtes, das dem 18. Jahrhundert zugeschrieben wird<sup>2)</sup>, angenommen.

Das Zeitalter der Aufklärung sollte jedoch dann einschneidende Änderungen bringen. Durch bischöfliche Erlasse (1743, 1808) wurden die Gemeindeprozessionen, auch die „ex voto in die Kirche zu St. Gangolf versprochen(en)“, verboten. Nur Stein am Kocher wallte noch bis 1923 dorthin. Ansonsten fanden nur mehr einzelne Hilfesuchende den Weg zur Kapelle, die das ganze 19. Jahrhundert hindurch eine Art Dornröschenschlaf hielt. Erst der aus Markdorf stammende, seit 1922 in Neudenua wirkende Pfarrer Richard Aichele (1860—1948) suchte die halb vergessenen <sup>2a)</sup> Traditionen neu zu beleben und in den sogenannten „Gangolfsritt“ einmünden zu lassen, den er in Erinnerung an die ehemaligen Pferdewallfahrten ins Leben rief.<sup>3)</sup> Er wurde erstmals am Gangolfsfest 1923 durchgeführt und fand bald so großen Zuspruch, daß in manchem Jahr bis zu 180 Pferde (aus Neudenua und Umgebung) zur Kapelle geführt oder geritten wurden. Der Nachfolger Aicheles, Pfarrer Fridolin Mayer (geb. 1877 in Thannheim, seit 1927 in Neudenua, gest. 1956) gestaltete den Ritt historisierend weiter aus, führte Reiter in historischen Kostümen ein und bemühte sich zugleich um Neubelebung der religiösen Impulse, indem er aus Eichstätt von der dort vorhandenen Hirnschale des hl. Gangolf einen Teil für Neudenua erwarb. Die kunstvoll gefaßte Reliquie wird seitdem beim Gangolfsritt mitgetragen und einen Tag lang in der Kapelle zur Verehrung ausgesetzt. Ihre Einholung in feierlicher Lichterprozession beschließt am Abend das Gangolfsfest, an dem auch regelmäßig hohe geistliche Würdenträger teilnehmen.<sup>4)</sup> Ihnen obliegt am Morgen

die Weihe der Gangolfsquelle und die Besprengung der vorbeigaloppierenden Pferde von der Freitreppe aus<sup>5)</sup>, die ebenfalls Pfarrer Mayer zu diesem Zweck vor der Kapelle anlegen ließ.



*St. Gangolf vom Hauptaltar der Kapelle*

phot. Straßer

Mit zu den bedeutendsten Dokumenten der hier kurz nachgezeichneten Wallfahrtsgeschichte gehört eine Sammlung von Mirakeln des hl. Gangolf, Erzählungen von wunderbaren Gebetserhörungen und Heilungen, die in der zweiten Hälfte des 17. und Mitte des 18. Jahrhunderts in das Kirchenbuch der Pfarrei Neudenua eingetragen wurden. Diese Mirakel haben bisher noch nicht die Beachtung gefunden, die sie in Anbetracht ihres Quellenwertes verdienen. Zwar hat bereits Pfarrer Aichele in seinem „Gangolfsbüchlein“ von 1925 auf diese Berichte hingewiesen und sie dort zum Großteil abgedruckt.<sup>6)</sup> Dem Verfasser kam es jedoch vorwiegend darauf an, sie zur Werbung für die von ihm neu belebte Gangolfswallfahrt einzusetzen, weshalb auch der Abdruck gekürzt und in modernisierter Schreibweise erfolgen mochte. Da auch Pfarrer Mayer in seiner Wallfahrts-

geschichte die Mirakel nur nebenbei erwähnt<sup>7)</sup>, stand eine historisch-volkskundliche Auswertung der Erzählungen wie auch ihre wissenschaftliche Edition noch aus. Beides soll hier nachgeholt werden, nachdem gerade neuerdings die christliche Mirakelliteratur verstärktes Interesse findet und sowohl kultur- wie literaturgeschichtlich ausgewertet wird.<sup>8)</sup>

Die genannte Sammlung findet sich im ältesten erhaltenen Kirchenbuch der Pfarrgemeinde Neudenu, das im Pfarrarchiv des katholischen Pfarramtes verwahrt wird. Der stattliche Foliant wurde 1652 angelegt und ist Bl. 2 r bezeichnet: „Pfarr Buch der Pfarr Kirchen Neidenaw darinnen Verzeichnet Jährliche alle getauffte Kinder sampt deren Vather, Mütter, Patrinnen . . . Under dem Ehrwürdigen und Wohlgelehrten H. P. Jacobo Hardungh Carmeliter Ordns, und Pfarrherrn daselbsten, Anfangen im Jhar Thausendt Sechshundert fünffzich Zwey, In Vigilia Assumptionis B. Maria Virginis.“ Der Band umfaßt 489 Papierblätter im Format 31 cm (Höhe) x 19 cm (Breite), die in einen zeitgenössischen Ledereinband (über Holz) gebunden sind. Dieser weist Verzierungen in Form von Pressungen und auf dem Vorderdeckel die Scharniere zu zwei verlorenen Messingschließen auf. Neben den Taufen 1652—1803, den Firmungen 1672—1801, den Heiraten 1652—1803, den Todesfällen 1652—1803 und den Konversionen 1757—1779 sind in das Kirchenbuch auch sonstige Notizen eingetragen. Es finden sich darin u. a. eine Briefkopie von 1661 (Bl. 460 r/v), Aufzeichnungen über die Konsekrierung der Altäre in der neuen Pfarrkirche von 1748 (Bl. 476 r) und über deren Kirchengestühl (Bl. 474 r—475 r) sowie die „Nomina Benefactorum templi Parochialis in Neudenu“ (Bl. 478 v—480 v) und die „Benefactores ad S. Gangolphum“ (Bl. 484 r). In diese Notizen findet sich Bl. 461 r bis 463 r auch die erwähnte Mirakelsammlung eingeschoben.

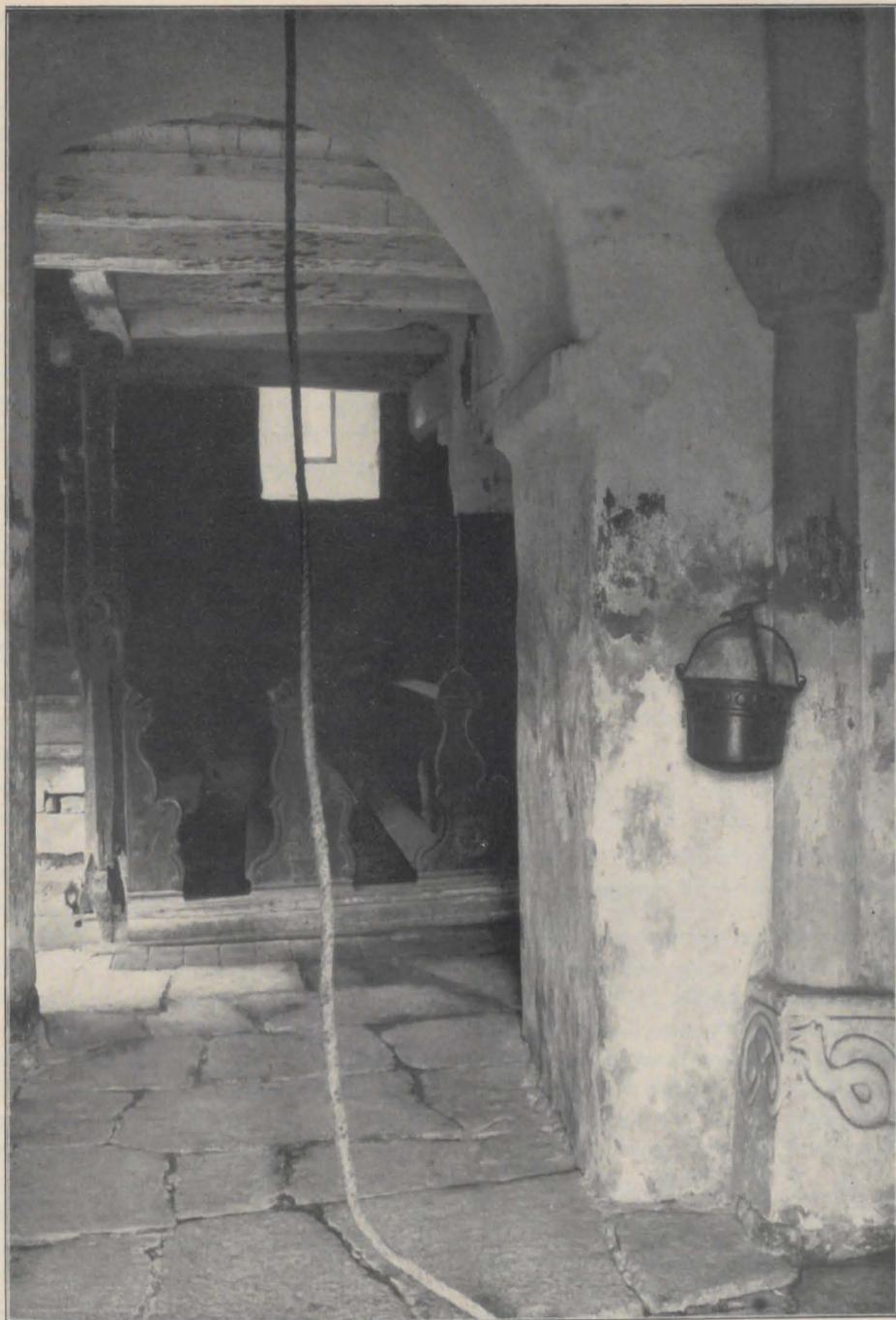
Alle diese Einträge wurden jeweils von den Neudenuer Pfarrern vorgenommen, und dem seit 1667 in Neudenu wirkenden Pfarrverweser Johann Mayer bzw. Pfarrer und Dekan Johann Peter Dörfeller, von 1754 bis 1775 im Amt<sup>9)</sup>, sind zweifelsfrei auch die aus zwei Teilen bestehenden Mirakelberichte zuzuweisen. Mayer hat Bl. 461 r in der rechten oberen Ecke seine Namenssignatur zurückgelassen, während für Dörfellers Autorenschaft die Datierung der Mirakel spricht. Er hat — im Stil an den älteren Aufzeichnungen orientiert — bis fast zu seinem Tode die Wunder jeweils sofort, nachdem sie sich ereignet hatten, protokolliert und sie so chronologisch aneinandergereiht. Mayer hingegen trägt zuerst aus der Erinnerung einige Berichte nach, die deshalb auch nicht so genau datiert sind wie Dörfellers Aufzeichnungen. Warum von den Pfarrern vor und nach Mayer bzw. nach Dörfeller keine Mirakel ins Kirchenbuch eingetragen wurden, ist nicht bekannt. Der Grund hierfür liegt wohl weniger darin, daß zu ihrer Zeit keine Wunder bekannt geworden wären, als in dem Umstand, daß sie weniger daran interessiert und wohl auch nicht so „ausgezeichnet und hochgelehrt“ waren wie der mit diesen Worten im Totenbuch gerühmte Johann Peter Dörfeller.

Die beiden Teile der Neudenuer Mirakelsammlung lassen wir hier in buchstabengetreuer Wiedergabe<sup>10)</sup> folgen.

## I. Teil

(Bl. 461 r) 1667. *Beneficia quaedam seu Miracula ad Inuocationem S. Gangulphi M. Hominibus exhibita in aede sana ibidem extra muros Civit(at)is Neidensis.*

1) Zu Zeiten des wol Ehrw(ürdigen) H. Mathias Schau<sup>11)</sup>, gewesnen pfarrherrns Zu Neydnaw, ist ein khindt von Gundelsheimb in dise löbl(iche) Capellen getragen worden, welches an Händt und fißen lam gewest. Ist ermelter Herr pfarrer gebitten worden, Er soll Zu ehren des h. Martirers Gangolphi das



*Turmhalle der St. Gangolfskapelle zu Neudenu*

phot. W.-Kratt



Hauptportal der Gangolfskapelle, mit Votiv-Hufeisen beslagen

phot. P. Assion

Ampt der H. Meß für dises presthaftig khindt aufopfern. Wunderbar ist alßbald nach Verrichtem Gottdienst dises kindt frisch und gesund nache hauß getragen worden.

2) Vor etlichen Jahrn seindt von Erlenbach 2 kinder anhero getragen worden. Das kleinste war an beeden Händen ganz lam worden, daß größere ist an dem stekhen gangen. Nach Verrichter Andacht in die Capell des H. Gangolphi seindt beidt widerumb täglich bößer (= besser) undt Volgents Zu völliger gesundtheit khommen. (Bl. 461 v)

3) Ebnermaßen ist von Billigkhaimb ein kindt anhero getragen worden, so großen Mangel an Augen gehabt und gefahr gewesen, es möchte gar erblinden. Nach dem solliches kindt aber mit dem Wasser auß dem Brunnen der Capellen des H. Gangolphi öfters gewaschen worden, hatt das kindt das

licht seiner Augen widerumb Völlig bekhommen.

4) Anno 1658 ist Meniglich bewust, wie das ein armer presthafter Man, welcher von einem dorf Zum andren hatt mißen geführt werden, weilen er schier stehn noch gehn können, diser hatt sich bey dem Mößner oder Glökhner gedachter H. Gangolphi Capellen ufgehalten beinabendt ein halb Jahr, wender diser Zeit ofters gebeicht undt communiert. Ist entlich vff Son undt seyrtag in die Statt herunder nacher Neydenau frisch und gesundt gangen, Mäniglichen gesagt undt Zugeschrien: preis, Ehr undt lob sey Gott dem Almechtigen, der Ihm durch Vorbitt des H. Gangolphi di gesundtheit widrumb ertheilt habe (Bl. 462 r), dan Er auß dem Bayerlandt, und Zu Unterschidlichen miraculosen Gottshäusern geführt worden, aber habe in kheimem, den in disem des H. Gangolphi Gottshauß solliche seine Gesundtheit gutthaften empfangen.

5) Anno 1672 hatt Hanß Volkh, Müller Zu Kochenthürn, an Aidesstatt außgesagt, wie das Er einen an füßen schadhafte Gaul oder pferdt gehabt, deme Er Unterschidliche Mittl gebraucht, so aber nit wollen anschlagen.<sup>12</sup> Habe Ihn also entlich zu der Gangolfskhürch heriber geführt, welches sein pferdt so hart ankhommen, daß Er Vermeint, sein pferdt khönne nit gar heriber gehn. Nach dem es aber zu St. Gangolff khommen, habe dessen Wasser abgewaschen worden, habe sein Gaul gleich hinnüber nach Kochenthürn bößer (= besser) gehn khönnen, sey entlich Völlig widerumb gerecht worden. Diser seiner Außsag seindt Zeugen gewest Johan Mayer . . .<sup>13</sup>, der Zeit pfarrer in Neydena, Herr Pet(er) Heims, der Zeit Früemeßer, Hanse Hänle, Mößner Zu S. Gangolph.<sup>14</sup>)

6) Bemelter Hanß Volkh, Müller zu Kochenthürn, hat gemeldt, Er habe ein Handl mit Edlleuten (Bl. 462 v) gehabt undt von

denselben hart verfolgt worden. Er aber habe sein sach dem H. Gangolph bevolhen. Habe sich hernacher alle Zwitteracht algemach verzogen, das Er ganz ehrlich habe leben khönen.

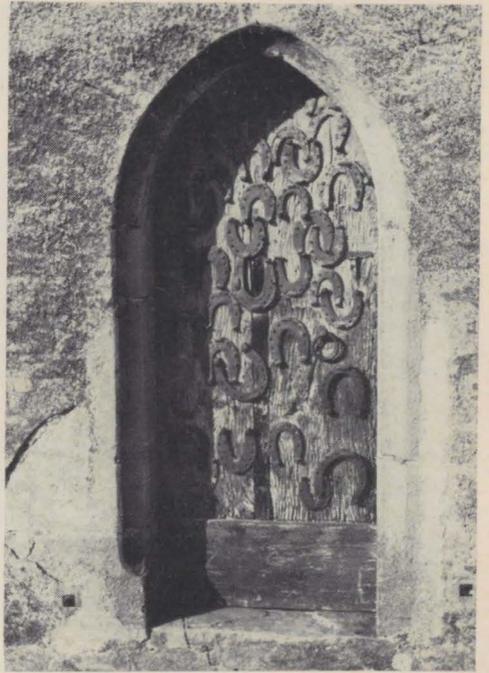
## II. Teil

7) 1754 ware Zu Dechmar ein blindteß Kindt, welches die Eltern 3mahl in die hießige S. Gangolphs Capellen Zu tragen Verlobten. Da sie dießes gelübt Erfüllet hatten undt Zum drittenmahl dem Kindt mit dasigem waßer die augen gewaschen, wurdte daß Kindt sehendt. Der Nahme deß Vatters Sebastianus Straub, ejus filiola Margaretha.

8) Den 21ten July 1758 brachte ein man Von Stein mit Nahmen Matheß Neubeck bey hiesiger Pfarrey Vor, wie er beym Bauholtz führen seine Ogsen so stark angetrieben, das einer davon den anderen Tag nicht mehr geben Konte. 4 wochen hindurch hat er alle mittel Verwendet, diessen Ochsen Zu recht Zu bringen; da aber alles umsonst ware, Nahme er seine Zuflucht Zu dem H. S. Gangolph, Verlobte Zu Ehren diesses Heiligen eine Heilige mess lesen Zu lassen durch jenes geldt, welches er mit diessem Ogsen Verdienen wurdte, sodann den Ochsen nach der St. Gangolphs Capell Zu führn. Der Ochs wurdte auf diesses gelübt wiederum gutt, undt an oben gesetztem Dato Vollbracht er diesses sein Versprechen.

9) Den 23ten May 1762 sagt Joannes Georgius Steckel Vom Derbacherhoff auß, das er eine so grosses Beibel (= Beule) an sein membrum virile bekommen, daß er sein Wasser nicht hätte ablassen können ohne Contra (rie) gebrauchte mittel. Seye er Von diessem malo befreyt wordten, als er sich Verlobdt, die Sanct Gangolphikirch Zu besuchen und dort eine Hl. meß lesen Zu lassen, welches Vorgesetztem tag beschehen. (Bl. 463 r)

10) 1768. Georgius Debold, ein burgir Von hier, ist unter dem Birn Schidtlten in dem wald Anno 1767 im october Vom Baum ge-



Seitentüre (Südseite) der Gangolphskapelle, mit Votiv-Hufeisen beschlagen phot. P. Assion

fallen, hat das Bein Zerbrochen, und weilten die ihm nöthige Hülff allzu lang ausgeblieben, so hat er sich durch das lange Liegen auf der Erdten so Verkältet, daß ere an seinen Beinen gantz gelehmet (= gelähmt) wordten, lang im bett liegen müßen, und müßt sich eines steckens Zum geben Endtlich Bedinen. Indem nun alle Natürliche angewendete mittel nichtß Verbelffen wollen, Verlobte er sich mit seinem stecken nacher St. Gangolph Capell Zu gehen. Dasselbsten wurde er in seinen Beinen so gestärcket, daß er ohne stecker nacher Hausß gehen und seiner Hausß arbeit wieder Vorstehen Können wie Zu Vor.

11) 1771 hat Joannes Valentin Müller Zu Oeden ein söhnlein mit gleichem Nahmen Joannes Valentinus. Dises Kindt hatte eine Rupturam (= Bruch). Die Mutter thate das gelöbnus, Zu Sanct Gangolph eine Heilige meß Lesen Zu laßen, eine Kertze Zu opfern

*und das Kind 9 mahl nacher St. Gangolph Kirch Zu tragen. Facto Voto ist daß Kind gesund und Von der Ruptura befreyet worden.*

12) 1772 den 31ten May Zaigte Elisabetha Wörnerin, Ledigenstandß, Von Bürcken, Zaigte an, wie sie ungefehr 1750 und gestern Zu St. Gangolph gesein, aber um eine(!) glückseeliges sterbstündlein auf einen sambstag Zu erlangen, ein werden begrabnuß Vielh gebeten auf den Sonntag Zu erhalten, gebeten, das Zu St. Gangolph . . . (Vier Zeilen unleserlich, da durchgestrichen!)

13) 1773, den 18ten July, erschiene dahier Joannes Casparus Emer, Zu Orb im Spessarth gebürthig, Zaigte an, daß er Zeit mehr alß ein Halbeß jahr wegen einem gichterisch(en) weeßen an einer Kricken habe gehen müssen. Er habe sich Verlobet, bahrfüssig an der Kricken nacher St. Gangolph Zu gehen. Heut hab er Zu Untergrieffen<sup>15</sup>), alwo er sich zeithero aufgehalten, nach gehörten Heiligin meß mit seinen Krücken nacher St. Gangolph gemacht. Er seye daselbst gerath worden, habe seine Krücken dorten stehen laßen und seye gerath abgangan.

Soweit die Aufzeichnungen Mayers und Dörfellers. Trotz aller Knappheit der Diktion bieten sie doch wertvolle Angaben zur Geschichte der Neudenauer Gangolfswallfahrt zur Zeit ihrer barocken Blüte, wobei die Tatsache, daß beide Teile der Mirakelsammlung fast hundert Jahre auseinanderliegen, Beobachtungen über einen längeren Zeitraum hinweg zu machen erlauben.

Das Einzugsgebiet der Wallfahrt scheint sich in diesem Zeitraum nicht verändert zu haben. In beiden Teilen sind sowohl Wallfahrer und Votanten aus der engeren Umgebung, als auch Einzelpilger aus entfernteren Gegenden genannt. Aus Neudenau selbst stammte nur ein Geheilter (10), wie auch an anderen Wallfahrtsorten stärkere Beziehungen zu entfernten Wallfahrtszielen als zum

eigenen Heiligtum zu beobachten sind. Die meisten in den Mirakeln genannten Gangolfsverehrer kamen aus den ca. 6 bis 10 km entfernten Orten des benachbarten Kochertales: aus Odheim (11), Degmar (7), Stein am Kocher (8), Kocherthürn (5/6) und Bürg (12). Das Jagsttal, wie auch Neudenau selbst, scheint zur gleichen Zeit mehr zum Blutkultort Walldürn hin orientiert gewesen zu sein<sup>16</sup>), wobei jedoch die Gangolfskapelle sicher Nebenziel durchziehender Wallfahrer war. Zu deren eigentlichem Einzugsgebiet sind weiterhin Billigheim (3) und der „Derbacherhoff“ (9) im Bauland, Gundelsheim (1) im Neckartal und Erlenbach (2) bei Weinsberg zu rechnen. Die beiden zuletzt genannten Orte bezeichnen mit ihrer Entfernung von ca. 9 bzw. 13,5 km wohl zugleich den Radius des Strahlungsbereiches, der zu jener Zeit von der Kapelle ausging. Auch die in einem bischöflichen Erlaß von 1743 genannten Gemeindeprozessionen von Billigheim, Allfeld und Waldmühlbach kamen aus diesem Bereich.<sup>17</sup>)

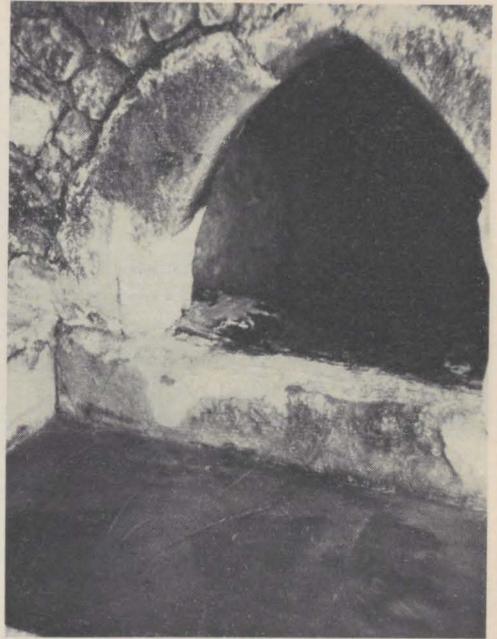
Als Ausnahmefälle ohne repräsentative Bedeutung dürften die in den Mirakeln Nr. 4 und Nr. 13 genannten Pilger von „Bayerlandt“ und von Orb im Spessart zu werten sein, doch wurde gerade durch solche passionierten Fernwallfahrer der erfahrene Gnadenakt weithin „promulgiert“ und der Ruhm einer Gnadenstätte gemehrt. Der Pilger aus Bayern, der den Neudenauern seine Heilung „Zugeschrien“ (4), dürfte zu seiner Zeit beträchtlich für den guten Ruf der Gangolfskapelle gesorgt haben; das deutet schon der Hinweis auf die weniger heilkräftigen „miraculosen Gottshäusern“ seiner Heimat an.

Die Anliegen, von denen die Mirakel Kunde geben, zeigen das übliche Bild menschlicher Hilfsbedürftigkeit, sind aber insofern auffällig, als sie den heute fast ausschließlich als Tier- bzw. Pferdepatron geltenden Heiligen der Kapelle als Nothelfer ausweisen, der in allen Anliegen in Anspruch genommen wurde. Nur zwei Mirakel berichten von der

wunderbaren Heilung eines Pferdes (5) und eines Ochsen (8). In den anderen dominieren menschliche Krankheiten, vor allem der Kinder, und zwar Lähmungen (1, 2, 4, 10), Erkrankungen der Augen (3, 7), Gicht (13), Bruch (11) und Prostatahypertrophie (9). Hinzu kommen die Anrufung bei einem Streit (6) und die (gewährte?) Bitte um eine glückliche Sterbestunde (12).

Die gnadenhaften Heilungen ereigneten sich meist „Facto Voto“, nach erfüllten Gelübden unterschiedlichen Inhalts (7, 10, 11, 13), oder nachdem ohne besonderes Versprechen am Gnadenort eine Messe aufgeopfert (1), eine Andacht verrichtet (2, 4) oder eine besondere Heilhandlung vollzogen worden war (3, 5, 7). Daß in den jüngeren Mirakeln die Verlöbnisse stark hervortreten, mag gesteigerter Kultfreudigkeit, oder aber präziserer Berichterstattung Pfarrer Dörfellers zuzuschreiben sein. Beide Sammlungen aber bezeugen die Gangolfskapelle und ihre Quelle als einen Ort, an dem die Gläubigen in besonderem Maße himmlische Gnaden zu erlangen und überwirkliche Erfahrungen zu machen hofften. Nur dreimal hören wir davon, daß sich die erbetene Hilfe auch zuhause einstellte (6, 8, 9), wobei jedoch zweimal zumindest das Versprechen vorausgegangen war, nachträglich den Gnadenort zu besuchen (8, 9).

Trotz aller notwendigen Kürze liefern die Protokolle auch einmalige Angaben über das einst am Kultort geübte Brauchtum. Wir erfahren daraus, daß es nicht nur üblich war, Kranke zur Kapelle zu bringen, sondern auch kranke Tiere (5, 8). Die aus den spärlichen Angaben anderer Quellen erschlossenen Pferderitte zur Kapelle gewinnen darin eine zusätzliche Stütze. Als ein zentrales Kultobjekt erscheint dabei die Quelle neben dem Kirchlein, und dies um so mehr, als ein eigentliches, im Mittelpunkt von Heilbräuchen stehendes Gnadenbild dem Kultort fehlte. (Der Hochaltar hat wohl nicht als solches gegolten, auch die Mirakel deuten nichts derartiges an, wenn



*Die Gangolfsquelle*

phot. P. Assion

sie stets nur ganz allgemein von Verlöbnissen zur „Gangolphikirch“ sprechen). An der Quelle war es Brauch, die kranken Tiere mit Wasser zu waschen (5), und auf gleiche Weise wurde das Quellwasser auch gegen Augenkrankheiten gebraucht (3, 7); für beides bieten die Mirakeltexte zu dieser frühen Zeit den einzigen Beleg. Da sich entsprechende Berichte in beiden Teilen der Sammlung finden, ist die gleichbleibend starke Bedeutung des Quellwassers im Heilbrauch für eine längere Zeit bezeugt; es wird noch heute in Neudenau und Umgebung für Mensch und Vieh innerlich und äußerlich angewandt, und gerade in hoffnungslos scheinenden Fällen erinnert man sich immer wieder des von altersher als heilkräftig bekannten „Gangolfswassers“.<sup>18)</sup> Daß es im 17./18. Jahrhundert vor allem bei Augenkrankheiten gebraucht wurde, ist möglicherweise durch die „Augenbrunnen“ der Hl. Odilia (wie denjenigen von Hesselbach im Odenwald), aber auch durch die Heilquellen anderer Kultorte (wie den

„Amorsbrunn“ bei Amorbach) mitbeeinflußt worden.<sup>19)</sup>

Von anderen fränkischen Wallfahrtsorten her sind auch Wallfahrtserschwerungen wie das Barfußgehen (13) bekannt<sup>20)</sup>, während das drei- bzw. neunmalige Tragen eines kranken Kindes zum Gnadenort (7, 11), mit dem besondere Verehrung des hl. Gangolf ausgedrückt, zugleich aber wohl auch zahlenmagischen Vorstellungen Rechnung getragen werden sollte, einen sehr seltenen Brauch darstellt. In der fränkischen Mirakelliteratur der gleichen Zeit begegnet nur das drei- oder neunfache Wallen des Hilfesuchenden selbst<sup>21)</sup>, und zwar vor allem zu „Unserer Lieben Frau vom Schönenberg“ bei Ellwangen. Möglicherweise liegen auch hier gegenseitige Beeinflussungen beider im Jagsttal gelegenen Wallfahrtsorte und ihres Brauchtums vor.

Wenig sagen die Neudenauper Mirakel über Motivbrauchtum aus. Wir hören nur von der Stiftung einer Kerze (11) und von der Zurücklassung einer Krücke durch einen Geheilten (13). Krücken sollen in der Tat früher in großer Zahl im Chor an der Wand gehangen haben<sup>22)</sup>, während von Wachs- oder Eisenvotiven, die auch in den Mirakeln nicht erwähnt werden, nichts bekannt ist. Es wäre jedoch voreilig hieraus zu schließen, daß sie in Neudenauper völlig unbekannt waren. Früher war mit dem Gangolfesfest stets ein kleiner Markt verbunden, bei dem bis in unser Jahrhundert vor allem die Händler aus der Wallfahrtsstadt Walldürn ihre Buden um die Kapelle aufschlugen. Neben den Süßigkeiten des „Herzlis-Alis“ waren dabei insbesondere Wachskerzen ein begehrter Artikel, die in großer Zahl auf dem Hauptaltar der Kapelle geopfert wurden.<sup>23)</sup> Es wäre denkbar, daß an diesen Buden früher auch Wachsvotive, vor allem das von Walldürn her geläufige Pferdevotiv<sup>24)</sup>, erhältlich waren. Daß Walldürner Motivwachs auch auswärts verkauft wurde, ist zudem von anderen Wallfahrtsorten her bekannt.<sup>25)</sup>

Unerwähnt lassen die Mirakel auch die zahlreichen, noch heute an den drei Türen der Kapelle angeschlagenen Hufeisen-Votive, die das Kirchlein in besonderem Maße berühmt gemacht haben.<sup>26)</sup> Sie sind bereits auf einer ca. 1870 entstandenen Lithographie der Kapelle erkennbar<sup>27)</sup> und reichen mit Sicherheit noch weiter zurück. Ein Teil entstammt gewiß dem 17./18. Jahrhundert, einer Zeit, in der mit Vorliebe den Schutzpatronen der Pferde, dem hl. Leonhard, dem hl. Stephan, dem hl. Eligius, dem hl. Georg u. a. die Hufeisen wunderbar geheilter Pferde dargebracht und an den Türen ihrer Kirchen angenagelt wurden.<sup>28)</sup> Sie sollten dort das den Heiligen anempfohlene ganze Roß vertreten, wurden aber auch in Form von Hufeisenlagern, denen magische Bedeutung unterstellt wird, an Quellen und Bächen gefunden.<sup>29)</sup> Wieweit damit die Hufeisenopfer am Quellheiligtum des hl. Gangolf in Verbindung zu bringen sind, muß dahingestellt bleiben. Sie waren früher auch in der Umgebung Neudenaus üblich: in Oberwittstadt, dessen Georgskapelle eine Hufeisentür besaß<sup>30)</sup>, und in der Leonhardskirche von Gellmersbach bei Weinsberg, wo sie zu einer Kette um die Kirche zusammengeschmiedet wurden.<sup>31)</sup> Im Fränkischen sind Hufeisentüren außerdem für die alte Wallfahrtskirche von Vierzehnheiligen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges<sup>32)</sup> und für die Volkacher Wallfahrtskirche „Maria in den Weingärten“ belegt, wo sie ebenfalls in den Dreißigjährigen Krieg zurückreichen soll.<sup>33)</sup> Dem 17. Jahrhundert dürfte auch eine Reihe der in Neudenauper erhaltenen Hufeisen-Votive entstammen. Vielleicht war diese Opfergabe damals so selbstverständlich, daß Pfarrer Mayer (im Mirakel Nr. 5) sie der Erwähnung gar nicht für wert hielt.

Sind die Neudenauper Mirakelberichte in Bezug auf das Motivwesen auch nicht sehr gesprächig, so können wir doch am Schluß unserer Analyse festhalten, daß sie bedeutende Dokumente zur Geschichte der Gangolfswallfahrt darstellen. Sie vor allem be-



*Neudenauer Gangolfsritt 1966*

phot. Bad. Landesstelle für Volkskunde

zeugen die Gangolfskapelle als „echte“ Wallfahrtsstätte, zu der nicht etwa nur am Patroziniumstag und bei Kreuzfahrten und Flurumgängen, sondern aufgrund ortsgebundener Beziehungen und Verlöbnisse zu einem festen Kultmittelpunkt in besonderen Formen und unter Ausübung bestimmter Bräuche gewallfahrtet wurde.<sup>34)</sup> Sie leuchten aus dem Dunkel der Vergangenheit einen bestimmten Abschnitt der Wallfahrtsgeschichte heraus und lassen das Einzugsgebiet zur Zeit der barocken Blüte der Wallfahrt, die Motive der Wallfahrer, die äußeren Formen ihres Wallens und ihre letztlich im Innern als wunderbar erlebten Gebetserhörungen sichtbar werden.

Unser Beitrag wäre unvollständig, wenn wir es bei der Frage nach der heutigen Situation der alten Wallfahrtsstätte mit dem Hinweis auf den Gangolfsritt bewenden ließen

und darauf hinzuweisen versäumten, daß die Kapelle neben den Teilnehmern des Patroziniumsfestes und Schaulustigen aller Art auch heute noch echte Wallfahrer an der Gangolfsquelle und vor ihren Altären sieht. Und auch heute noch schlagen sich deren Erlebnisse in Mirakelberichten und Votivgaben nieder. Schon Pfarrer Aichele hatte seinem Abdruck der alten Gangolfsmirakel zwei Wunderberichte aus neuerer Zeit folgen lassen, die bestätigen, daß die Pflege der alten Traditionen nicht ausschließlich zur Angelegenheit historisch interessierter Heimatfreunde geworden ist. Sie schildern Vorkommnisse aus dem Jahre 1923 und seien auch hier angeführt:

*Witwe R. M. von Neudenau litt mehrere Wochen an einem sehr schmerzlichen Leiden an beiden Füßen. Sie konnte nicht mehr gehen*

und nicht mehr schlafen. Die ärztliche Hilfe und die angewandten Mittel waren vergebens. In ihrem Elend nahm sie ihre Zuflucht zum hl. Gangolf, ließ ihm zu Ehren eine hl. Messe lesen und trank vom Wasser der Gangolfskapelle. Sofort wurde ihr Zustand besser und nach acht Tagen war sie vollständig gesund und konnte wieder alle Arbeiten verrichten.

Frau L. D. gibt an, daß sie ebenfalls ein böses Fußleiden hatte. Die Krankenschwester sagt darüber, daß der ganze linke Fuß hochaufgeschwollen war und man für das Leben der Frau fürchten mußte. Sie nahm ihre Zuflucht zum hl. Gangolf und alsbald brach die Geschwulst auf und in zwei Tagen war das Fußleiden verschwunden und die Frau vollständig geheilt.<sup>35)</sup>

Die Berichte zeigen, daß Mirakel auch heute noch literarisch überliefert werden, da solche Erlebnisse immer wieder nach Mitteilung drängen, andererseits mit dem Hinweis, daß solche Vorkommnisse „schwerlich auf natürliche Weise erklärt werden (können)“<sup>36)</sup>, gerne in den Dienst der Werbung für einen Wallfahrtsort gestellt werden.<sup>37)</sup> Neben dem erbaulichen Schrifttum sorgt heute zugleich die Presse mit Vorliebe für die Promulgation moderner Wunderberichte, im Dienst an einem neugierigkeitshungrigen Publikum unbewußt die Tradition der „Newen Zeyttungen“ des 16. und 17. Jahrhunderts fortsetzend. Ihr entnehmen wir ein drittes Gangolfsmirakel heutiger Provenienz, das erst vor wenigen Jahren von sich reden machte und neuerlich von der Hilfe für ein krankes Pferd erzählt:

Seit Juni zierte die Gangolfskapelle ein neues Hufeisen. „L 1961“ ist die Beschriftung. Die Besitzerin eines Reitpferdes aus Nordrhein-Westfalen hinterließ dieses Hufeisen als äußeres Dankeszeichen, denn sie ist der Ansicht, daß ihr Pferd durch die Anwendung des Wassers der St. Gangolfsquelle geheilt worden ist. — Dem Pfarramt von

Neudenuau liegt die Geschichte dieses Pferdes vor, und die Besitzerin versichert, daß sie alles wahrheitsgetreu geschildert habe. Demnach litt das Reitpferd, ein Holsteiner Fuchswallach, der in die Liste der Warmblutpferde der Arbeitsgemeinschaft für Zucht und Prüfung deutscher Pferde eingetragen ist, an einer Lähmung und sollte zum Schlachten verkauft werden. Da es ein besonders schönes Tier ist, das unter größter Schonung doch noch von einem leichten Reiter geritten werden konnte, übernahm die Familie das Pferd für ihren damals 14jährigen Sohn zum Schlachtpreis. Nur kurzfristig konnte das Pferd geritten werden, und es mußte wochen-, oft monatelang stehen oder konnte nur täglich geführt werden. — In einer Zeitschrift las die Besitzerin des Pferdes von der St. Gangolfs-Kapelle und vom St. Gangolfs-Ritt in Neudenuau und anlässlich einer Reise nach Süddeutschland holte sie im Mai 1958 erstmals das Quellwasser bei St. Gangolf. Das Pferd wurde damit getränkt und die Beine damit eingerieben, und noch im gleichen Jahr konnte der Sohn mit dem Pferd die ersten Turniere reiten und gewann dabei seine ersten Siege und Placierungen. Wiederholt holte die Familie wieder von dem Quellwasser bei St. Gangolf, und die Lahmheit trat nicht mehr auf. Das Tier hat inzwischen bei vielen Turnieren in Dressur- und Springprüfungen teilgenommen und konnte insgesamt neun Siege, zwei 2. und sechs 3. Plätze belegen.<sup>38)</sup>

Ähnliche Geschichten ranken sich wohl auch um die anderen Hufeisen neueren Datums, die in den letzten Jahrzehnten neben den alten Votiveisen Platz gefunden haben. Bei einer Durchsicht dieser Eisen fanden wir 1969 an der Seitentüre der Längswand ein modernes Hufeisen mit dem eingestanzten Datum „I. L. / H. / 1926“, am Holzpfeiler der Empore im Kapelleninnern neben zwei alten Exemplaren und einem Kuheisen sieben moderne, davon eines mit der erwähnten Be-

schriftung „L. / 19 / 61“ aufgemalt, in zwei andere „Billigheim / 1925“ und „1927“ eingestanz. Spiegelt sich hierin die bis in jüngste Zeit große und durch den Gangolfsritt reaktivierte Bedeutung des Pferdepatronats St. Gangolfs, so werden indessen nur seine anderen Patronate das Bestehen der Neudenauer Wallfahrt sichern können. Der Traktor hat heute auch im Jagsttal das Zugpferd fast völlig ersetzt und dessen Anheimstellung beim hl. Gangolf somit hinfällig werden lassen. Beim Gangolfsritt 1969 wurden noch insgesamt 44 Pferde gezählt, davon nur noch 9 Ackergäule, die von Tiefenbach, Allfeld und vom Riegelshof stammten (in Neudenau selbst gibt es seit 1968 keine Pferde mehr). Das Hauptkontingent stellten die Reitervereine von Mosbach und Jagstfeld mit 25 Reitpferden sowie eine Gruppe von 10 Ponys. Kann sich die Neudenauer Pferdewallfahrt nicht für die Zukunft auf diese sogenannten „Freizeitpferde“ stützen, so wird sich auch ihre letzte Erscheinungsform, der Gangolfsritt, zwangsläufig in eine Gangolfsprozession verwandeln oder in eine Traktorensegnung umgestalten, wie sie andernorts schon an Stelle ähnlicher Veranstaltungen eingeführt ist. Daß indessen diese neuen Formen zur Zeit lebhaft diskutiert werden, läßt auf andere Weise auch wieder fortdauerndes Leben an der alten Kultstätte gesichert erscheinen.



*Trinkung der Pferde mit Gangolfswasser nach dem Gangolfsritt* phot. Bad. Landesstelle für Volkskunde

golf. Heimatkalender 1950, hg. von den Fränkischen Nachrichten Tauberbischofsheim, S. 59 ff.; Jörg Hirsch und Hermann Horch, Kapelle St. Gangolf zu Neudenau, nach Aufzeichnungen und Forschungen von Stadtpfarrer Fridolin Mayer. Neckarsulm 1959; Heinz Bischof, Einkehr in St. Gangolf. Eine alte Wallfahrtskapelle bei Neudenau an der Jagst. Baden-Württemberg 1966, Heft 5, S. 34 f.

<sup>2)</sup> Abgedruckt bei Aichele, a. a. O., S. 10 f.

<sup>2a)</sup> Im 19. Jahrhundert hätte fast der in der Barockzeit populär gewordene fränkische Viehpatron St. Wendelin Funktion und Stelle des hl. Gangolf eingenommen. Man stellte damals eine Statue dieses Heiligen (Holz, heute im Heimatmuseum) in die Kapelle und veranstaltete am Wendelinustag eine Prozession dorthin. (Mündl. Mitt.). Selbst beim späteren Gangolfsritt wurde anfangs noch eine Wendelinusfigur mitgeführt. — Glanz und Niedergang der Gangolfswallfahrt ist, was bisher unbeachtet blieb, auch deutlich an der Vornamengebung in Neudenau ablesbar. Während nach 1800 kein Träger dieses Namens mehr feststellbar ist, weisen die Musterungslisten von 1554 und 1608 „Gangeloff“ nach Johann, Peter und Georg als beliebtesten männlichen Vornamen aus. (Vgl. Mayer, Neudenau, S. 36 f.). Heute gibt es wieder vier Träger dieses Namens am Ort.

<sup>1)</sup> Richard Aichele, Gangolfusbüchlein. Ein Lehr- und Gebetbuch für Alle, besonders für die Wallfahrer zum Gangolfskirchlein bei Neudenau. Karlsruhe (Badenia-Verlag) 1925; Fridolin Mayer, Geschichte der Stadt Neudenau an der Jagst und ihrer beiden Wallfahrtskapellen St. Gangolf und St. Wolfgang. Mosbach 1937; Ders., Der hl. Gangolf, seine Verehrung in Geschichte und Brauchtum. Freiburger Diözesanarchiv, NF 40 (67), 1940, S. 90 ff. Zur Geschichte der Wallfahrt siehe außerdem Josef Sauer, Die Gangolfskapelle in Neudenau. Ebenda, S. 140 ff.; Heiner Heimberger, Die Neudenauer Johannesschüssel und St. Veit-Plastik. Badische Heimat 31, 1951, S. 10 ff.; Ders., Deitingen, ein untergegangenes Dorf im Jagsttal. Ebenda 37, 1957, S. 267 ff. Ferner: Barbara Frey, Mit Pferden und Fahnen nach St. Gan-

<sup>3)</sup> Aus den gleichen Bestrebungen heraus ist 1948 auch in Amorbach ein Gangolfsritt wieder-, in Schlierstadt bei Buchen nachfolgend ein solcher neu eingeführt worden.

<sup>4)</sup> 1950 und 1957 weilte Abt Ohlmeyer, Stift Neuburg, 1953 Weihbischof Dr. Seiterich, Freiburg, 1955 und 1959 Missionsbischof Augustin Olbert, 1962 Weihbischof Dr. Gnädinger, Freiburg, 1966 Apostol. Protonotar Dr. Johannes de Toth, Rom, und 1969 Domkapitular Julius Schäuble, Freiburg, bei der Wallfahrt in Neudenu.

<sup>5)</sup> Eine von Prof. Johannes Künzig 1967 hergestellte Filmdokumentation (Farb-Tonfilm) des Gangolfsrittes befindet sich in der Bad. Landesstelle für Volkskunde, Freiburg, eine von Heiner Heimberger betextete Dia-Reihe in der Württ.-Bad. Landesbildstelle Stuttgart. Zum früheren Verlauf vgl. die Beschreibung von Max Walter, Der Gangolfsritt in Neudenu. Mein Heimatland 14, 1927, S. 190 ff.

<sup>6)</sup> Aichele, a. a. O., S. 15—18.

<sup>7)</sup> Mayer, Neudenu, S. 105 und 198.

<sup>8)</sup> Vgl. Dieter Harmening, Fränkische Mirakelbücher. Quellen und Untersuchungen zur historischen Volkskunde und Geschichte der Volksfrömmigkeit. Würzburger Diözesangeschichtsblätter 28, 1966, S. 25 ff.; Peter Assion, Die mittelalterliche Mirakel-Literatur als Forschungsgegenstand. Archiv für Kulturgeschichte 50, 1968, S. 172 ff.

<sup>9)</sup> Zu beiden vgl. Mayer, Neudenu, S. 104 bzw. 105.

<sup>10)</sup> Nicht vermerkt werden die Abweichungen zum Textabdruck Aicheles. Im Gegensatz zu diesem geben wir den Text ohne jeden Eingriff wieder. Es wurde lediglich die Zeichensetzung normalisiert und bei Eigennamen regelmäßige Großschreibung eingeführt. Aufgelöste Abkürzungen sind, wie auch einige erklärende Zusätze, in Klammern gesetzt. Die im ersten Teil der Sammlung vorhandene Numerierung wurde im zweiten Teil, wo sie fehlte, fortgeführt. Nach diesen Nummern werden die Mirakel im Folgenden zitiert.

<sup>11)</sup> Ein Mathias Schuff ist für 1652 als Neudenuer Pfarrer belegt; vgl. Mayer, Neudenu, S. 104.

<sup>12)</sup> Der Hinweis auf das Versagen natürlicher Mittel gehört zu den Topoi der Mirakelliteratur, was nicht heißt, daß sie hier nicht tatsächlich versucht wurden. Zur volkstümlichen Pferdeheilkunde siehe Gerhard Eis, Meister Albrants Roßarzneibuch. Verzeichnis der Handschriften, Text der ältesten Fassung, Literaturverzeichnis. Konstanz 1960.

<sup>13)</sup> Unleserliche Stelle mit der Angabe der Ordenszugehörigkeit Mayers.

<sup>14)</sup> Ein neben der Kapelle wohnender Gangolfsmesner ist seit 1644 bezeugt. Noch heute ist das dortige Mesnerhaus bewohnt.

<sup>15)</sup> Untergriehheim an der Jagst. Die anderen Ortsnamen sind im Folgenden erklärt.

<sup>16)</sup> Vgl. Wolfgang Brückner, Die Verehrung des Heiligen Blutes in Walldürn. Aschaffenburg 1958, S. 143.

<sup>17)</sup> Mayer, Neudenu, S. 197 f. — Kocherthürn als Herkunft gibt übrigens auch die örtliche Sage vom blinden Kind an, dessen Vater nach erfolgter Heilung eine Wallfahrt unterwegs schon abbricht und so die endgültige Erblindung verschuldet. (Die Erzählung, mit der die Walldürner Sage von der „Mainzer Kapelle“ zu vergleichen wäre, ist enthalten in einer ungedruckten, im Heimatmuseum aufbewahrten Neudenuer Sagensammlung von Josefine Wehrauch und Heiner Heimberger).

<sup>18)</sup> Freundl. Auskunft von Frl. Josefine Wehrauch, Neudenu, 1969. Man holt das Wasser in Flaschen von der Quelle, die am Gangolfsfest (früher am Karsamstag) alljährlich neu geweiht wird. Pfarrer Mayer ließ um 1935 zugleich mit der Freitreppe auch eine zweite Schöpfstelle ebendort errichten, zu der das Wasser von der eigentlichen, ebenfalls gefaßten Quelle unterirdisch hingeleitet wird.

<sup>19)</sup> Vgl. Max Walter, Die Wallfahrt zum heiligen Amor. Pfarrkirche und Pfarrei Amorbach von 1753 bis 1953, Amorbach 1953, S. 48 und 51. Weitere fränkische Wallfahrtsorte, an denen Quellwasser gegen Augenleiden gebraucht wurde, belegt Harmening, a. a. O., S. 114, Anm. 32.

<sup>20)</sup> Vgl. Harmening, a. a. O., S. 101.

<sup>21)</sup> Ebenda, S. 94.

<sup>22)</sup> Aichele, a. a. O., S. 19.

<sup>23)</sup> Freundl. Mitteilung von Frl. Josefine Wehrauch, Neudenu, durch Brief vom 3. 1. 1968.

<sup>24)</sup> Vgl. Brückner, a. a. O., S. 95 und Abb. 85.

<sup>25)</sup> Peter Assion, Das Krötentotiv in Franken. Ein Beitrag zur Phänomenologie des fränkischen Totivbrauchtums. Bayer. Jahrbuch für Volkskunde 1968, S. 68.

<sup>26)</sup> Abbildungen des Hauptportales bei Mayer, Neudenu, S. 200, und Heimberger, Johanneschüssel, S. 14.

<sup>27)</sup> Abbildung bei Mayer, Neudenu, S. 181. Ein Original im Heimatmuseum der Stadt.

<sup>28)</sup> Siehe Richard Andree, Votive und Wehegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde. Braunschweig 1904, S. 74 ff.; vgl. auch R. Froehner, Kulturgeschichte der Tierheilkunde II, 1954, S. 85 f.

<sup>29)</sup> Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens IV. Berlin-Leipzig 1931/32, Sp. 441.

<sup>30)</sup> Karl Hofmann, Die Sagen des badischen Frankenlandes, 2. Aufl. Buchen 1912, S. 56.

<sup>31)</sup> „Fränkischer Tag“ Bamberg vom 10. 3. 1963. Die ebenda mitgeteilte Ursprungssage der Neudenuer Wallfahrt, die die Heilkraft der Quelle durch ein bei der Jagd verletztes und mit Quellwasser gewaschenes Pferd eines Grafen entdecken läßt, ist indessen abwegig, da am Ort völlig unbekannt.

<sup>32)</sup> Josef Maria Ritz, Mittelalterliche Eisenotive in Franken. Kultur und Volk, Festschrift für Gustav Gugitz. Wien 1954, S. 384.

<sup>33)</sup> Josef Dünninger, Die Marianischen Wallfahrten in der Diözese Würzburg. Würzburg 1960, S. 83 f. — Mayer, Der hl. Gangolf, S. 137, erwähnt außerdem Hufeisentüren an der Wolfgangskirche bei Ochsenfurt in Unterfranken.

<sup>34)</sup> Vgl. Rudolf Kriß, Zur Begriffsbestimmung des Ausdruckes „Wallfahrt“. Österr. Zeitschrift für Volkskunde, NS 12 (66), 1963, S. 101 f.

<sup>35)</sup> Aichele, a. a. O., S. 19.

<sup>36)</sup> Ebenda, S. 19.

<sup>37)</sup> Vgl. die modernen Heilig-Blut-Mirakel von Walldürn, die sich bei Otto Isele, Heilig-Blut-Buch für die Verehrer des heiligen Blutes, 4. Auflage Buchen 1929, S. 66 ff., sowie in der Schrift „Blutwunder in Walldürn neu bestätigt?“ von Eugen Prucker, Würzburg o. J. (1950), S. 12 ff. finden.

<sup>38)</sup> „Neue Mosbacher Zeitung“ vom 24. 8. 1961 unter den Schlagzeilen „Pferd hatte schon Schlachtpreis“ / „Die ungewöhnliche Geschichte eines erkrankten Reitpferdes“.

### Bei Neudenau . . .

Bei Neudenau,  
von Alter grau,  
steht eine Feldkapelle.  
Ein Sprudelquell,  
wie Silber hell,  
entspringt an ihrer Schwelle.

Am Wallfahrtstag,  
so geht die Sag,  
ist Wunder dort zu schauen.  
Wenn Paar und Paar,  
der Waller Schar,  
erscheint aus allen Gauen.

Sie tragen sich  
gar seltsamlich,  
nicht Hosen, Rock und Wämslein.  
All ohne Hut,  
doch wohlbeschuh't,  
und springen wie die Gemslein.

Sie kommen nicht  
nach Pilgerpflicht,  
den Heil'gen fromm zu grüßen.  
Sie nab'n mit Saus  
und Braus dem Haus  
und stampfen mit den Füßen.

Statt Litanei  
und Psalmodei  
ertönen raube Klänge:  
von Pitsch und Patsch  
und Klitsch und Klatsch,  
ein wildes Lärmgemenge.

Sie baden sich  
all mäniglich,  
den kranken Leib im Quelle.  
Und kerngesund  
zur selben Stund  
entsteigen sie der Welle.

Sankt Gangolfs Macht  
hat dies vollbracht:  
von jeglicher Beschwerde  
hat er befreit  
seit alter Zeit  
die armen kranken Pferde.

Noch fließt der Quell,  
und die Kapell  
ist noch zu sehen dorten.  
Hufeisen blank,  
der Waller Dank,  
erblickst du an den Pforten.

(Das vermutlich schon vor 1800 entstandene Gedicht hier nach R. Aichele, Gangolfusbüchlein, Karlsruhe 1925, S. 10 f.)

## Gelöbnis aus Pestzeiten

Am Pfingstmontag wird in Distelhausen das Sankt-Wolfgang-Fest gefeiert

Von Gernot Umminger, Freiburg i. Br.

Dicht bei Distelhausen, draußen vor dem Dorf, liegt jenseits der Tauber inmitten des Friedhofes die malerische Sankt-Wolfgang-Kapelle. Hier begeht die Gemeinde Distelhausen alljährlich, wenn an Pfingsten Wiesen und Rebhügel des Taubertales ihren schönsten Frühlingsschmuck tragen, das altüberlieferte Sankt-Wolfgang-Fest mit der traditionellen Pferdeprozession und dem Segen für Pferde und Reiter.

Seit bald 500 Jahren wird der heilige Bischof von St. Emmeran aus Regensburg in Distelhausen verehrt, aus Dankbarkeit für die Errettung von der Pest, die damals im Taubergrund Menschen und Tiere in gleicher Weise bis auf eine kleine Anzahl hinwegraffte. Wie der „schwarze Tod“ in jenen Zeiten in die main- und tauberfränkische Heimat heimtückisch einschlich, versucht eine alte fränkische Volkssage zu erklären: 1) „Es sind dreihundert Jahre her, da hörte bei Sommerach eines Abends der Mainfährer den leisen Ruf ‚Hol‘ über!‘ Der Mann stieg zum Main hinunter, löste seinen Nachen und fuhr hinüber. Drüben am Ufer stand ein großes hageres Weib und begehrte übergefahren zu werden. Es war in einen langen schwarzen Mantel gemummt, ein sonderbarer Kopfputz verdeckte den unteren Teil des Angesichtes bis zu den Augen, die gläsern hervorstarren. Beim Anblick dieses unheimlichen Weibes packte den Fährmann das Entsetzen, und der Fahrbaum entfiel seiner Hand; doch ermannte er sich und kam glücklich wieder herüber. Hier nun bat ihn die Grausige, ein Viertelstündchen in seiner Wohnung rasten zu dürfen, sie sei müde von einer weiten Reise und habe noch einen weiten Weg vor sich! Alsdann erfragte sie das nächste Wirtshaus für die Nachtherberge. Im Wirtshause selbst verlangte sie eine Stube und einen

Nachtimbiß und entfernte sich frühmorgens wieder, niemand wußte wohin. Desselben Tages noch erkrankte die Magd des Wirtes, danach die Wirtin und der Wirt an den Zeichen der Pest und alle drei starben in der folgenden Nacht. Hierauf erkrankten der Mainfährer und alle seine Angehörigen und auch sie starben an der Pest, so daß allgemein die Rede im Volke ging: der Fährmann habe die Pest über den Main herübergeholt! Dann fing das große Sterben an in den Landen von Main und Tauber, und es wütete von Haus zu Haus . . .“ Welch furchtbare Ausmaße das „große Sterben“ aber, das die Pest mit sich brachte, annahm, lesen wir in den Aufzeichnungen des Schulmeisters Udalricus Gast von Sommerhausen: „Der Herr hatte beschlossen, daß mein Haus auch leer werden sollte: an einem und demselben Morgen wurden mein Weib und meine Töchter, Ottilia und Regina, von der Seuche befallen. Noch bevor es Abend ward, hatte der Heiland die beiden Kindlein zu sich kommen lassen, mein Weib aber litt noch etliche Stunden länger, jedoch ohne mich mehr zu kennen und ohne ein Wort zu reden . . . Da ich also nun mein Weib und meine beiden Kinder an der grausamen Seuche verloren hatte, wollte ich wenigstens mein Söhnlein Johannes zu retten suchen, wenn es Gottes Wille wäre, und beschloß, noch am selbigen Tag ihn nach Kitzingen zu schicken, wo ich ihn bei dem Amtskellermeister, der sich immer noch dort aufhielt, um das Aufhören der Pest abzuwarten, wohl aufgehoben wußte. Ich ließ also den Knaben sogleich aufbrechen mit einem Boten, damit er noch vor einbrechender Nacht die Stadt erreiche. Der Mensch denkt's und Gott lenkt's! Der Amtskeller hatte meinen Sohn willig in sein Haus aufgenommen, aber schon nach wenigen Tagen

brach die Seuche in Kitzingen auch aus. Ich bekam ein Brieflein von ihm, daß er es bei so bewandten Umständen für besser halte, mein Söhnlein zurückzuschicken, und da der Weg über den Berg mit dem Kriegsvolk belegt sei, wolle er ihn einem Schiffmann mitgeben, der in acht Tagen nach Würzburg fahre und an Sommerhausen vorbeikomme. . . . Desselben Tages, an welchem der Schiffmann vorbeikommen sollte, ging ich also hinaus an den Main, um das Schiff zu erwarten. Endlich kam es. Ich dachte, mein Kind werde auf dem Verdeck stehen und nach mir ausschauen, — aber ich sah nichts, und da ich nach ihm fragte, führte mich der Schiffmann zu einem Schelch, der an dem Schiff angehängt und mit einem Tuch bedeckt war. Drin sah ich meinen Johannes liegen. Ich fragte den Schiffmann, ob er schlafe. Aber er schüttelte mit dem Kopf; dann fragte ich, ob er krank sei, worauf er wieder mit dem Kopf schüttelte, bis ich endlich mir nicht länger es verbergen konnte, daß er tot sei. Der Schiffmann erzählte, es sei der Amtskeller seitdem an der Pest gestorben, hätte ihm aber noch vor seinem Tod aufs Herz gebunden, das Kind mit nach Sommerhausen zu seinem Vater zu nehmen. Da nun das Kind gleich nach ihm auch gestorben, hab' er sich anfänglich geweigert, es mitzunehmen, der Mann aber, bei dem der Amtskeller gewohnt, habe nicht nachgelassen, bis er es mitgenommen, weil das Kind gar zu beweglich vor seinem Tod gebeten, man möge es doch nach Sommerhausen schaffen, wo es auf dem Kirchhof neben seiner Mutter und Geschwistern begraben sein wolle . . . Dann nahm ich mein totes Kind auf die Arme und trug es heim in mein Haus. Ich weiß nicht, ob die Leute schon etwas davon erfahren hatten, — die mir begegneten, blieben stehen, redeten mich aber nicht an, sondern zogen ihre Hüte ab und schauten mir nach. Daheim schmückte ich mein Söhnlein, so gut ich konnte, legte ihm sein Psalmbüchlein, das er ganz auswendig konnte, unter die Hände,



*Die St. Wolfgang-Kapelle bei Distelhausen liegt inmitten des Friedhofes*

setzte mich zu seinen Füßen und konnte nicht weinen. Am Abend kam Hans Ebeling mit drei Nachbarn, die huben die Leiche auf, um sie auf den Gottesacker zu tragen. Ich ging hinter dem Sarg drein, auch folgten noch einige Knaben und Mägdlein, die meinen Johannes lieb gehabt, und noch übrig geblieben waren unter dem großen Sterben. Als er nun an seiner Mutter Seite gelegt und das Kreuz auf sein Grab gesteckt und alles vorbei war, da ward mir's, als ob die Bande zersprängen, die mir bisher die Brust zusammengeschnürt hatten. Aus meinem Herzen brach es siedheiß und lief durch alle meine Adern, aus meinen Augen quoll ein Tränenstrom, und ich fiel auf die Knie und sprach, wie es dort im Buch Baruch geschrieben steht: ‚Zieheth hin, ihr lieben Kinder, ziehet hin, ich aber bin verlassen und einsam, ich habe mein Freudenkleid ausgezogen und das Trauerkleid angezogen, und

will schreien zu dem Ewigen für und für! . . . Ach Gott! wie jammerlich steht's auf den Dörfern! Man wandert bei 10 Meilen und sieht nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voll toter Leichnam und Äser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesind, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben- und untereinander von Pest und Hunger erwürgt, voller Maden und Würmer, und sind von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefressen worden, weil niemand dagesen, der sie begraben, beklagt und beweint hat . . . Da hab ich den Tod kennen gelernt in seiner schrecklichsten Gestalt. Bei diesem Sterben aber, das die Pest unter uns brachte, mußte man der Worte gedenken: ‚Das macht dein Zorn, daß wir so vergehen, und dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen.‘ Wenn man es nämlich mit ansah, wie in einem einzigen Tag der Mensch gesund, krank und tot war, wie Vater, Sohn und Enkel, oder Herr und Knecht oft in einem Hause nebeneinander auf dem Strohlagen, da konnte man in dem Tod nicht mehr den Boten des Herrn sehen, der, obwohl finstern Angesichts, doch gute Botschaft bringt und dem Tagelöhner sagt, daß seine Arbeit aus sei, sondern den Schnitter, der die Sense ansetzt und die Menschen umhaut, wie das Gras auf dem Felde. Auch wurde jetzt nicht mehr über der Stätte der Verwesung Gottes Wort und Verheißung den Hinterbliebenen als ein Trost zuteil, sondern ohne Sang und Klang wurden die Leichen hinausgetragen, und die alle an einem Tag gestorben waren, in eine große Grube ohne Sarg und Totenkleid zusammengeworfen, so daß kein Hinterbliebener die Stätte wußte oder bemerken konnte, wo man einen der Seinigen zur Ruhe gebracht. Was aber das Allerschrecklichste war, auch die Menschen waren wie umgewandelt. Anfangs gab man den Kranken Bibernell zu essen, weil einer in der Luft eine

Stimme gehört haben wollte: ‚Eßt Bibernell, sterbt ihr nicht so schnell!‘<sup>2)</sup> Als aber dies auch nicht oder nur wenig helfen konnte, stellten die Angehörigen, so oft einer an der Seuche erkrankte, ihm ein Krüglein Wasser an sein Bett und eilten aus seiner Nähe, und sobald er die Augen geschlossen hatte, ward er hinausgeschafft und eingescharrt, und selten war einer der Seinigen zugegen, der auch nur eine Träne um ihn vergossen hätte, ja es kam vor, daß der Vater dem Sohne und der Sohn dem Vater, wenn einer erkrankt war, die letzten Brotkrumen hinwegnahm, weil dem Erkrankten ja doch nicht mehr zu helfen sei . . .“ Soweit also die zeitgenössische naturalistisch gehaltene und ein klares Bild jener unseligen Pestzeit zeichnende Schilderung des Schulmeisters Udalricus Gast aus Sommerhausen.<sup>3)</sup> Im Bewußtsein dessen wird es uns heute leichter verständlich, was es damals den Menschen bedeutete, von der Pest errettet zu sein!

Daß das Sankt-Wolfgang-Fest zu Distelhausen als Gelöbniß aus Pestzeiten gerade am Pfingstmontag gefeiert wird, geht wohl auf den Einweihungstag des im Zeitraum von 1469 bis 1472 erbauten und schon in den Jahren 1480 und 1485 kraft päpstlicher Ablassse zur Wallfahrtskapelle erhobenen Sankt-Wolfgang-Heiligtums zurück. Zu Ehren des heiligen Wolfgang wird immer am Vormittag um neun Uhr bei der alten Sankt-Wolfgang-Kapelle eine Feldmesse gehalten mit einer Festpredigt, und anschließend wird den im Prozessionszug aufgestellten Pferden mit ihren Reitern der Segen mit der Reliquie des heiligen Wolfgang gespendet. Für viele gläubige Menschen des Tauberlandes, aus dem „Gau“, Würzburg zu, mit den Tälern von Wittig- und Grünbach, von den „Bauländer“-Tälern der Erfa und des Brehmbaches, ist der Pferderitt zur altehrwürdigen Sankt-Wolfgang-Kapelle an der Tauber zu Distelhausen immer noch ein echter Bitttag, der Segen, Hilfe und neue Kraft für Mensch und Tier bringt. Gehört doch Sankt Wolfgang

neben Sankt Gangolf (der Sankt-Gangolfs-ritt zu Neudenu im Distelhausen unmittelbar benachbarten Jagsttal ist ja weithin berühmt und bekannt), Sankt Georg (in Ehrenstetten bei Freiburg und im Freiburger Vorort Sankt Georgen als Kirchenpatron und bei der Pferdesegnung bis heute verehrt), Sankt Leonhard, Sankt Wendelin und Sankt Eulogius mit zu den altbekannten Pferdepatronen unserer badischen Heimat.

Unter den großen deutschen Bischöfen des Mittelalters, die durch ihre Gottesfurcht und Menschenliebe Wohltäter ihrer Städte und ganzer Landschaften geworden sind, steht — nächst dem heiligen Ulrich aus Augsburg — Sankt Wolfgang von Regensburg in der ersten Reihe. Wolfgang, um das Jahr 924 geboren, stammte aus einem schwäbischen Geschlecht; der siebenjährige Knabe wurde einem Kleriker zum Unterricht übergeben und, nachdem er sich die Elementarkenntnisse angeeignet hatte, zur weiteren Ausbildung auf die berühmte Schule des Klosters Reichenau geschickt. Kirchliche Ehren und Würden, die ihm angeboten wurden, ausschlagend, widmete er sich dort ganz dem Unterricht der Jugend und übernahm nur die Leitung der Klosterschule. Später ging Wolfgang — nach kurzem Zwischenaufenthalt im Jahre 964 bei dem bekannten Erzbischof Bruno zu Köln —, da sein Sinn nicht auf Ruhm und Ehre in der Welt stand, in das einsame Kloster Einsiedeln, von wo aus aber der Ruf seiner seltenen Gelehrsamkeit bald in der ganzen damaligen christlichen Welt bekannt wurde. Der in ganz Europa berühmte Bischof Ulrich von Augsburg kam öfters nach Einsiedeln und lernte Wolfgangs Tugend und Wissenschaft kennen und schätzen. Durch Ulrich von Augsburg wurde Wolfgang nach dem Jahre 970 zur Missionierung der besiegten Ungarn berufen. Da geschah es, daß 972 der Bischofsstuhl von Regensburg erledigt wurde. Dem höchsten kaiserlichen Wunsch und Willen folgte Wolfgang jetzt, und bald schon wurde er mit

feierlichem Geleit in Regensburg als Bischof eingeführt. Wolfgangs Vorläufer hatten seit mehr als einhundert Jahren das reiche Kloster Sankt Emmeram in Regensburg als Äbte verwaltet, die Güter desselben für ihre aufwendige Hofhaltung verwendet und teilweise vollkommen verkommen lassen. Als nun — da die Regensburger Diözese nebst dem Donautal fast ganz Böhmen miteinbezog — zu Prag ein neues Bistum errichtet werden sollte, überließ Wolfgang großmütig und ohne auf die zahlreichen kritischen Stimmen zu hören, die in Böhmen liegenden Besitzungen Regensburgs dem neuen Kirchengsprengel; weiter verzichtete er dort auf ansehnliche Einkünfte als auch auf seine geistliche Oberherrschaft. Lange Jahre wirkte Wolfgang segensreich in seiner Diözese und im ganzen süddeutschen Raum — hier eben ganz besonders in Main- und Tauberfranken — in Pest-, Hungers- und Kriegszeiten. Als er im Jahre 994 in Verwaltungsgeschäften nach Pechlarn in Niederösterreich reiste, wurde er — der unzähligen Menschen und Tieren Hilfe, Linderung und Rettung von der grausamen Seuche der Pest gebracht hatte — selbst von dieser heimtückischen unheilbaren Krankheit ergriffen und in wenigen Tagen hinweggerafft. Seine Leiche wurde in feierlichem Zuge nach Regensburg übergeführt und mit den bischöflichen Gewändern und Insignien im Gotteshaus von Sankt-Emmeram in einem Hochgrab beigesetzt.

Die Sankt-Wolfgang-Kapelle bei Distelhausen — im Westen vor dem Dorfe, jenseits der Tauber gelegen — zählt mit zu den alten und kunsthistorisch wertvollen Bauwerken im Frankenland. Sie fügt sich äußerlich schmucklos und einfach weiß verputzt gerade zur Pfingstzeit im satten Grün der blühenden Tauberwiesen besonders lieblich in die Landschaft ein. Das gotische Langhaus und das aufgesetzte spitze gotische Türmchen weisen in die Mitte des 15. Jahrhunderts als Entstehungsdatum. Aus Urkunden ersehen wir dann auch die Jahre 1469 bis 1472

als Bauzeit und den Haller Meister Hans Klinger als Stifter und Baumeister. Außen an der Südwand der Sankt-Wolfgang-Kapelle finden wir den von kundiger Steinmetzhand gearbeiteten Grabstein dieses urkundlich genannten Meisters aus Hall mit dem roh eingerissenen Bildnis des Verstorbenen und der Umschrift in gotischen Minuskeln: „anno dui cccc lxxxiii iar am donnerstag nach ostern starb der ersam hans klinge' vo hall an hebe diß goczhauß . . .“

Kühle und dämmriges Halbdunkel umfängt einem beim Eintritt in den heiligen Raum. Das Auge sucht vergeblich nach prunkendem Gerät oder nach leuchtenden, in vollen Tönen schwelgenden Farben, nach einer Fülle feiner Stilformen. Gerade diese schlichte einfache Form und die volkstümlichen Plastiken weisen uns auf das hohe Alter der ehrwürdigen Sankt-Wolfgang-Kapelle hin. Die Innenausstattung konzentriert sich auf die Skulptur von Sankt Wolfgang, die, sehr gut geschnitzt, nach lokaler Überlieferung einst Riemenschneider zugeschrieben wurde. Die beiden Seitenfiguren, Sankt Martin und Sankt Kilian — typische fränkische Heilige des Würzburger Gebiets und Fürstbistums und dazu einfache Bauernpatrone —, sind dagegen weniger gut gelungen.

Das Dorf Distelhausen wird im Jahre 1333 als „Tesselhusen“ urkundlich genannt und gehörte den Grafen von Rieneck zu. Außer Würzburg, das in den Jahren 1518 und 1530 von den Herren von Riedern einen Hof und das Zehntrecht in Distelhausen erworben hatte, werden 1522 weiter als Distelhäuser Zehntherrn genannt: der Deutsch-Orden zu Mergentheim, der Bischof von Speyer, Graf Johann von Leuchtenberg und schließlich auch noch Kurmainz. Erzbischof Adolf II. zu Mainz hatte im Jahre 1469 auch die Erlaubnis zum Bau der Sankt-Wolfgang-Kapelle zu Distelhausen erteilt. Späterhin besaß aber der Bischof von Würzburg allein die Landeshoheit über Distelhausen bis zum Jahre 1803 (Amt Lauda), dann die von der

linksrheinischen Pfalz gekommenen Leinigen und nach 1806 Baden.

Vom Mittelalter her wurde die Prozession zu Pferde zunächst alljährlich am Sankt-Wolfgangstag (31. Oktober) gefeiert. Behördliche Verbote, vor allem zur Zeit der „Aufklärung“ (im Jahre 1799 wurde der Sankt-Wolfgang-Ritt eingestellt!) konnten den altüberlieferten, tief im Volksbewußtsein und dem Volksglauben verwurzelten Brauch nicht vergessen lassen. Bei der Wiedereinführung der lieb gewordenen Zeremonie ist dann der wahrscheinliche Weihetermin der Sankt-Wolfgang-Kapelle, der Pfingstmontag, als Termin des Distelhäuser Sankt-Wolfgang-Festes eingesetzt worden. Seither strömen wieder andächtige Wallfahrer von fern und nah, aus dem ganzen Taubergrund, dem Würzburg zugelegenen „Gau“ und selbst noch aus dem „Bauland“ alljährlich am Pfingstmontag zu der kleinen stimmungsvollen Sankt-Wolfgang-Kapelle zu Distelhausen. Selbst im Zeitalter des Umbruchs der Technik und des rapiden Rückgangs der Pferdehaltung waren am 4. Juni 1968 noch über 50 Reiter mit Pferden gesegnet worden, und dieses Jahr waren es trotz anhaltenden Regens 22 Pferde und Reiter und dazu drei bespannte Kutschen. Niemand nahm es bei dieser himmlischen Wasserflut krumm von den Einheimischen, wenn ihnen von den zum Sankt-Wolfgang-Fest gekommenen Nachbarn ab und zu „liebervoll“ gesagt wurde, daß „jetzt die Distelhäuser zum zweiten Male sterben müßten, nämlich die bereits auf dem Friedhof ruhenden nochmals durch Ertrinken im Grabe“. Diese treffende Ortsneckerei erklärt sich sehr schön aus der tiefen Lage der Sankt-Wolfgang-Kapelle mit dem sie umgebenden Friedhof im Hochwasserbereich der Tauber, während das Dorf Distelhausen sicher auf dem jenseitigen Hochufer liegt. Nicht für möglich gehalten haben es dagegen die zahlreichen Gläubigen, daß der Distelhäuser Ortspfarrer Ernst Firley, als er nach der Festansprache von Prä-

fekt Neckermann vom erzbischöflichen Studienheim Sankt Michael in Tauberbischofsheim den Segen mit der Reliquie des heiligen Wolfgang spendete, diese heilige Handlung zum letzten Male begehen würde. Im Alter von erst 59 Jahren wurde der beliebte Geistliche noch im Juni vom Tode ereilt. Sicher aber wird auch unter seinem Nachfolger in Distelhausen im Taubertal der Sankt-Wolfgang-Ritt in altüberlieferter brauchtümlischer Form gepflegt werden.

---

*Anmerkungen:*

<sup>1)</sup> Dieser mainfränkischen Volkssage liegt unbewußt das im Volksglauben tief verwurzelte Denken hinsichtlich der Übertragungsweise der Pest zugrunde: so schnell und plötzlich die Pest kommt, geht oder reitet, ein Wasser kann sie nicht überschreiten!

<sup>2)</sup> Bibernell, auf kalkhaltigen Wiesen häufige Doldenpflanze mit langgestielten Wurzelblättern und fast blattlosem Stengel; die aus der beißend scharfen, unangenehm nach Ziegenbock riechenden Wurzel bereitete Bibernelltinktur ist ein uraltes Heilmittel der Volksmedizin; merkwürdigerweise wird aber der Pflanze in unserer Zeit als Volksheilmittel keine Bedeutung mehr beigemessen. In zahllosen Volkssagen, die in mehreren Varianten vor allem im östlichen und südlichen deutschen Volkstumsraum verbreitet waren und sind, wird das „Steinpetrlein“ meist

zusammen mit anderen Kräutern (z. B. Blutwurz, Eberwurz, Baldrian, Wacholder) während einer PEST- oder Choleraepidemie von EINER STIMME AUS DEN LÜFTEN (vgl. hierzu den von uns oben angeführten Text des Schulmeisters Udalricus Gast von Sommerhausen), einem sprechenden Vogel oder einem Zweig den verzweifelten Menschen als sicheres Heilmittel verateten. Daß man gerade die unangenehm penetrant riechende Bibernellpflanze als Pestheilmittel ansah, erklärt sich aus dem Grundsatz der Volksmedizin: Ähnliches durch Ähnliches zu heilen! Hierher ist dann auch der im Schweizer Kanton Graubünden in der Tallandschaft Prättigau = Wiesental übliche Pestspruch: „Esset Eberwurz und BIBERNELL / damit ihr sterbet nit so schnell!“ zu stellen, und aus dem Oberinntal kennen wir: „Hattet's gessn BIBERNELL und Baldriu, waret's kemmen all dervu.“ Weiter empfiehlt ein altes Pestbuch: „Sommerszeit, wenn alles grün ist, mag er (nämlich der Gesunde) gelbe Violenblumen oder blaue Violenblumen oder weiße und rote Rosen an sich tragen oder weiße Lilien, wohlriechende Nelken . . . Rosmarin und dergleichen in die Hände nehmen oder sonst zu sich stecken . . .“ (Vgl. zum Ganzen: O. A. Erich und R. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, zweite Auflage, neu bearbeitet von R. Beitzl, Stuttgart 1955, Kröners Taschenausgabe, Band 127, S. 85 „Bibernelle“ und S. 601/602 „Pest“.)

<sup>3)</sup> „Pest, Hunger und Plünderung. Aus den Aufzeichnungen des Schulmeisters Udalricus Gast von Sommerhausen“, Fränkischer Heimat-Kalender für das Jahr 1927 von Anton Sack, Notzeiten in Franken, Würzburg.

# Zur Denkmalpflege im badischen Frankenland nach dem letzten Kriege

Von Heinrich Niester, Karlsruhe

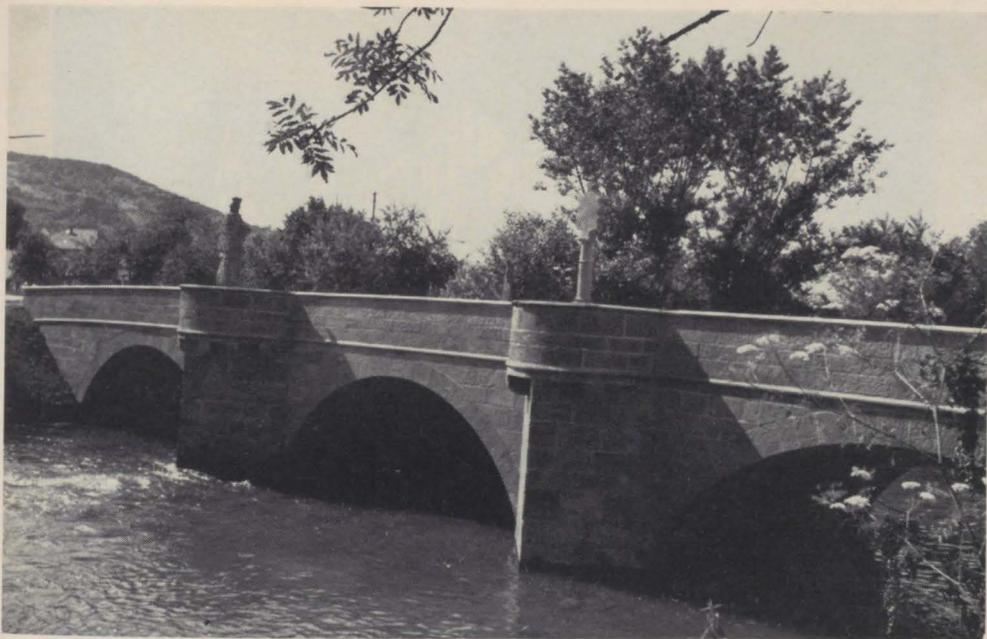
Zu keiner Zeit haben sich unsere Lebensverhältnisse so entscheidend und rapid gewandelt wie in den letzten Jahrzehnten. Dabei ist dieser beängstigende Prozeß allem Anschein nach noch längst nicht abgeschlossen, und die Befürchtung liegt nahe, daß ein Zustand permanenter Umwandlung unser aller Schicksal geworden ist. Solche zunächst auf das Allgemeine zielende Feststellungen erweisen ihre Gültigkeit auch im Hinblick auf unsere Landschaft und in ihr auf unsere von den Vorfahren gestaltete künstlerische Umwelt: Wer nach mehreren Jahrzehnten der Abwesenheit heute an Stätten zurückkehrt, die ihm einstmals vertraut waren, kennt sie oft kaum wieder, so sehr hat die Zwischenzeit sie verändert.

Solche Wandlungen brauchen nicht notwendigerweise immer sich zum Schlechten hin vollzogen zu haben. Doch ist die Gefahr, daß dies geschieht — handgreifliche Beispiele liegen vor —, in unserer Gegenwart und in der nahen Zukunft besonders groß.

Um der lebenden Generation und kommenden Geschlechtern charakteristische Züge unserer Landschaft und der in ihr wurzelnden Kunst zu erhalten, sind staatlicherseits Naturschutz und Denkmalpflege aufgerufen. Allerdings ist deren Wirksamkeit begrenzt, und nur allzuoft befinden sie sich im Widerstreit mit anderen Interessen, deren starkes materielles Gewicht nur zu leicht obsiegt. Doch kann vor allem die Denkmalpflege — der Verfasser fühlt sich lediglich berechtigt, von deren Maßnahmen zu berichten — innerhalb des Rahmens ihrer Möglichkeiten manches tun. Sicherlich wird auch der Außenstehende bei seinen Fahrten im badischen Frankenland ihr Wirken hier und da schon von sich aus bemerkt haben.

Wenn hier vom badischen Frankenland die Rede ist, so möchten wir unter dieser Bezeichnung einen geographischen Bereich verstanden wissen, dessen Ausdehnung nach drei Seiten mit der des Regierungsbezirkes Nordbaden zusammenfällt, im Süd-Westen aber durch den Lauf des Neckars, etwa von Neckarzimmern bis Eberbach, begrenzt wird (vgl. Badische Heimat, 1933, S. 3). Dabei kann es nicht unsere Aufgabe sein, gleichsam listenartig die Vielzahl aller Konservierungen, Restaurierungen und sonstiger Maßnahmen an den Denkmälern vorzuführen, die hier seit Ende des letzten Krieges erfolgt sind. Etlliches, vor allem das in dem ersten Jahrzehnt Getätigte, steht in naher Zukunft erneut zur Restaurierung an, anderes bedeutete lediglich Bewahrung, Sicherung und Wiederherstellung materieller Substanz ohne sonderliches Aufheben, also konservierende Tätigkeit im herkömmlichen Sinne, wie sie von Zeit zu Zeit an jedem Baudenkmal vorgenommen werden muß. Aber auch von den übrigen Geschehnissen, die eine Veränderung gegenüber den Vorkriegszuständen zeitigten, kann nur insofern die Rede sein, als es sich nach unserer Auffassung um besonders Denkwürdiges handelt, woran eben ein Freund des hier zu behandelnden geographischen Gebietes nicht achtlos vorübergehen sollte. Dennoch bleibt dem Verfasser bei der Vielzahl der Objekte die Befürchtung, daß in diesem kurzen Bericht, seinem Wert entsprechend, manches am Ende doch nicht genug herausgestellt sein könnte.

Zunächst sei dankbar vermerkt, daß die Denkmäler des badischen Frankenlandes gegenüber anderen Teilen Nordbadens durch den letzten Krieg nur wenig in Mitleidenschaft gezogen worden sind, von einigen trefflichen alten Brücken abgesehen. Aber



Die Tauberbrücke bei Lauda nach ihrer Verbreiterung 1969

phot. Amt f. Denkmalpfl. Karlsruhe

noch nach Kriegsschluß wurde mancher historisch gebaute Flußübergang ohne Wissen der Denkmalpflege aus Verkehrsrücksichten beseitigt. Zu nennen wäre in diesem Zusammenhang die barocke Elzbrücke in *Dallau*, die durch eine zwar verkehrsgerechte gerade, aber baukünstlerisch poesielose ersetzt wurde. Das gleiche war im benachbarten *Rittersbach* der Fall. Später ist man seitens der verantwortlichen Stellen sorgsamer vorgegangen — die Denkmalpflege wurde eingeschaltet. So konnte z. B. die besonders wertvolle, in ihren Ursprüngen ins Mittelalter zurückreichende Tauberbrücke bei *Bronnbach* im Jahre 1959 wenigstens durch Verbreiterung erhalten werden. Diese Rettungstat war umso notwendiger, als das Bauwerk in engem Zusammenhang mit der benachbarten ehemaligen Klosteranlage und ihrer Kirche steht, die nach dem Kriege selbst mehrfach Denkmalpfleger und Restauratoren in ihren Mauern gesehen haben. Die gleichfalls im Kern noch mittelalterliche Tauberbrücke bei *Lauda* steht

seit dem Sommer 1969 auf acht Meter verbreitert da. Auch hier konnten die alten Umrisse bewahrt werden. Nach gänzlichem Abbruch des überkommenen Bauwerks entstand unter größtmöglicher Verwendung des alten Materials und nach Wiederanbringung der historischen Inschriftsteine und steinernen Bildwerke ein tragfähiger und gefahrlos passierbarer Flußübergang, bei dessen denkmalpflegerischer Erneuerung die Abteilung Straßenbau beim Regierungspräsidium Nordbaden, wie im Falle Bronnbach, keine Mehrkosten gescheut hat.

Daß die Forderungen des noch über unsere Tage hinaus ständig weiter wachsenden Verkehrs nicht nur unseren Brücken zum Verderb reichen können, sondern auch unseren alten Ortsbildern abträglich sind, braucht nicht sonderlich betont zu werden. Jede Verbreiterung einer Ortsdurchfahrt, etwa durch Zurücknahme der Hausfronten, bedeutet eine einschneidende Veränderung. Dies gilt leider auch im Falle *Adelsheim*, wo eine Bundes-



*Mosbach, Fachwerkhäuser nach ihrem Wiederaufbau*

straße und eine Landstraße mit bundesstraßenähnlichem Verkehr zugleich über die enge Hauptstraße der Stadt führen. Oft ist die Denkmalpflege, die immer nur beratend auftreten darf, in solchen Fällen rat- und machtlos, denn sie kann selbstredend ebensowenig wie jede andere Stelle eine Garantie für Leib und Leben der Passanten auf sich nehmen. Noch ist sie in der Lage, eine Umgehungsstraße ohne die hierfür verantwortlichen Stellen aus dem Boden zu stampfen. Dazu erweist sich bei Abbruch der alten Wohnbauten — und oftmals schon vorher — deren miserable Bausubstanz. Bedenkt man zuletzt, daß die Besitzer solcher Häuser nicht nur

menschenwürdig wohnen sollten, sondern in ihnen auch ihren Lebensunterhalt oftmals verdienen müssen, wird man erkennen, wie schwer die Denkmalpflege an solchen Fällen zu tragen hat. Weltfremde romantische Gesinnung mit entsprechender Reaktion auf ihrer Seite würde ihr jede Wirkung und Überzeugungskraft für nachfolgende Fälle rauben, bei denen sich vielleicht sonst doch noch etwas für ihre Ziele gewinnen ließe. Besonders bedauerlich ist es, wenn beim Wiederaufbau nicht nach den Forderungen der Denkmalpflege, auch was die Details an einem Hause betrifft, verfahren wird. In Adelsheim wurde wenigstens zugesichert, daß

Rathaus, Stadtkirche und Stadtschloß durch die im Gang befindliche Hauptstraßenverbreiterung nicht in Mitleidenschaft gezogen werden.

In *Mosbach* will man sich bei einer als unumgänglich anzusehenden Hauptstraßenverbreiterung dadurch helfen, daß man die Fronten der betroffenen Bauten — zumeist Fachwerkhäuser — auf Stützen stellt, um den Bürgersteig unter den Obergeschossen hindurchzuführen. Sicherlich ist das ein ortsfremdes Motiv, das jedoch neben dem verkehrsfunktionellen Gewinn auch den Vorteil für sich hat, daß dadurch die großflächigen, bereits überall vorhandenen Schaufenster — den Fachwerkhäusern ebenso fremd wie die Arkade — in eine Dunkelzone verwiesen werden. Wenn es gelingt, in solchen Fällen über punktuelle Denkmalpflege an den Zimmeln der Architektur hinaus, die bauliche Atmosphäre eines historischen Gemeinwesens zu erhalten, hat man viel gewonnen. Aber solches ist natürlich leichter ausgesprochen als getan. Im Falle der beiden benachbarten Fachwerkhäuser Kapferer, unweit des Marktplatzes in *Mosbach*, wurde inzwischen durch notwendig gewordenen Abbruch und ihm folgenden Wiederaufbau eine Lösung für diese Stelle der Hauptstraße gewonnen, mit der der Heimatfreund sich zufrieden geben kann. Ähnliches möchte man sich für die ganze Ortsdurchfahrt wünschen. Daß neuzeitliche Materialien, wenn auch an wenig sichtbarer Stelle, bei solchem Vorgehen mit herangezogen werden müssen, läßt sich nicht ausschließen. Was aber geschieht, wenn beziehungslos mitten in eine Zeile historischer Baulichkeiten „moderne“ Architektur hineingestellt wird, die nicht nur dem Material nach, sondern in der Gesamtkonzeption von Bauherrn und Architekten im Entstehungsjahr 1961 offenbar durchaus als ortsgemäß und tragbar empfunden wurde, zeigt das Geschäftshaus wenige Schritte weiter, ebenfalls an der Hauptstraße in *Mosbach*. Hier wurden nicht nur die Denkmalpflege, sondern



*Grünsfeld, kath. Pfarrkirche von Nordwesten mit südl. Erweiterung* phot. Amt f. Denkmalpf. Karlsruhe

auch die für das Bauwesen in *Mosbach* verantwortlichen Stellen hintergangen. — Auch haben Brand und Abbruch wegen angeblicher Baufälligkeit den Bestand an Fachwerkbauten in *Mosbach* in den Jahren nach dem Kriege nicht unerheblich verringert.

Außer der Verbreiterung von Ortsdurchfahrten, die sich keineswegs auf *Adelsheim* und *Mosbach* beschränken, stellen vor allem die räumlichen Erweiterungen von Kirchenbauten ein heikles Problem für unseren konservatorischen Auftrag dar. Der Denkmalpfleger hört nicht gern von ihnen. Im allgemeinen treten solche Notwendigkeiten nur bei Gotteshäusern des katholischen Kultes auf. Kirchnerweiterungen werden insbesondere durch einen akuten Priestermangel bei anwachsender Gemeinde begründet, des weiteren durch die erwiesene Tatsache, daß bei Errichtung eines neuen zweiten Gotteshauses, unter Belassung des alten, dieses in den meisten Fällen von der Gemeinde nicht mehr



Blick ins Innere der Kirche von Grünsfeld

phot. Amt f. Denkmalpfl. Karlsruhe

„angenommen“ wird und außerdem Unterhaltungsmittel nicht für beide Gotteshäuser mehr bereit gestellt werden können. In *Buchen* wurde bereits 1955 aus diesem Grunde die dortige 1503—1507 entstandene Stadtpfarrkirche St. Oswald umorientiert und im Westen durch ein Querschiff mit neuem Chor verlängert. Das Erzbischöfliche Bauamt Heidelberg, dem diese undankbare Aufgabe zufiel, hat zur Rettung des alten Bestandes getan, was es vermochte. So konnte u. a. die schöne mittelalterliche Westempore im Zuge der Baumaßnahmen wenigstens in den Seitenschiffen erhalten bleiben. Der Innenraum, in dem bei dieser Gelegenheit einige Grabdenkmäler und Epitaphe neu gefaßt sowie Gewölbe- und Wandmalereien aufgedeckt und konserviert wurden, versucht nicht zuletzt durch seine ausgezeichnete neuzeitliche Buntverglasung über den entstandenen Ver-

lust hinwegzutrusten. Auch außen zeigt sich das Kirchengebäude in seiner Längserstreckung überdehnt. Doch kann das Architektur- bild sicher durch geschickte Wiederbebauung des jetzt öd daliegenden Platzes neben dem alten Rathaus verbessert werden. Bei dieser Gestaltungsaufgabe, die von den verantwortlichen Stellen erfreulicherweise jetzt als vordringlich erkannt wird, ist die Denkmalpflege bereits in Vorbesprechungen beteiligt.

Als gelungen darf dagegen die Erweiterung der katholischen Pfarrkirche in *Grünsfeld* gelten, die 1968 erfolgt ist. Hier erhielt das Langhaus von 1659 einen nach Norden bis zur alten Stadtmauer ziehenden neuen Querarm, der sich der Gesamtbaulichkeit, zu der noch der alte hohe gotische Chor aus dem 14. Jahrhundert, der 1862 bedeutend erhöhte Turm an seiner Nordseite, der Marienchor und die Sakristei gehören, sehr bescheiden

unterordnet. Das Gotteshaus schließt sich wieder in seinem äußeren Erscheinungsbild zu einem gefälligen baulichen Komplex zusammen. Durchgreifende Maßnahmen im Inneren, u. a. die Neuordnung der zahlreichen Epitaphe, die Herrichtung von Altären und Kanzel sowie die Farberneuerung an den Wänden und Gewölben und der Ersatz der aus dem 19. Jahrhundert stammenden Flachdecke im Langhaus durch eine schön gefelderte neue geben dem Interieur nun eine Frische und Wohlräumigkeit, die Kirchen dieser Art zustehen, und wie sie dieses Gotteshaus lange Zeit hat entbehren müssen. Hierzu tragen auch die neuen, mit Butzenscheiben verglasten Fenster das Ihre bei. Der neuen Liturgie wurde in Grünsfeld insofern entsprochen, als man dem neugefertigten, auf gotische Formen anspielenden Zelebrationsaltar in den optischen Achsenschnittpunkt des alten und neuen Kirchenteiles hineinstellte. Über diesem Altar hängt jetzt ein inzwischen gleichfalls instandgesetzter Kruzifixus, der Tilman Riemenschneiders Gekreuzigtem in der Stadtkirche zu Aub so nahe kommt, daß nicht nur der Wunsch, neben der Grabplatte der Dorothea von Rieneck († 1503) in der Grünsfelder Kirche ein zweites Werk von seiner Hand zu besitzen, die Autorschaft dieses Meisters suggeriert. Zuvor hing dieses hervorragende Werk so hoch über einem Epitaph an der Nordwand des Schiffes, daß es von den wenigsten beachtet wurde.

Anders als in Grünsfeld verfuhr man bei der Kirchenerweiterung in *Limbach*, wo das im Grundriß rechteckige Langhaus von 1773 dieser Baumaßnahme zum Opfer fiel. Indes erstand die Westwand, die eigentliche Schauseite des im Ort erhöht liegenden Gotteshauses, aufs neue. Bei ihrem Abbruch war man sorgsam vorgegangen. Alle Quader waren nummeriert worden, so daß ihre Wiedervereinigung in alter Anordnung kein sonderliches Problem aufwarf. Der neue Kirchenraum mit schöner holzverschalter Decke er-



*Kath. Kirche in Limbach*

hielt polygonale, also zentrierende Form, die sich an den Chor von 1803 und die mittelalterliche ehemalige Chorturmhalle, nördlich daneben, anschließt. Die drei Altäre, Kanzel und Orgelgehäuse aus der Entstehungszeit des ehemaligen barocken Langhauses erstrahlen auch hier nach ihrer Herrichtung wieder in vollem Glanze.

Bei der 1729 neu erbauten katholischen Kirche in *Gerchsheim*, mit älterem Turm am Chor, vollzog sich die Raumerweiterung nach Richtungsänderung des Langhauses quer zur alten Achse durch einfaches Hinausversetzen der Nordwand, die ein hohes Fensterband erhielt. Zweifellos ist dadurch dem Gotteshaus aus der Sicht des Kunsthistorikers Gewalt angetan worden, indem es somit seine alten Proportionen verlor. Tröstlich wirkt wieder die Belassung und Instandsetzung der alten Ausstattung, die teilweise ergänzt werden



Die Westwand nach der Erweiterung der Kirche  
 phot. Amt f. Denkmalpfl. Karlsruhe

mußte. Der linke Seitenaltar mit der Darstellung des Hl. Josef erwies sich bei der Restaurierung seines Bildes als ein Werk des aus Prag gebürtigen Malers Franz Josef Mika. Auf's Ganze gesehen findet man in Gerchsheim heute eine Kirche vor, bei deren Veränderung sich der Architekt hinsichtlich der Lösung der ihm von der Kirchenbehörde gestellten heiklen Aufgabe doch größte Mühe gegeben hat.

Eine baldige Kirchenerweiterung erwartet uns in *Billigheim*, wo neben der bis zur Ortsdurchfahrt vorstoßenden Remise aus der Barockzeit noch die alte Klosterkirche aus der Zeit um 1200, jetzt katholische Pfarrkirche, steht. Lange Überlegungen gingen der Erweiterungsplanung voraus. Diese sieht einen niedrigen Anbau des im Grundriß schmalrechteckigen einschiffigen Kirchenraumes auf der Südseite vor. Die Anfügung soll jedoch so niedrig gehalten werden, daß die hochgelegenen Fenster am romanischen Langhaus nach außen hin voll sichtbar bleiben. Da dem Gotteshaus einstens hier ein Kreuzgang angefügt war, erscheint eine Beeinträchtigung des ehemaligen Bildes wohl nicht so erheblich, wie man zunächst befürchten mußte. Das hohe mittelalterliche Kirchengebäude wird

nach Verwirklichung der Pläne von seiner Hauptansichtsseite her durch den niedrigen Remisenanbau im Norden und den ebenfalls niedrigen Erweiterungsanbau auf der Südseite der Kirche in die Mitte genommen. Auf's Ganze nähert man sich dadurch in etwa einem Bilde, wie es in mittelalterlicher Zeit hier bestanden haben mag, wieder an. Dabei kann auch die West-Ost-Orientierung im Inneren erhalten bleiben.

In *Külsheim* wurde bereits 1954 das damals angetroffene, bereits 1774 veränderte Langhaus der katholischen Pfarrkirche am gotischen Chor von 1497 durch ein nach Westen verlängertes ersetzt. In *Lauda* sind der katholischen Pfarrkirche St. Jacobus, die 1694 unter Belassung des spätgotischen Chores neu erstand, bereits 1953 zwei Joche im Westen hinzugefügt worden. Die abhandengekommenen Figuren des zwischen 1750 und 1760 entstandenen Hochaltares konnten hier inzwischen größtenteils zurückerworben und neu angebracht werden. Ebenso fand 1958 der Ölberg mit seinen höchst originellen Figuren aus der Zeit um 1500 an den Chor der Kirche wieder zurück.

Stellt selbst die beste Kirchenerweiterung aus konservatorischer Sicht einen Übelstand dar, aus dem der Denkmalpfleger das Beste für die ihm anvertrauten Objekte am Ende machen muß — denn Denkmalpflege ist wie Politik nur eine Kunst des Möglichen — so darf er sich freuen, wenn es gilt, rein konservatorische Arbeiten im herkömmlichen Sinne ausführen zu lassen. Dies war im Jahre 1968 in *Tauberbischofsheim* bei der Kirche St. Lioba, der ehemaligen Franziskanerkirche am Marktplatz, der Fall. Hier traf man zuvor den Innenraum in einem solch verwahrlosten Zustand an, daß allen Ernstes der Gedanke auftauchte, die gesamte Kirche niederzulegen, um dadurch Platz für eine große Grünfläche zu gewinnen. Nicht nur aus städtebaulichen Gründen mußte die Denkmalpflege opponieren. In der Folge erstand denn auch nicht ohne staatliche Mittel das 1656 erbaute und



Die Darstellung des Ölberges an der St. Jakobs-Kirche zu Lauda (um 1500)

phot. Amt f. Denkmalpfl. Karlsruhe

1721/22 erweiterte Gotteshaus, das bereits 1754 durchgreifend restauriert worden war, im Stil der Barockzeit neu. Die gesamte Decke mußte zunächst wieder befestigt werden. Ihre Bilder und aller Stuckzierat daran erfuhren eine weitgehende restauratorische Behandlung. Das Interieur lebt aber heute ganz wesentlich von der neuen Marmorierung des Hochaltars in Rot und Grau und der Neufassung der Kanzel, die jeweils, da sich von der originalen Bemalung in beiden Fällen nichts erhalten hatte, historisierend-schöpferisch nachempfunden werden mußte.

Auf evangelischer Seite ist es die Kirche in Wölchingen, im Volksmund „Dom des badischen Frankenlandes“ geheiß, die eine annähernd ebenso durchgreifende Instandsetzung schon in den Jahren 1961/1963 erfuhr. Als ehemalige Johanniterkirche entstand der Bau in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wurde aber 1877/78 nach zwischenzeitlichen Beeinträchtigungen durch Verbau-

ung vom Hauptgesims ab samt Bauzier und Turm nicht ganz dem originalen Bestande getreu erneuert. Selbstverständlich sollten diese handwerklich sauberen Zutaten bei der Herrichtung des Gotteshauses in unserem Jahrzehnt nicht angetastet werden; bilden sie doch inzwischen einen integrierenden Bestandteil des Kirchengebäudes. Aber insbesondere durch die neu erfolgte Neuordnung der Stufen im Ostteil, die Erneuerung der Westempore mit der Orgel und des Sandsteinbodens, vor allem aber durch die Einbringung eines dem Raum gut anstehenden Altars und neuer farbiger, überwiegend figürlicher Fenster, die sich der Architektur gut unterordnen, erlebt man diesen völlig neu. Dabei kommt der jetzige Zustand des Gotteshauses dem originalen weit mehr entgegen als vor unserer Instandsetzung in den Jahren 1961/63.

Sehr entscheidend für die Wirkung ihres Innenraumes war auch die Herrichtung der



*Evang. Kirche Wölchingen, Blick gegen den Chor nach Restaurierung phot. Amt f. Denkmalpf. Karlsruhe*

Kirche „Mariä Himmelfahrt“ in Neckarelz, die ehemalige katholische Pfarrkirche des Ortes, auch „Tempelerhaus“ genannt. Dieses „Feste Haus“, in seiner uns tradierten Form wohl ebenfalls eine Gründung der Johanniter, kurz nach 1300, wurde erst 1705 katholische Pfarrkirche und 1731/34 im Inneren entscheidend umgebaut, wobei man erst damals den Chor — ehemals alleiniger Kirchenraum — gegen das jetzige Langhaus öffnete. Damals hat man hier von den beiden einstmals vorhanden gewesenene Decken die untere entfernt. 1928 wurde auch die obere beseitigt, so daß ein einziger Raum von übermäßiger, recht ungünstiger Höhendimension entstand. Die Restaurierung von 1963 beseitigte diesen Zustand durch Wiedereinziehung der oberen Holzdecke. Ihre Balkenlage wurde wie ehemals am Hängewerk des Dachstuhles mittels Holzsäulen aufgehängt. Diese Maß-

nahme stellt eine erfreuliche restauratorische Tat dar: Nicht nur wurden dem Innenraum des jetzigen Gotteshauses — es wurde zugleich bis auf die Belassung der Fensterverglasung rundum neu hergerichtet — ein ansprechenderes Bild verliehen, sondern auch der Raum des Dormitoriums über dem jetzigen Langhaus zurückgewonnen, von dem man den niedrigen, gewölbten einstigen Kapitelsaal über dem Chor der Kirche betreten kann. Anstelle der recht mittelmäßigen hölzernen neugotischen Altäre trat ein einfacher Blockaltar, der dem Charakter des Chores weit mehr gerecht wird. Da auch die benachbarte ehemalige Schloßanlage, jetzt Exerzitenhaus, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts als kurpfälzische Kellerei entstand, bald nach dem „Tempelhaus“ ein helles Außenkleid erhielt, wirkt der ganze weite Bezirk, in den auch der gotische Turm der nahegelegenen evangelischen Pfarrkirche von Neckarelz blickt und von fern her jenseits des Neckars die Neuburg hineingrüßt, besonders erfreulich auf seine Besucher.

In Freudenberg am Main wurde 1964 gelegentlich der Erstellung einer umfänglichen Aussegnungsanlage am alten Friedhof die dortige mittelalterliche Kapelle St. Laurentius, die in räumliche und funktionelle Beziehung zu jener trat, außen und innen neu hergerichtet. Dabei konnte das einschiffige romanische Langhaus verhältnismäßig leicht auf den originalen Zustand des späten 12. Jahrhunderts zurückgeführt werden. Hier und im bereits frühgotischen Chor angetroffene Malereien geben nach ihrer Instandsetzung dem Inneren des kleinen Gotteshauses seinen besonderen Reiz. Der Freskenzyklus im Langhaus, der leider nur fragmentarisch erhalten blieb, weist durch eine Darstellung des seelenwägenden Erzengels Michael aus dem 14. Jahrhundert neben Szenen aus der Heilsgeschichte wohl schon auf die damalige Bestimmung der Friedhofskapelle als Totenkirche hin. Für das gotische Fenster im Chor hat der Karlsruher Glasmaler Emil Wachter



Neckarelz „Templerhaus“

phot. Amt f. Denkmalpfl. Karlsruhe

eine hervorragende farbige Verglasung geschaffen, die zur Stimmung des kleinen Raumes als Totenkirche entscheidend beiträgt.

In *Ilmspan* erfuhr erst jüngst die Innenrenovierung der dortigen Pfarrkirche von 1766, ebenfalls dem hl. Laurentius geweiht, ihren Abschluß, der eine Außenrenovation vorausgegangen war. Über die originale Farbgebung des Raumes und seiner Ausstattung gab es keinerlei Dokumentation. Die Instandsetzung des Interieurs, die sich auf die gesamte Decke mit ihrem zartkräuseligen stuckierten Rokokozierat erstreckte, forderte den Restaurator zu besonderer Leistung heraus, galt es doch hier wie in St. Lioba zu Tauberbischofsheim neben Sicherungsarbeiten auch der Ausstattung des 18. Jahrhunderts die ihr gemäße polychrome Fassung in Anlehnung an verwandte Schöpfungen zu geben. Ähnliche Maßnahmen wie in *Ilmspan* erfolgten in bezug auf Farberneuerung des Raumes und des Inventars in den letzten Jahren bei den katholischen Kirchen in *Ditt-*

*war* (1753/55), *Paimar* (1829), bei der Engelskapelle in *Gissigheim* (1712), der Heiligkreuzkapelle in *Buchen* (1704), der Pfarrkirche St. Gangolf in *Schlierstadt* (1766/1884), den katholischen Kirchen in *Hemsbach* (12. und 13. Jahrhundert und später), in *Götzingen* (1791), bei der Marienkapelle in *Lauda* (1613/17) und den Kirchen in *Dörlesberg* (1721/22 und später) und *Rippberg* (1591, mit älteren Bauteilen) und andernorts.

Überall waren entweder Bemalung der Innenräume und Ausstattungsstücke noch erhalten, oder mußten, was weit öfters der Fall war, in Anlehnung an verwandte Schöpfungen neu erfunden werden. Von denkwürdigen Restaurierungen an und in evangelischen Kirchen sei neben der bereits erwähnten in *Wölchingen* die in *Unterschüpf* hervorgehoben, wo das Gotteshaus 1617 seine heutige interessante und äußerst selten anzutreffende Hakenformanlage erhielt. Die bemerkenswerte renaissancecistische gefelderte



*Innenraum der Pfarrkirche zu Ilmspan nach der Renovierung*

phot. Amt f. Denkmalpf. Karlsruhe

Holzdecke, Kanzel, Altar und Orgelprospekt bekamen damals ihr jetziges Aussehen. Eine Wandmalerei aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erschien während der Instandsetzung des Raumes unter dem alten Verputz. Bemerkenswert ist auch, daß die zum festen Bestand des Kircheninnern gehörende hölzerne Empore entgegen früheren Befürchtungen voll erhalten werden konnte. Lediglich die Versetzung der Kanzel war aus gottesdienstlichen Gründen erforderlich. In *Oberschüpf*, wo kurz darauf gleichfalls eine Instandsetzung des Gotteshauses mit dem Ziel einer besseren gottesdienstlichen Benutzung folgte, mußte man sich insbesondere der Malereien des mittleren 14. Jahrhunderts auf der Nordwand und im Chor annehmen. Aufs Ganze gesehen stehen die Kirchenrestaurierungen auf evangelischer Seite zahlenmäßig gegenüber denen auf katholischer Seite kaum zurück, wenn hier auch nur mehr zu-

fällig die von Wertheim (Stadtkirche), Wertheim-Eichel, Waldenhausen, Urphar, Uiffingen, Buch a. Ahorn, Angeltürn, Brehmen, Dainbach, Dertingen, Sindolsheim, Kembach, Lindelbach, Adelsheim (Jakobskirche und Stadtkirche), Unterkessach, Ruchsen, Sachsenflur, Fahrenbach, Ober- und Unterschefflenz, Lohrbach und Mosbach genannt sein mögen. Damit ist die Liste jedoch keineswegs vollständig. In Wertheim-Eichel mußte auch in der romanischen Dorfkirche der gotische Flügelaltar einer Instandsetzung unterzogen werden, die sich sowohl auf die Fassung des Schnitzwerkes als auch auf die Wiederherstellung der Tafelbilder erstreckte. In allen bisher genannten und weiteren Gotteshäusern wurden, soweit sie mittelalterlich sind oder Teile aus dem Mittelalter bewahrt haben, *Fresken*, falls bereits sichtbar, aufgefrischt, und wenn sie erst im Zuge der Instandsetzungsarbeiten ans Licht getreten waren, frei-



Renovierter Innenraum der ev. Kirche zu Unterschüpf

phot. Amt f. Denkmalpfl. Karlsruhe

gelegt und konserviert. Bemerkenswert waren noch die Arbeiten an den Decken- und Wandmalereien in den aus dem Mittelalter stammenden evangelischen Kirchen in *Urbhar*, *Dertingen*, *Sindolsheim* und *Lohrbach* sowie besonders im evangelischen Teil der Stadtkirche zu *Mosbach*, wo 1956 neben anderen Wandbildern eine interessante „*Divisio Apostolorum*“ (Aussendung der Apostel), ebenfalls vom Ende des 14. Jahrhunderts, und eine Kreuztragung des frühen 15. Jahrhunderts ans Licht traten. Gedenken wir, um bei den Wandbildern zu bleiben, noch der Freilegung der besonders schönen Christophorusfigur (aus der Zeit um 1300) in der bereits besprochenen katholischen Kirche Mariä Himmelfahrt (Tempelhaus) in *Neckarelz*, sowie der zumeist der frühgotischen Epoche angehörenden Chorausmalung in der katholischen St. Gangolfkapelle in *Neudenau an der Jagst*, die 1962 bei einer allgemeinen Her-

richtung des Inneren deutlicher ans Licht trat, so stellt man fest, daß das badische Frankenthal über das bereits vor dem Kriege vorhandene hinaus einen erfreulichen Zuwachs an Bekundigungen auf diesem Gebiet mittelalterlicher Kunst erfuhr, wozu u. a. auch noch die schlechterhaltenen Bilder im Chor der katholischen Katharinenkapelle in *Külsheim* und die Wandmalerei der Friedhofskapelle in *Rippberg* (beide mittleres 15. Jahrhundert) beitrugen. — Zugleich aber muß auch die Instandsetzung zahlreicher Bildstöcke, Wegkreuze und Einzelstatuen Erwähnung finden.

Wenn zum Schluß noch an die restauratorischen und konservatorischen Maßnahmen an *profanen Einzeldenkmälern* — herausgegriffen seien hier nur der Wiederaufbau des Johanniterhauses in *Krautheim*, die Sicherungsarbeiten an den Renaissanceschlössern Presteneck (*Stein a. Kocher*) und *Lohrbach* sowie am Bergfried der ehemaligen Burg



Oberschüpf „Fischhaus“

phot. Amt f. Denkmalpfl. Karlsruhe

Herbolzheim und die Herrichtung der Fachwerkhäuser, von denen das badische Frankenland zahlreiche besitzt — erinnert wird, so muß sich der Leser darüber im klaren sein, daß auch mit diesen in Parenthese genannten Objekten über die Tätigkeit unseres Amtes im badischen Frankenland auf diesem Sektor längst noch nicht alles ausgesagt ist. Eine systematische Erfassung und Zusammenstellung all dessen, vor allem im Detail, was hier und in unserem übrigen Pflegegebiet in den Jahrzehnten nach dem Kriege seitens unseres Amtes geschehen ist, konnte bei der Menge der Arbeiten und dem Mangel an Personal bisher gar nicht erfolgen. Sie muß notwendigerweise später nachgeholt werden. Es kommt hinzu, daß eine stattliche Zahl an Restaurierungen z. Z. noch im Gang ist und daß andere in Kürze erwartet werden. Im ganzen spiegelt sich aber in diesem notwendigerweise recht locker gehaltenen Bericht das Los des Denkmalpflegers von heute wider, der selbst kaum mehr von sich aus, wie er es

möchte, initiativ werden und alles unter strikter Kontrolle halten kann, sondern auf die Vielzahl der ihn bedrängenden Aufgaben und Probleme und die auf ihn zukommenden praktischen Arbeiten sich täglich neu einstellen muß, die oft in ihrer Fülle ihn zu überrollen drohen. Daß ihm bei seinem Tun aber gelegentlich auch tüchtige Helfer zur Seite stehen und in den genannten Fällen auch oft standen, darf nicht verschwiegen werden. Zu denken ist dabei an die Beamten der beiden Kirchenbauämter, der Staatlichen Bauämter, an die ehrenamtlichen Pfleger sowie vor allem an die Restauratoren, Architekten und Künstler und an sonstige Freunde alter Kunst. Aus begrifflichen Gründen konnten sie ihrem Verdienst entsprechend hier nicht im einzelnen genannt werden. Die erfreuliche Tatsache der Zusammenarbeit wurde denn auch in Berichten über Restaurierungsmaßnahmen der Denkmalpflege im badischen Frankenland, soweit sie geschrie-



Die St. Gangolfskapelle in Neudenau mit der frühgotischen Chorausmalung

- ben werden und im Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg (seit 1958) erscheinen konnten, von den Berichterstattern unter Namensnennung betont. Im einzelnen handelt es sich um folgende Aufsätze:
- Emil Lacroix, Das Rathaus in Grünsfeld, 1958, S. 1—4
- Derselbe, Die Blutskapelle in Lauda, 1958, S. 46—48
- Derselbe, Das ehemalige Beghinenklösterle in Buchen, 1958/59, S. 92—93.
- Derselbe, Die Eulschirbenermühle, 1959, S. 6 bis 7
- Heinrich Heimberger, Zur Instandsetzung der Jakobskirche in Adelsheim, 1958/59, S. 93—95
- Hans Huth, Grabplattenfunde bei der Renovierung der evangelischen Stadtkirche zu Mosbach, 1959, S. 7—9
- Heinrich Niester, Der wiederaufgestellte Ölberg an der katholischen Pfarrkirche zu Lauda, 1959, S. 1—3
- Derselbe, Aufgedeckte mittelalterliche Wandmalereien in der Stadtpfarrkirche zu Mosbach, 1959/60 S. 90—92
- Derselbe, Zwei translozierte Stuckdecken in Wertheim und Tauberbischofsheim, 1960, S. 52—55
- Derselbe, Die Erweiterung der katholischen Pfarrkirche zu Buchen, 1960, S. 76—80
- Derselbe, Die evangelische Kirche in Unterschüpf Kreis Tauberbischofsheim. Zu ihrer Charakterisierung und Restaurierung, 1961, S. 68—74
- Derselbe, Unsere historischen Brücken sind in Gefahr, 1964, S. 42—46
- Derselbe, Die evangelische Kirche in Wölchingen (Kreis Tauberbischofsheim) und ihre Instandsetzung in den Jahren 1877/78 und 1961/63, 1965, S. 19—26
- Derselbe, Das „Templerhaus“ in Neckarelz und seine Instandsetzung, 1968, S. 6—11
- Derselbe, Die Instandsetzung des „Johanniterhauses“ in Krautheim, 1968, S. 107 bis 110.

# Hollerbach - „Mutterkirche“ und „Worpswede“ im Odenwald

Die „Arthur Grimm“-Heimatstube in Mudau  
hält die Erinnerung an die Malerkolonie im Frankenland wach

Von Gernot Umminger, Freiburg i. Br.

Zu den ältesten Kulturdenkmälern des Frankenlandes zählt die Kirche von Hollerbach unweit von Buchen. Die heutige kleine Pfarrei Hollerbach — welche immer an Mariä Himmelfahrt (15. August) das Patrozinium ihrer Marienkirche feiert — war bis weit ins Spätmittelalter die „Mutterkirche“ fast des ganzen Odenwaldes, und nicht weniger als 25 Filialorte waren um das Jahr 1420 der Hollerbacher „Mutterpfarrei“ inkorporiert.

Der Odenwald gehört mit zu den spät besiedelten Landschaften unserer Heimat. Im wesentlichen waren bis zum Anfang des zehnten Jahrhunderts erst weite Teile der Rheinebene, des Kraichgaues, Baulandes, Main- und Taubergrundes, dazu der offenen Gaulandschaft östlich der Tauber, Würzburg zu, erschlossen. Von den Altsiedelgebieten griff die Besiedlung dann aber direkt ins Gebirge des Odenwaldes. Es bedurfte dazu erst des drängenden Antriebes durch weiteren Bevölkerungsdruck und vor allem der geeigneten Kräfte weltlicher und geistlicher Herrschaften, das Unternehmen der Erschließung des Gebirges erfolgreich in Angriff zu nehmen. So gilt als Zeitalter der großen Rodungen für den Odenwald — wie auch für die meisten der deutschen Mittelgebirgslandschaften — erst die Zeit vom 10. bis zum 14. Jahrhundert. Vom 10. Jahrhundert an, energischer erst um das Jahr 1000 beginnend, wurde von allen Seiten dieser zweite Landesausbau, das große Werk der Innenkolonisation in Angriff genommen. Dabei waren in den erstarkten Landes- und Grundherrschaften und in den (durch die von Cluny ausgehende Klosterreform aktiv gewordenen) Ordensbewegungen zwei politische, geistige und wirtschaftliche Machtgruppen vor-

handen, die das organisatorisch schwierige Werk zu bewältigen imstande waren. Daß auch diese Kräfte meist nicht selbständig voringen, sondern als Ministerialen einer übergeordneten Herrschaft eingegliedert waren oder aber als Eigenklöster in Beziehung zu einer Gründerdynastie standen, die ihre politische Macht dann mit Hilfe der Schutzvogtei ausübte, wobei dem Kloster allerdings große Selbständigkeit in wirtschaftlichen und geistlichen Belangen überlassen wurde, sehen wir in geradezu klassischer Weise in der Besiedlungsgeschichte des Odenwaldes.

Die grundherrliche Gründung des Klosters Amorbach bildete die Zelle für den Landesausbau des ganzen Gebietes. Wenn die neueste historische Forschung — vor allem im Zusammenhang mit der 1200-Jahr-Feier des Bistums Würzburg im Jahre 1952 — erwiesen hat, daß das Kloster Amorbach bis weit in das achte Jahrhundert zurückreicht, so kann dieses Ergebnis in unserem Zusammenhang noch weiter ausgestaltet werden. Das Kloster zu Amorbach entstand in der Nähe des Miltenberger Ringwalles im Anfang des achten Jahrhunderts aus der „Cella“ bei einem alten Heilquell, den schon die Römer verehrt hatten — noch heute kommen ja die gläubigen Menschen zur Wallfahrt nach Amorsbrunn, um für Heilung von Krankheit, namentlich der Augen, oder vor allem aber auch um Kindersegen zu beten, nachdem die Kaiserinnen Elisabeth und Maria Theresia von Österreich der Amorbacher Kirche eine besondere Stiftung dafür vermacht haben nach Erhörung ihrer Bitte um Nachkommenschaft — und das Kloster auf dem Heiligenberg bei Heidelberg im Jahre 865 als „monasterium in monte Abrahae“. Dabei ist erst in unseren Tagen die alte klösterliche

Amorbacher Überlieferung, daß im Jahre 714 der heilige Pirmin auf Einladung des Grafen Ruthard von Frankenberg in den Odenwald gekommen sei und ein Kloster Marienbrunn, später erst in Amorsbrunn umgenannt, gegründet habe, widerlegt worden.

Das Benediktinerkloster Amorbach ist vielmehr eine grundherrliche Stiftung aus der Zeit um 700, und die ersten Mönche waren Iren, die sich an der uralten Heilquelle ansiedelten und diese in ein Marienheiligtum umwandelten. Schon nach kurzer Zeit verlegten sie aber das Kloster an die geographisch günstigere Stelle am Mud-Bach, an der noch heute die Klostergebäude sich befinden. Die Christianisierung Deutschlands war nicht nur ein religiöses Ereignis ersten Ranges, sondern darüber hinaus auch ein kulturpolitischer Vorgang von höchster Bedeutung. Dabei wurde der Anteil gerade der Irischen Mission in der letzten Zeit — nicht ohne unmittelbaren Bezug besonders auf das Kiliansgedenkjahr 1952 — eingehend herausgestellt und auch im Blick auf die große Gesamtentwicklung betrachtet.

### Der Einfluß von Würzburg

Seitdem Würzburg im Jahre 741 durch Bonifatius' Bemühungen als alte thüringisch-fränkische Herzogs- und Markgrafenstadt Bischofssitz des von Bonifatius gestifteten Bistums geworden war, steigerte sich der Einfluß der alten fränkischen Herzogstadt im eigentlichen Mainzer Einflußbereich im Odenwald, dann vor allem im Tauberland wie auch im Bauland und den weiter östlich sich anschließenden offenen Gaulandschaften um Würzburg, wo überall ja auch schon Kilian, der eigentliche Frankenapostel des Würzburger Raumes, tätig gewesen war. Jetzt lösten denn auch schon bald Kilians- und Burkarts- als auch Marienkirchen die älteren Martins- und Georgskirchen ab, ganz besonders im ehemaligen Würzburger Landkapitel Buchen. Die im Jahre 704 erstmals erwähnte Feste Marienberg war bis zur Er-



*Wallfahrtskapelle Amorsbrunn mit einer schon von den Römern verehrten Heilquelle*

bauung der fürstbischöflichen Residenz Sitz der Fürstbischöfe von Würzburg und damit auch der weltlichen Herzöge von Franken. Die Schloßkirche zu „Unserer Lieben Frau“, ein frühmittelalterlicher Rundbau, zählt mit zu den ältesten Teilen der Marienburg, wie ja die Gottesmutter Maria im besonderen die Patronin des „Madonnenlandes“ ist.

### Die Bedeutung der Hollerbacher „Mutterkirche“

Unweit von Buchen, wo der Odenwald ins offene sanftgewellte Bauland übergeht, wo Äcker und Wiesen das große zusammenhängende Waldgebiet ablösen, liegt in einem freundlichen Talgrund das heute immer noch rein landwirtschaftlich geprägte kleine Dorf Hollerbach. Hier im Übergangsgebiet des Buntsandsteinodenwaldes zum Muschelkalk des Baulandes und des Gaus östlich der

Tauber, entlang einer Linie etwa von Lohrbach — Neckarburken — Großscholzheim — Bödigheim — Buchen — Walldürn — Hardheim zeigt sich uns der lebhaft Wechsel und der Gegensatz der Formen und Farben, aber auch der Pflanzenwelt und der Besiedlung. Von der Kettenmühle bei Buchen über Hollerbach hinaus nach Oberneudorf schlängelt sich — in einem idyllischen forellenreichen Seitental der Morre — der Hollerbach zwischen Weiden- und Haselnußsträuchern, Ulmen- und Eschenbäumen sowie saftigem Wiesengrund hindurch. Die gelbblühende Wasserschwertlilie, die Blütenschirme des Wasserstiefmüllers und zahllose Blütenrispen des Froschlöffels, dazu die Dolden der Blumenbinse, die Bachminze und nicht zuletzt die hier vorkommenden Laichkräuter begleiten und umsäumen dicht den Lauf des Hollerbaches. Von den Waldrändern, die das liebliche Tal begrenzen, grüßen zur Erntezeit fruchttragende Felder.

Ein Stück fränkischer Heimatgeschichte verkörpert das malerisch zwischen Bäumen an einem sanften Hang gelegene Hollerbacher Gotteshaus, „die uralte Mutterkirche des Odenwaldes“. Unter vierzig Vikarien, die der Benediktinerabtei Amorbach in der Bulle von Papst Bonifaz IX. vom Jahre 1399 unterstellt werden, nimmt Hollerbach die vierte Stelle ein. Mit gutem Recht konnte sich Hollerbach „Mutterpfarre fast des ganzen Odenwaldes“ nennen, hatte sie doch nicht weniger als 25 Filialorte um das Jahr 1420, welche zur Pfarrei Hollerbach gehörten. Es waren dies: Limbach, Balsbach, Krumbach, Heidersbach, Laudenberg, Robern, Unterscheringen, Trienz, Wagenschwend, Mudau, Donebach, Mörschenhardt, Unterscheidental, Oberscheidental, Reisenbach, Langenzelz, Hesselbach, Kailbach, Galmbach (Eduardstal), Rumpfen, Steinbach und Oberneudorf. Wenn auch Limbach und Mudau frühzeitig eigene Kirchen hatten, in denen durch einen der Hollerbacher Kaplane alle vierzehn Tage Sonntagsgottesdienst gehalten

wurde — am Karfreitag und Fronleichnamstag hatten diese Orte aber unbedingt den Gottesdienst in der „Mutterkirche“ in Hollerbach zu besuchen — so war es ungleich doch mehr als schwierig, auch für die übrigen religiösen Bedürfnisse und Verpflichtungen stets den weiten Weg über die rauhen und unwirtlichen Odenwaldhöhen, besonders zur Winterszeit, nach Hollerbach nehmen zu müssen. In Hollerbach mußte man zur Beichte gehen, und auch die Taufen fanden nur in der Hollerbacher „Mutterpfarrkirche“ des Odenwaldes statt.

### **Limbach und Mudau werden 1426 selbständig**

Als im Jahre 1413 erstmals die Spannungen zwischen der „Mutterpfarre“ Hollerbach und den Filialkirchspielorten Limbach und Mudau unerträglich wurden, stellten sowohl der Pfarrer von Hollerbach, Friedrich von Düren als Territorialherr, dann der Dekan des Kapitels Buchen als auch die Pfarrangehörigen von Hollerbach, Steinbach und Rumpfen beim Abt des Benediktinerklosters von Amorbach als kirchlichem Vertreter der mainzischen Landesherrschaft den Antrag über die gegenseitigen pastoralen Beziehungen ein „Zeugenverhör“ abzuhalten. Aber erst 1426 wurde Limbach mit seinen unmittelbaren Kirchspielgemeinden Robern, Unterscheringen, Trienz und Wagenschwend, Balsbach, Krumbach, Heidersbach und Laudenberg eine eigene Pfarrei und unabhängig von Hollerbach. In Limbach stand bis zu seiner Zerstörung im Bauernkrieg im Jahre 1525 ein kurmainzisches Schloß. Aus dem Besitz des Würzburger Bischofs Andreas kam Limbach um 1305 an Eberhard Schenk von Erbach, der das Dorf nebst anderen aber bereits im Jahre 1318 an Kurmainz verkaufte. Am 24. Januar des Jahres 1426 sprach Bischof Johannes von Würzburg der „Errichtung der Pfarrei Limbach wegen des Anwachsens der Bevölkerung, der Ungunst der Witterung und der derzeitigen Kriege“

seine Zustimmung aus. Doch soll der „Mutterkirche Hollerbach dadurch kein materiel-ler Schaden entstehen“. Patronatsherr der neuerrichteten Pfarrei Limbach ist der Abt der Benediktinerabtei von Amorbach. An den Bittagen aber müssen die Limbacher Kirchspielgemeinden „mit Kreuz und Fahne und den Reliquien zur Mutterkirche nach Hollerbach wallen“. Im Jahre 1426 hatte sich mit Limbach auch Mudau mit seinen Nebenorten von Hollerbach getrennt. Steinbach und Rumpfen wurden 1871 selbständige Pfarreien, und nur Oberneudorf ist der „uralten Mutterkirche fast des ganzen Odenwaldes“ treu geblieben. Politisch gehörte Hollerbach bis zum Jahre 1803 zu Kurmainz, war dann bis 1806 leiningisch und kam endlich zum Großherzogtum Baden.

### Das Künstlerdorf „Worpswede“ als Vorbild der „Hollerbacher“

Unweit von Bremen dehnt sich in der Norddeutschen Tiefebene eine weite düstere Moorlandschaft: das Teufelsmoor! Hierher war der Maler Fritz Mackensen im Jahre 1884 gekommen und schrieb von den Eindrücken überwältigt an seine Mutter: „Hier male ich mein erstes Bild!“ Was fesselte Mackensen denn so sehr, müssen wir uns fragen, wenn wir heute dorthin kommen? Ziemlich unvermittelt ragt über dem niedrigen, dunklen, ja tiefschwarzen Moorboden ein Berg aus der flachen norddeutschen Tieflandschaft, reckt sich zur dort stattlichen Höhe von fünfzig Metern und birgt oben ein altes Kirchlein, um das sich Fachwerkbauernhäuser und morsche Scheunen scharen. Es ist dies der Weyerberg, der jetzige Mittelpunkt und das Wahrzeichen des Dorfes, das zu einem echten Begriff wurde in der Kunst um die Jahrhundertwende: Worpswede! Man muß freilich mehr als einen Tag hier erleben, um diese Moorlandschaft der ständig wechselnden Stimmungen, des sich ewig ändernden Lichtes eines hohen Himmels, der darüber hinzufließen scheint, zu begreifen. Wie cha-

raktervoll stehen da die Bäume im immerwährend veränderten Farbenspiel. Schiffsgräben und Torfstiche sind da, dazu Ebbe und Flut und Stürme von Westen, von der See. Worpswede ist durch das Moor gleichsam ein Wasserland mit hell dazwischengepinselten Silhouetten, dunklen, klobigen Erhebungen der Torfhaufen, die wiederum ein Bild voller Melancholie bieten. Dem Besucher erschließt sich hier bis auf den heutigen Tag eine Welt alten Moorbauerntums und die alles überdeckende schwermütige Schönheit dieser anderswo unwiederholbaren Moorlandschaft. Der menschliche Bereich strohgedeckter Bauerndächer am Weyerberg, der Hausgärten, von Brunnen, Heiden und der Torfstiche, tritt gegenüber der unverfälschten reinen Natur gänzlich zurück.

In dieser impressionistischen Freilichtlandschaft begann Mackensen wie ein Besessener zu malen. Zur flirrenden Weite zwischen dem hohen Himmel, dunklem Moor und lichter Heide kamen die Katen hinzu mit den Menschen und Tieren in feierlich schwerem Stil. Überhaupt hatte Mackensen ein glänzendes Verhältnis mit den Moorbauern; er hockte mit ihnen beim Korn sowohl in ihren Katen als auch in der Wirtschaft zusammen. Und genau diesem Zug eines herzlichen gegenseitigen Einverständnisses begegnen wir dann später auch beim Hollerbacher Malerkreis: der Freundschaft mit den Bauern im Dorf! Mackensen fand als erster Maler, der auf das Land, in die „Teufelsmoor“-Landschaft zog, begeisterte Nachfolger. Vor allem waren es seine sinnbildhaften Landschaftsbilder und realistisch aus der Zeit geschilderten Themen des Moorbauernmilieus, die seinerzeit ungeheures Aufsehen erregten. Bereits 1888 malten Adolf Hölzel, Ludwig Dill, Fritz von Uhde und Langhammer vor der Großstadt München, draußen in „Neudachau“, und es dauerte nicht lange, bis auch ins „Teufelsmoor“ selbst weitere Maler folgten: Otto Modersohn, Paula Modersohn-Becker, Heinrich Vogeler, Bernhard Hoetger,



*Emil Baader enthüllt am Geburtshaus von Arthur Grimm eine Gedenktafel*

Hans am Ende, Karl Vinnen, Fritz Overbeck, zeitweilig auch Rainer Maria Rilke und andere hatten sich seit dem Jahre 1895 zu einer Künstlerkolonie auf der Sanddüne im „Teufelsmoor“ zusammengefunden. Wie malten sie alle die „Worpsweder“-Bilder von Moor und Heide, von Katen, Menschen und Tieren im unheimlichen wilden Moor mit einer Fülle von Torfstichgräben, Sandwegen, Föhren und Birken im aufsteigenden spukhaften Nebel. Besonders stimmungsvoll erscheinen die zahllosen Motive mit den schwarzen Segeln der Torfschiffe auf der Hamme. Diese Torfkähne, die noch einmal nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Torffuhren nach Bremen brachten, gehören heute der Vergangenheit an. Um so mehr erfreuen uns diese Gemälde in einer kleinen Galerie in Worpswede, Teil eines Museums, das vollgepackt ist mit Erinnerungen an die großen Namen und Schicksale der Worpsweder!

Diese Künstlerkolonie hätte vielleicht länger in einer gewissen Anonymität verharren können, wenn nicht zu ihnen der jugendliche Rainer Maria Rilke gestoßen wäre. Rilke lebte zwei Jahre im „Teufelsmoor“ von Worpswede, heiratete hier im Jahre 1901 Clara Westhoff, und bereits 1903 erschien seine Monographie über die fünf bekanntesten Maler des Künstlerkreises. Nicht zuletzt dank Rilke erhielt Worpswede einen intellektuellen Aspekt! Seine Freundin Paula Modersohn-Becker ist als einzige unter allen Malern Worpswedens in die Kunstgeschichte eingegangen — nicht zuletzt dank der Publizität Rainer Maria Rilkes. In ihren Werken mit kraftvoll aufgetragenen Farben und Formen kündigt sich bereits der deutsche Expressionismus an! Einmal faßte sie ihr Wollen zusammen: „Es brennt in mir ein Verlangen, in dieser Einfachheit groß zu werden!“ Und im Jahre 1907 — kurz vor ihrem allzufrühen Tod, erst 31 Jahre alt, im Kindbett — schrieb sie in ihr Tagebuch: „Den Tag über bin ich weit draußen im Moor gewesen, im Sturm, bei tausenden Wolken. In diesem Lande entdeckt man immer neue Schönheiten.“ Der verwitterte, moosüberwucherte Stein auf ihrem Grab stammt von Bernhard Hoetger, der auch das auffallende Worpsweder Kriegerdenkmal errichtete: einen Adlertraum aus Backsteinen! Noch viele Künstler hat Worpswede angezogen, und im „Teufelsmoor“ wurden sie zu Malern, die hier ihre Lebensaufgabe fanden. Spät fielen auch noch die Schatten des Dritten Reiches hierher, und die Maler Kollmar und Schiestl-Arding mußten 1937 verhungern, weil ihre Kunst als „entartet“ galt. Manfred Hausmann hat nach dem Zweiten Weltkrieg in Worpswede gewohnt, und auch heute erinnern zahlreiche, das ganze Jahr über einander an sich reihende Ausstellungen an die hier einst so bedeutsame Epoche der Kunst in der fruchtbaren Zeit um die Jahrhundertwende.

## Die Hollerbacher „Malerkolonie“, das „Worpswede“ im Odenwald

Um 1900 hatte bereits der aus Wiesloch stammende Maler Wallischek, welcher die Mudauer Kirche ausmalte und die Jagd im nahen Hollerbach gepachtet hatte, die Schönheiten in Hollerbach, die Idylle des Hollerbachtales, den Zauber der umgebenden Wälder entdeckt. Der in Mudau als Sohn eines Lehrers im Jahre 1882 geborene Arthur Grimm gründete dann schon im Jahre 1907 zunächst ganz unbeabsichtigt mit seinem Studienfreund von der Karlsruher Kunstakademie Wilhelm Guntermann eine „Malerkolonie“ in Hollerbach, welche denn auch bald — ähnlich wie Grötzingen bei Karlsruhe durch den Maler Friedrich Kallmorgen zum „badischen Malerdorf“ geworden war — als das „Worpswede des Odenwaldes und des badischen Frankenlandes“ weit über unsere engere südwestdeutsche Heimat hinaus bekannt und berühmt wurde. So wie sich im „Teufelsmoor“ von Worpswede seit dem Jahre 1895 die Künstler zusammengefunden hatten — dem schweren bäuerlichen Lebensrhythmus der flachen Moorlandschaft um den damals so bestürzend kahlen Weyerberg im Jugendstil und Impressionismus bis hin zum beginnenden Expressionismus zugewandt — so erkoren sich die Schüler Wilhelm Trübners und Hans Thomas von der Karlsruher Kunstakademie mit dem Ruf „Hinaus in die Natur“ das kleine Odenwaldldörflein Hollerbach zu ihrer Wirkungsstätte. Wilhelm Guntermann sagte rückblickend als der letzte Überlebende des Hollerbacher Malerkreises in seinem Malerhaus zu Bad König im Odenwald über jene Tage: „Hinaus in die Natur — fort von der reinen Ateliermalerei. Das hieß allerdings nicht, daß die Natur photogetreu abgebildet werden sollte, sondern es ging vielmehr darum, den eigenen augenblicklichen Eindruck einzufangen und die Stimmung, die in der Natur

lag, auszudrücken.“ Und Arthur Grimm schrieb in seinen „Lebenserinnerungen“: „... Mit den Bauern im Dorf lebten wir in Freundschaft. Wir achteten ihre Arbeit, wie sie unsere achteten... Die Bauern waren unsere Freunde und Modelle. Markante Bauernköpfe — freundlich, fleißig und aufrecht. Unbekümmert wurde gemalt, gejagt, Sport getrieben und musiziert... So entwickelte sich ein schönes ländliches Leben...“ Hier haben wir eine schöne direkte Parallele zu Worpswede, wo wir weiter oben ja anführen konnten, daß Fritz Mackensen mit den Moorbauern beim Korn sowohl in ihren Katen als auch in der Wirtschaft zusammenhockte. In Hollerbach war das Gasthaus „Zum Engel“ der Mittelpunkt des Künstlerkreises. Wieder hören wir dazu am besten Arthur Grimm selbst: „Die Verpflegung im ‚Engel‘ war einfach, gut und billig, Frau Schwab bereitete gute Suppen, Jagdbeute und dergleichen...“ Maler und Kunstfreunde kamen — je bekannter der Hollerbacher Künstlerkreis in und außerhalb Deutschlands wurde — Jahr für Jahr kurz oder auch für längere Zeit hierher. Es entstanden Bilder, die auf Ausstellungen Anerkennung und Beachtung fanden. Burkhard aus Basel, Coste aus Frankfurt, der Amerikaner Bruntsch, der Däne Quaade, sie alle gesellten sich zu Wallischek, Guntermann und Grimm. Die „Hollerbacher“ machten sich mit ihren großräumig, kraftvoll, stark und intensiv in der Farbgebung gehaltenen Talpartien, Landschaften, Baumgruppen, markanten Bauernköpfen und -typen, Pferden und Kühen einen Namen. Der Erste Weltkrieg machte der Hollerbacher Malerkolonie aber bald ein rasches Ende. Die Wege der Künstler trennten sich. Weil ihnen allein Routine und virtuose Brillanz ebenso wie billige modische Konventionen und Spekulationen fern lagen, hatten sie es schwer, sich weiterhin durchzusetzen.

### Die „Arthur Grimm“-Heimatsstube in Mudau hält die Erinnerungen wach

Seit dem 23. Mai des Jahres 1963 aber er-  
innern bedeutende Werke und Lebensdoku-  
mente aus der Hollerbacher „Malerkolonie“  
im heutigen Café „Waldfrieden“ — dem  
von Arthur Grimm einstens erbauten Maler-  
haus — in der dortigen „Heimatsstube“ des  
Landesvereins „Badische Heimat“, an das  
„Worpswede des Odenwaldes und des badi-  
schen Frankenlandes“ und an die Schüler  
Hans Thomas und Wilhelm Trübners von  
der Karlsruher Kunstakademie. Wilhelm  
Guntermann aus Bad König im hessischen  
Odenwald, der letzte Mitbegründer und ak-  
tive Vertreter der Hollerbacher „Maler-  
kolonie“, und die in Baden-Baden lebende  
Witwe Arthur Grimms, deren Vater Besit-  
zer des damals weltberühmten Hotels „Ste-  
phanie“ in Baden-Baden war, wurden als  
besonders gefeierte Ehrengäste bei der Er-  
öffnung dieser Heimatsstube herzlich von  
unserem unvergeßlichen Emil Baader be-  
grüßt. Dr. Theodor Humpert aus Konstanz,

der im Jahre 1959 anlässlich seines siebzig-  
sten Geburtstages das Ehrenbürgerrecht der  
Gemeinde Mudau verliehen bekommen hatte,  
gestaltete eine würdige Festrede zum Anden-  
ken an den Hollerbacher Malerkreis. Auch  
dieser verdiente Heimatforscher, zu dessen  
zahlreichen Veröffentlichungen wir immer  
wieder greifen — er wäre am 29. Juni 1969  
80 Jahre alt geworden — wurde im Jahre  
1968 durch den Tod aus einem erfüllten ar-  
beitsreichen Leben abberufen.

#### *Literaturnachweis:*

Festausgabe Mainpost Würzburg, 1200 Jahre  
Bistum 1952.

A. Schaefer, Untersuchungen zur Rechts- und  
Wirtschaftsgeschichte der Benediktinerab-  
tei Amorbach bis in die Zeit nach dem  
Dreißigjährigen Kriege, Diss. phil. Frei-  
burg/Brsg., 1955.

H. Schweizer, Das „Worpswede“ des Oden-  
waldes, Badische Heimat. Mein Heimat-  
land, 41. Jg., 1961, Heft 1, S. 94—99.

# Besuch im Winzerkeller zu Reicholzheim

mit Heinz Bischof, Rastatt

## In der Landschaft Tauberfranken

Ich weiß nicht, wer als erster den Rat aufgeschrieben hat, will man einer Landschaft in die Seele blicken, so nehme man den Spiegel eines Weinglases zur Hand. In diesem vergoldeten Schein offenbare sie sich in einer überwältigend klaren und herbeinfachen Schönheit.

Ich tat es! Vor mir steht ein Glas golden blinkender „Reicholzheimer First“. Nur will ich bei diesem Kosten und Schauen gar nicht verstehen, daß die Chronik dieses reizvollen in der Landschaft Tauberfrankens gelegenen Weinrestes vermeldet, daß der „First“ zu den schlechten Weinlagen zähle. Nun, im Jahre 1629 wohlverstanden! Seither aber wandelten sich nicht allein nur Menschen und Zeiten. Auch der Rebenanbau wurde vortrefflich verbessert, so daß dieser Tropfen „Reicholzheimer First“ mit seiner süßen Milde die Gedanken in jene Landschaft unbeschwert reisen läßt.

Wie ein dunkel glänzendes Band windet sich die Tauber durch das Land, Bergwände steigen nah ihren Ufern auf. Der Fluß kommt von den Keuperbergen der Frankenhöhe herabgestiegen zu den Buntsandstein tafeln des Spessarts. Rund 120 Kilometer lang ist der Lauf. Meilenweit dehnen sich nahe der Quelle die Hochflächen, begleiten sie talab. Das Land ist wellig, oft durch tiefe Täler zerschnitten und zerlegt in Einzelstücke. Dann wieder zusammenhängend, klotzig, trotzig, einem „Schild“ gleich, der dieses Frankenland zu Blüte und Ernte trägt. Und sonderbar, Steine sind es, die wohl das wertvollste Kapital dieses Tauberfrankenlandes darstellen. Da ist der Muschelkalkstein, der in gewaltigen Quadern gebrochen wird und hinauswandert in die Welt, um zu Kirchen sich zu fügen, Altäre zu werden,

Denkmale zu mahnenden Erinnerungszeichen zu bilden. Und dann — nach einem anmutigen Szeneriewechsel unweit von Hochhausen — leuchtet aus dem satten Grün des Waldes das Rot des Sandsteins. Auch hier sind es die Zeugen des Bodens, die von dem Reichtum der Landschaft reden. So mancher Bildstock kündigt von ihm. Vor allem aber sind es die Bauernhäuser, die an der Straße stehen. Dem Wanderer fallen die Unterschiede, die anderen Farben von Gestein und Boden sofort auf, wenn er hin nach Niklashausen und Gamburg zieht.

In einem alten Bericht, niedergeschrieben von Sebastian Münster, erfahren wir: „Es hat auch viel schöner Steinbrüche da, darauf die Bürger jährlich nicht ein kleinen Gewinn schöpfen, und wie klärllich zu sehen / so haben die Bürger auß ihrem eygenen Kosten on Verlegung im 566. jahr ein schön steinerne bruck über die Tauber gebawen / deren gleichen man im gantzen Taubergrund nicht findt / und ist solches einmal gewiß / daß umb den gantzen Flecken so viel schöner und herrlicher Steinbrüche gefunden: daß deren gleichen im gantzen Frankenland kaum gefunden werden . . .“

Aus diesem roten Sandstein gefügt sind auch die zahlreichen „Mäuerle“, die unterhalb des Klosterfleckens Bronnbach die Talhänge zeichnen. Die vielen Weinberge, die hier einst bestanden haben, sind aufgelassen. Gras wächst auf ihnen. Obstbäume tragen sie. Und es sind eigentlich nur die alten Siedlungen, die sich als Straßendörfer im Tal hinziehen und Kunde von der reichbewegten Vergangenheit geben. Von dem Kloster Bronnbach haben wir schon gehört. Niklashausen wäre noch zu nennen, wo das Pfeiferhänschen im Jahre 1476 einen wilden Aufruhr des Bauernvolkes wider die bischöfliche Obrigkeit zu Würzburg hervorgerufen hat.

Von der Gamburg müßte man reden, die auf einem Umlaufberg der Tauber horstet, zu ihren Füßen das gleichnamige Bauerndorf mit seinem stattlichen Amtshaus des Juliuspitals zu Würzburg. Dunkel und geheimnisvoll rauscht das Wasser der Tauber um die Eulschirbenmühle, wo die Melusinsage geistert. Licht tritt erst wieder ein, wenn die Talaue sich unterhalb von Bronnbach weitet. Das offene Land der „Heide“ tritt bis weit vor zur Talkante.

Hier ruht Reicholzheim in einem lauschten Talwinkel. Die Kirche mit dem barocken Zwiebelturm ist so etwas wie ein Wahrzeichen. Und woher man auch kommen mag, auf der Taubertalstraße von Bronnbach oder Wertheim, über die Winterleite von Dörlesberg oder Sachsenhausen, oder gar von der Mainseite her, immer ist es die Kirche, die uns das Willkommen von Reicholzheim entbietet. Zu ihren Füßen kuscheln sich, vielverwinkelt in Höfe und Gäßchen, die altfränkischen Giebelhäuser. Über Kirche und Turm ragen auf dem Steilhang der rechten Taluferseite empor das mahnende Kreuz einer Kriegergedächtnisstätte und eine Bergkirche. Und wieder sind es die Sandsteinquader, die hier zur Baugestalt sich zusammenfügen, die aber auch die zahlreichen Mäuerle zeichnen, die von dem einst weitverbreiteten Weinbau im unteren Talabschnitt des Tauberfrankenlandes Kunde geben.

Wir bleiben hier in diesem Winkel für eine Weile sitzen, lassen die Fluten der Tauber weiterreilen, unter den Bogen der alten Brücke hindurch, hinab zur Teilbacher Mühle, vorbei an Waldenhausen, wo einst als Schmuck der Landschaft das gedrungene Wehrkirchlein gestanden hat, das nun erweitert worden ist zu einer Dorfkirche, hin nach Wertheim, der letzten Station des Flusses, wo er sich mit dem mächtigen Main vermählt . . .

## Historische Miniaturen vor einem Weinglas

Frankenstein beflügelt nicht nur die Gedanken. Er läßt auch Vergangenheit wach werden. So steigt aus der Geschichte des Weinfleckens Reicholzheim gar manche bedeutsame Jahreszahl aus der Chronik auf. 1178 nennen die Urkunden zum ersten Mal den Namen des Ortes. Sie reden von der „parochia zu Reicholsheim“. 1204 lesen wir „Richolvesheim“. Zur gleichen Zeit wohnen Edle von „Richoldesheim“ am Ort. Ulrich und Crafto sind ihre Namen. Noch im Anfang des 14. Jahrhunderts werden diese Ortsadelige genannt. Sie stehen im Dienste der Grafen von Wertheim, die ja Herren von Land und Leuten im „Waldsassengau“ waren.

Als nun Mitte des 12. Jahrhunderts an der Tauber das Kloster Bronnbach gegründet wurde, entspann sich gar bald ein langwährender Streit um Reicholzheim, der die Gerichtsbehörden über viele Jahrhunderte hinweg beschäftigen sollte. Die Standpunkte der Kontrahenten, der Herrschaft des Hauses Löwenstein-Wertheim und des Klosters Bronnbach wurden mit Entschiedenheit vortragen.

So argumentierten die Anwälte der Grafen von Wertheim, erst im 30jährigen Krieg wurden sie in Reicholzheim mit Gewalt entsetzt, als am 15. März 1628 der Abt Johann von Bronnbach mit etlichen 100 bewaffneten würzburgischen Soldaten das Dorf besetzen ließ. 1649 aber wurde Reicholzheim von einer zu Wertheim anwesenden Westfälischen Friedensexekutionskommission den Grafen zu Löwenstein-Wertheim zurückerstattet. Darauf reichte 1662 Bronnbach beim Reichsgericht Klage ein. Das Urteil erging im Jahre 1672. Im Laufe der Verhandlungen wurde das Dorf Reicholzheim zusammen mit Dörlesberg samt allen Rechten dem Kloster überlassen. Das Haus Löwenstein-Wertheim erhielt dafür das Dorf Nassig.

Und die Bronnbacher? Wie stellten sie ihre Rechte dar? Sie wiesen darauf hin, daß bereits 1285, sodann 1324 und wiederum 1369 Reicholzheim mit allen Rechten erkauf worden ist, so daß Wertheim nicht die geringste Herrlichkeit besessen hatte. Wertheim ist zwar als Schutzherr anerkannt worden, aber Schutz gewährt noch lange keine Obrigkeit. So verkaufte Wertheim 1369 das Straßengericht und behielt nur den Blutbann. 1572 wird Würzburg der Schutz des Klosters Bronnbach durch Kaiser Maximilian, 1577 durch Kaiser Rudolf bestätigt. In diesem Schutz sich wissend hat das Kloster sich im Jahre 1628 die entrissenen Dörfer Reicholzheim und Dörlesberg wieder zu eigen gemacht. 1656 wird mit Bischof Johann Philipp von Würzburg der Vergleich getroffen, daß nach Rückgewinnung der drei Dörfer Reicholzheim, Dörlesberg und Nassig Würzburg die Rechte als Landesherrn zustehen sollen.

Man muß schon sagen, der Wein schmeckt etwas bitter, wenn man von dieser reichlich verworrenen Rechtslage des Bauerndorfes Reicholzheim hört. Aber, die Anwälte der Kläger nützen historische Tatsachen jeweils geschickt zu ihren Gunsten aus. In Wahrheit dürfte die Klarheit erst darin zu sehen sein, daß Reicholzheim als Besitz für jeden eine Kostbarkeit bedeutet. Als solches Gut wurde der Ort, 1285 von den Grafen von Wertheim samt allen ihren Gütern, 1369 auch das Straßengericht, dem Kloster Bronnbach verkauft. „Der vorgenannte Kauf ist geschehen um 360 gute und genehme Gulden Florenzer Währung“, meldet die Urkunde aus dem Jahre 1369.

Als nun im Bauernkrieg Abt und Konvent aus ihrem Kloster verjagt wurden und dasselbe verwüstet und geplündert worden ist, nimmt Graf Georg von Wertheim des Klosters Untertanen in dem Dorf Reicholzheim in seine Lehens- und Fronpflichten. 1531 verlangt der Amtmann Eberhard Hund nach dem Tode des Grafen Michael die Erbhuldigung der Dörfer Reicholzheim, Dörlesberg,

Nassig und Ebenheid. Abt Marx erhebt energischen Widerspruch und verbietet den Untertanen, Huldigung und Gelübde zu leisten. 1543 erklären die Gerichtspersonen in Anwesenheit des späteren Abtes Klemens Leuffer, daß sie keinen anderen Herrn anerkennen könnten als das Kloster Bronnbach selbst.

1677 erst sollte ein Vergleich getroffen werden. Nach ihm dürfen gegen Zahlung von 24 Reichstalern und Aufnahme von vier Mann bzw. einem Offizier jährlich die Dörfer Reicholzheim und Dörlesberg nicht mehr weiter beschwert werden. Das Kloster Bronnbach wolle kraft kaiserlicher Zusage wegen des Besitzes dieser Dörfer „ruhig gelassen werden“.

Erst das Jahr 1803 setzte dem Streitfall ein Ende, als Napoleon die Grafschaft Wertheim in zwei ungleiche Hälften willkürlich zerriß, deren eine dem neugeschaffenen Kurfürstentum und nachmaligen Großherzogtum Baden gemeinsam mit dem aufgehobenen Kloster Bronnbach und der Gemeinde Reicholzheim zugesprochen worden ist.

Geschichte kennt aber nicht immer nur Neid und Streit. Auch über friedvolle Tage gibt sie Kenntnis. So erfahren wir gar manches über das zufriedene Gemeinschaftsleben der Reicholzheimer. Hier möchte ich die Zünfte nennen. Zwar war es ihnen mißgönnt, zu klösterlich Bronnbacher Zeit sich zu einer Standesorganisation zusammenzurotten. Da hatten es die Kollegen des Handwerks in der Stadt Wertheim besser. Erst als im Jahre 1803 die Vormachtstellung des Klosters aufgehoben wurde, begann in Reicholzheim das Zunftleben aufzublühen. Sämtliche ehrsam Handwerker wie Schuhmacher, Schneider, Rotgerber, Weißgerber, Woll- und Leineweber, Säckler, Sattler, Seiler, Färber, Hutmacher im Amte Bronnbach wurden 1804 durch „Ihro Hochfürstliche Durchlaucht Unsern Gnädigsten Landesfürsten und Herrn, Herrn Konstantin des Heiligen Römischen Reichs regierenden Fürsten zu Löwenstein-Wertheim“ in eine Kleiderzunft vereinigt,

mit dem Sitz in dem Flecken Reicholzheim. Die erste Versammlung fand nach feierlichem Einzuge mit der Zunftlade in das Schildwirthshaus „Zum Riesen“ am 25. Januar 1804 unter Vorsitz von Amtmann Melchior Philipp Karl Arnold als Zunftrichter und Oberzunftmeister und des Amtsschreibers Alexander Trunk als Zunftschreiber statt. 33 Meister gehörten dieser Zunft an. Außer dieser Zunft schließen sich die Bauleute zu einer Handwerkergemeinschaft zusammen. 1863 zählte sie 43 Mitglieder. Daneben gab es noch die Speis- oder Tafelzunft mit 33 Mitgliedern. Der schon erwähnten Kleiderzunft gehörten im Jahre 1860 46 Meister an. Das Jahr 1846 brachte die Auflösung der Zünfte. Das Vermögen wurde zu je einem Drittel den Gemeinden Reicholzheim, Gamburg und Dörlesberg geschenkt.

### Vom Weinbau in Reicholzheim . . .

Das Bauerndorf an der Tauber hat die handwerkliche Arbeit aber immer nur als „Nebenerwerb“ gekannt. 1784 hat das Kloster Bronnbach angeordnet: „Die Güter, die als Weinberg, Acker, Wiese, Kraut- und Baumgarten und Holzbüsch beschrieben sind, dürfen ohne Genehmigung der Herrschaft nicht in ein anderes Land umgewandelt werden. Umgewandelte sind wieder in den beschriebenen Bau zurückzuführen.“

Sollte eine Umwandlung nicht vorgenommen werden, so wird dem Klosterschäfer das Recht eingeräumt, seine Weide auf solchen Gütern vorzunehmen. Nur der Kleeanbau in der Menzengrube geschieht als besondere und auch wieder zurückzunehmende Gnade und stellt kein unabänderliches Recht zu steter Anpflanzung dar.

Man sieht daraus, wie streng die Gepflogenheiten des Ackerbaues damals verfügt worden sind.

Dagegen wird der Weinbau von dem Kloster sehr gefördert. Im Jahre 1629 melden die Akten, daß auf Reicholzheimer Gemarkung nachfolgende Gewanne, in der damali-

gen Schreibweise wiedergegeben, mit Reben bestückt gewesen sind:

Gute Lage auf dem Edelberg, Pfaffenberg, Heiligen Weingart, Sommerleite, Hinter der Kirche, Rosenacker, Am Kolben.

Mittellage: Hamerecken, Geißberg, Wanne, Stettbach, Waldenberg, In der Niedern, Im Burgring, Ober der Herrsteig, In der Rittel, Im Fischer.

Schlechte Lage: Auf dem First.

Der Ertrag Reicholzheimer Weines wurde im Jahre 1641 veranschlagt je Morgen auf fünf Eimer guter Lage, vier und einen halben Eimer mittlerer Lage sowie zwei Eimer schlechter Lage. Solch ein „Eimer“ war das früher gängige Flüssigkeitsmaß und faßte rund 60 Liter. 1 Morgen waren in Baden 36 Ar.

Ein Morgen Weingarten guter Lage war mit 40 Gulden veranlagt, ein Weingarten mittlerer Lage erbrachte 12 Gulden und ein Weingarten schlechter Lage 5 Gulden. Auch hier ein Vergleich mit den heutigen Werten. Der süddeutsche Gulden glich einem Wert von rund 1,70 Mark, der fränkische Gulden von 2,10 Mark.

Der Gesamtertrag des Reicholzheimer Weinanbaues wird geschätzt auf 57 Fuder, 3 Eimer und 43 Maß. Der reichste Bauer war Stoffel Pahl. Er erntete im Durchschnitt 2 Fuder, 3 Eimer, 20 Maß. Das waren rund 20 Hektoliter. Reicholzheim zählte 96 Weinbauern.

Im Jahre 1783 melden die Einträge in der Dorfgeschichte, daß der Herbst sehr reichlich gewesen ist. Dem Kloster Bronnbach sind 18 Fuder Weißwein und 6 Fuder Rotwein abgeliefert worden. Schon bei der Weinlese haben die Reicholzheimer 50 Fuder verkauft. Der Eimer kostete 3 Gulden 30 Kreuzer bis 4 Gulden.

Im Jahre 1803, beim Übergang an das Kurfürstentum Baden, ist der Zehnertrag an Wein in Reicholzheim mit durchschnittlich 8 Fuder angegeben worden, obwohl in der Zwischenzeit so mancher Weinberg ausge-

stockt worden ist. Dies gilt besonders von der Weinlage „First“. 1761 ist beschlossen worden, daß dieses Gewann auf der Höhenlage mit immerhin 329 Meter über der Meereshöhe, durch zwei Feldschieber in vier Teile abzustecken ist. Jährlich sollte ein Viertel wieder angepflanzt werden. Auf einem viertel Morgen aber darf nicht mehr als 1 Baum gesetzt werden, und das möglichst mitten im Gut. Damit die Anpflanzung ohne Hindernis vor sich gehen könne, soll jedem Gemeindeglied erlaubt sein, das in dem abgesteckten Teil gelegene Stück, das von dem Besetzer nicht angepflanzt wird, gegen eine vorgeschriebene Taxe einzulösen und zu bepflanzen. 1762 wird der Beschluß gefaßt, daß bei Strafe wegen Nichtbeachtung dieser Vorschrift, innerhalb eines Monats alle Bäume bis auf einen je einen Viertel Morgen zu fällen sind. 1763 heißt es: Das Feldgericht wird die Bäume auf dem First besehen und die überzähligen Bäume sogleich umhauen lassen. 1764 soll jeder dort 500 Stöcke setzen. 1766 wird angeordnet, daß der Schultheiß gegen die Säumigen bei der Anpflanzung umgehend mit fünf Gulden Strafe einzuschreiten habe. Aber 1771 liegen immer noch Grundstücke zwischen den neu angelegten Weinbergen brach.

1785 wird gemeldet, daß das Feld im Bohl, das zu Weinberg nützlich verwendet werden könnte, nicht zubereitet ist. „Wer im Bohl zu Weinberg brauchbares Feld besitzt und darin innerhalb eines Jahres nicht 300 Stock Reben verwendet hat, soll mit 1 Gulden Strafe belegt werden.“ Statt des von mir übersetzten Wortes „Stock Reben“ nennt diese Verordnung den alten Begriff „Fexer, Fexser“. Das sind unterirdische Stammstücke zur Vermehrung des Weinstockes, Ableger. Weiter wird den Weinbauern von Reicholzheim auferlegt, daß das Feld in der Wanne, das bisher als Weinberg bebaut worden ist, in einer Frist von drei Jahren wieder angelegt werden soll. Wenn dies nicht geschehe,

werde mit einer Strafe von drei Gulden gedroht.

1826 reicht das Vogtgericht das Gesuch beim Amt in Wertheim ein, den Waldenberg zu anderer Benutzung verwenden zu dürfen, da er rein gegen Osten liege und sich nicht gut als Weinberg eigne. Dem Gesuch wird stattgegeben.

1839 erscheint das Buch des Großherzogl. Bad. Ökonomierates und Apothekers Bronner aus Wiesloch, mit dem er eine erste Zusammenfassung über den „Weinbau“ in dem Großherzogtum Baden gibt. Bronner schreibt über den Weinort Reicholzheim, „daß er eine nicht bedeutende Weinlage besitze mit südlicher Ausdehnung und 25 Grad Abdachung, sie nennt sich Sommerleite und Pfaffenberg, welche aber in ziemlich vernachlässigtem Zustand sich befindet“.

Diese traurige Feststellung gibt zu der Annahme Anlaß, daß mit dem Aufhören des Bestehens von Reicholzheim als „Klosterdorf von Bronnbach“ der Rebenanbau rasch zum Erliegen gekommen ist. Hauptkonsumenten sind die Mönche des Klosters gewesen. Nach der Säkularisation allen Klostergrundbesitzes hat sich die wirtschaftliche Rentabilität des Rebenanbaues für Reicholzheim immer mehr verschlechtert.

Bronner schreibt dann weiter: „Oberhalb Reicholzheim, bei der ehemaligen Abtei Bronnbach, eröffnet sich ein kleines Kesseltal, dessen südliche und westliche Wandungen mit Reben bepflanzt sind, die einzelnen Berge nennen sich Satzenberg, Edelberg und Josefsberg. Der Satzenberg bildet eine für sich allein bestehende Weinlage von 27 Morgen. Seine Höhe beträgt etwas über 200 Fuß, und seine Abdachung ist von 27 bis 30 Grad. Die ganze Anlage ist in einem ursprünglich gut gehaltenen Zustande. Den ganzen Berg durchschneidet nämlich ein ziemlich breiter Fahrweg, der von unten bis oben denselben in schiefer Richtung durchzieht. Man findet am Ganzen, daß alles aufgewendet worden

ist, die Anlage in möglichst vervollkommenen Zustand zu bringen.“

Bronner gibt Ratschläge, wie der weitere Ausbau des Satzenberges vorangetrieben werden könnte. „Denn nur so dürfte der alte gute Ruf des Satzenberger Weines wieder gehoben werden, der in neuerer Zeit gewaltig gesunken ist. Wohl figuriert noch eine köstliche Probe Satzenberger Elfer in dem fürstlichen Keller, nach welcher man denken sollte, hier könne nur Köstliches gedeihen.“ Sodann nennt Bronner die Rebsorten, die zur Anpflanzung verwendet worden sind. Denn „Beweise für den guten Ruf geben die früheren Zeiten, wo an dieser Stelle bedeutend viele Rieslinge und Muskateller angepflanzt gewesen sein sollen, die jetzt durch das beständige Nachbessern mit Fehsern von Elblingen fast ganz verdrängt sind und wodurch natürlich die Qualität immer verschlechtert wird. Lobenswert bleibt dagegen die bisherige Erziehungsart, indem alle Rebstöcke hier auf Bözle (Zapfen) geschnitten werden und ganz der Charakter des Stockschnittes mit einem, höchstens zwei Pfählen beobachtet wird.“

Der „Vinologe“ Bronner beobachtet natürlich diese Anpflanzungsarten im badischen Land mit Gründlichkeit. Will er doch aus diesen Vergleichen wichtige Nutzenwendungen für den allgemeinen Rebenanbau gewinnen. So schreibt er über die Rebmanspraktik der Bronnbacher und Reicholzheimer, daß es sehr „eigentümlich zu nennen ist, wenn jeder Rebstock, der auf den Terrassenmauern sitzt, zwei Pfähle bekommt, einen senkrecht stehenden und einen schief gegen die Mauer gesteckten. An diese wird nun der Stock in zwei Teilen geteilt.“

Von der mühsamen Arbeit auf den Weinbergterrassen weiß natürlich auch Bronner manches zu sagen. „Durch Auftragen von neuer Erde sucht man besonders den alten Stöcken neue Kraft zu verschaffen, wozu die Beschaffenheit des Berges behülflich ist. Der Scheitel des Berges nämlich ist mit einer roten tonigen Erdmasse bedeckt, die an der Luft

verwittert und dadurch den Reben neue Nahrung gibt.“ So sind die zahlreichen Gruben zu erklären, aus denen diese Masse genommen wird. „Man nennt sie das rote Gefüchs.“ Die Arbeit wird im Tagelohn verrichtet. „Ein Mann bekommt im Tag 20 Kreuzer und drei Schoppen Wein.“

Dieser Satzenberg, so meldet Bronner, soll früher den Reicholzheimern gehört haben. Die Klostergeistlichen haben aber durch geschickte Verhandlungen es dahin gebracht, daß „sie mit dem ganz nah gelegenen Edelberg einen Tausch getroffen und diesen, der eine geringere Lage hat, den Reicholzheimern dafür abgetreten haben. Dieser Edelberg liegt zwischen dem Satzenberg und dem Kloster und stößt unmittelbar an den Satzenberg, hat aber nicht dessen südliche Ausbreitung.“

Der Flächeninhalt aller Weinberge in Reicholzheim beträgt nach Bronner 190 Morgen. Die Preise sind sehr niedrig. Ein Wirt in Reicholzheim hat im Jahre 1830 einem Nachbarn ein Viertel Morgen guten Weinberg abgetreten, indem sie folgende Abmachungen getroffen haben: „Der Übernehmer zahlt dafür kein Geld, sondern so lange den Ertrag am laufenden Preis an den Wirt, bis die Summe von 36 Gulden erreicht worden ist. Erst dann soll der Eigentümer den Weinberg in seinen Besitz übernehmen. Gegen Geld hätte der Wirt diesen Weinberg überhaupt nicht verkaufen können.“

Als Wilhelm Heinrich Riehl im Jahre 1865 seinen „Gang durch das Taubertal“ antrat, waren im Land heller Jubel und laute Freude. Der Weinherbst war gut geraten. In der zweiten Oktoberwoche strömte eine große Menschenflut das stille Tal der unteren Tauber hinab, schreibt Riehl in seinem Bericht, nach Wertheim, zu einem landwirtschaftlichen Feste des „Taubergaues“. „Bei Reicholzheim hatte ich einen Festwagen gesehen: er lag umgestürzt im Graben, die Kränze zerrissen, der Schmuck und Aufbau von Werbacher Bruchsteinen umhergestreut.“ Es mag vielleicht der letzte laute Jubel um den gut

geratenen Wein im Jahre 1865 gewesen sein. 1879/80 erfror ein großer Teil der Reben. Im Jahre 1923 zählte man einschließlich Satzenberg auf der Reicholzheimer Gemarkung nur noch zehn Hektar Reben.

Eine Wende trat auf, als im Jahre 1951 die „Winzergenossenschaft Badisches Frankenland“ gegründet wurde. Die Rebbauern von Reicholzheim schlossen sich mit den Kollegen des Weinanbaues von Dertingen, Lindelbach, Külsheim, Uissigheim, Werbach, Impfingen, Königheim, Gerlachsheim, Unterschüpf, Dainbach, Oberschüpf und Großrinderfeld zu einer Genossenschaft zusammen. Die Anbaufläche wurde beträchtlich erweitert und durch Qualitätsrebenanbau erheblich verbessert. Eine eigene Kellerei wird in Reicholzheim angelegt, das heißt genauer gesagt, ausgebaut, denn dieser „Winzerkeller zu Reicholzheim“ kann auf rund 200 Jahre Weingeschichte zurückblicken.

### Die herrschaftliche Kellerei zu Reicholzheim

In der Chronik des Zisterzienserklosters Bronnbach findet sich aus der Regierungszeit des Abtes Ambros Balbus (1752—1783) die Notiz, daß unter seiner Regierungszeit in Reicholzheim ein Haus, eine Scheune und ein großer Keller erbaut worden seien. An der „Kleinen Kirchgasse“ oberhalb von Haus 34 stand früher noch ein Gebäude, das 1757 je zur Hälfte Simon Bau (daher der Name „Bauscheuer“) und Valtin Dürnagel gehörte. Dieses tauschte das Kloster Bronnbach am 1. 6. 1757 ein. Am 14. März 1758 kaufte das Kloster 17 Ruten und sechs Schuh Baugeände von der Gemeinde an der Kirchgasse, anstoßend an die eingetauschte Hofreite. Auf diesem Platz nun wurde die „herrschaftliche Kellerei“ erstellt. Bewohnt war das Gebäude bis zum Jahre 1803 von dem Rentmeister Stengel. Dann zog der fürstliche Revierjäger Klitsch, 1807 der fürstliche Revierjäger Kuhn ein. Darum wurde dieses Haus auch „das Jägerhaus“ genannt. Zu dieser Zeit wurden

mehrere Umbauten vorgenommen. So wurde im Hof ein Gebäude unter einem Dächlein errichtet, in dem eine Waschküche und Hundeställe sich befanden. Am 22. Mai 1851 kaufte die Gemeinde das Anwesen von der fürstlich Löwenstein-Rosenbergischen Standesherrschaft. In dem Kaufbrief lesen wir:

„Die Gemeinde Reicholzheim kauft freiwillig: Das massiv von Stein erbaute Kelle-  
reigebäude, bestehend aus zwei Flügelwoh-  
nungen, einer großen Scheuer und Keller dar-  
unter nebst zugehörigem Hofraum, stößt öst-  
lich an die obere Kirchgasse, südlich an die  
Wohnung des Franz Benz, westlich an die  
Wohnung des Franz Josef Dorbath und Wil-  
helm Matzer und nördlich an die untere  
Kirchgasse oder Schulhaus um die Summe  
von 3326 Gulden“.

So ganz freiwillig allerdings geschah die-  
ser Ankauf nicht. Denn in dem Brief findet  
sich die Feststellung: „Die Gemeinde leistet  
Verzicht auf die Klage, welche sie gegen die  
fürstliche Standesherrschaft wegen des Pfarr-  
hauses erhoben hat.“

Von einem Pfarrhaus in Reicholzheim ist  
erstmalig im Jahre 1656 die Rede. Damals  
kaufte die Gemeinde das Haus des Michel  
Reuß. Den Heiligenmeistern wurde aus die-  
sem Anlaß 1 Gulden 10 Turnos als Weinkauf  
gegeben. Dieses Gebäude diente damals als  
evangelisches Pfarrhaus, ist das heutige Haus  
116 an der Hauptstraße. Nachdem Reicholz-  
heim 1674 wieder katholisch wurde, kaufte  
der Schultheiß Tobias Amend dieses Ge-  
bäude. Ein Pfarrhaus brauchte man in Rei-  
cholzheim ja nicht, weil die Seelsorge und  
der Gottesdienst von Mönchen des Klosters  
Bronnbach ausgeübt wurden. Erst 1704 wur-  
de das bis dahin als Schulhaus benützte Haus  
des Alois Berberig, Haus 42, als Pfarrhaus in  
Gebrauch genommen. Und als solches blieb es  
bis zum Jahre 1851 bestehen. Aber nicht im-  
mer wohnte ein „Pfarrer“ darin. So lesen  
wir, daß im Jahre 1719 das Pfarrhaus um  
vier Gulden an Linhart Matzer verliehen  
worden ist. „Wenn ein Pfarrer kommt, soll

es ihm wieder gegeben werden.“ 1851 verkaufte die Gemeinde dieses Pfarrhaus an Hans Michel Schramm für 725 Gulden. Als Pfarrhaus diente von nun an das erkaufte Kellereigebäude, dessen nördlicher Flügel hierzu ausgebaut worden ist. 1903 hat der Gemeinderat beschlossen, diesen Teil dem jeweiligen Pfarrherrn als Wohnung unentgeltlich zu überlassen. Der südliche Flügel des Kellereigebäudes wurde 1867 zu Armenwohnungen eingerichtet.

So blieb es auch bis zum Zusammenschluß der Weinbauern im Tauberfrankenland im Jahre 1951. Dann wurde das alte Schulhaus in der Kirchgasse als Pfarrhaus umgebaut. Nur die Außenmauern blieben stehen, das Innere, im unteren Teil einst Lehrerwohnung, im oberen zwei Schulsäle, dazwischen

Schlafzimmer des Lehrers, total umgeändert und zweckmäßig als Pfarrhaus eingerichtet.

Die „herrschaftliche Kellerei“ von einst aber gab den Sitz der Winzergenossenschaft Badisches Frankenland und wurde wieder dem ursprünglichen Zweck zugeordnet, für den einst dieses stattliche Gebäude mit den hohen Kellergewölben bestimmt gewesen ist.

#### Quellenangabe:

Reicholzheim besitzt nur den Anfang einer Dorfgeschichte aus der Feder meines Vaters: Fridolin Bischof, der an diesem Ort während seiner Tätigkeit als Lehrer in den Jahren von 1933 bis 1951 reichlich Studien zur Geschichte und Volkskunde unternommen hat.

---

### Johrgang 61

*He lueget au die Trübel a  
M'r glaubt schier nit, was isch,  
M'r het e rähti Freud do dra,  
So süeß und sunnefrisch.*

*Wie hange d'Räbe doch so voll,  
S'isch sälte no so gsi,  
M'r weiß nit, wie m'r danke soll  
Für so viel guete Wi.*

*M'r hänn bigoscht e heikle Zit,  
D'r Wirrwarr isch gar groß,  
S'cha si, daß mor'n schon Händel git,  
Au s'märte hänn si los.*

*M'r wänn jo keini Säher si,  
M'r nämme's halt, wie's chunt,  
M'r lebe jo und hänn no Wi,  
So lang's der Herrgott gunnt.*

Arthur Trautmann

# Boxbeutel-Exklaven

Von Carlheinz Gräter, Lauda

Der Bocksbeutel, dieses unersetzte, bauchige Flaschen-Original, gilt seit Generationen als charakteristische Flaschenform für den Frankenwein. In Würzburg formuliert man das so: „Der Bocksbeutel ist der Mercedes-Stern des Frankenweines.“ Das haben sich die Franken am Main inzwischen auch gerichtlich bestätigen lassen. Denn seit der Jahrhundertwende hat sich das Weinbauggebiet an Main und Steigerwald gegen eine nicht abreißende Kette plumper Bocksbeutel-Imitationen zu wehren. Heute segeln vor allem Weine aus Portugal und Südafrika unter der Piratenflagge des Bocksbeutels, sogar mit täuschend nachgeahmten Würzburger Etiketten.

Um so mehr überrascht ist der Weinkenner, wenn er außerhalb Mainfrankens in der Ortenau bei Baden-Baden sowie an Tauber und Jagst auf Bocksbeutel-Exklaven trifft. Die Winzergenossenschaften Neuweier, Varnhalt, Steinbach und Umweg sowie die Winzer im Badischen Frankenland dürfen im Einvernehmen mit der fränkischen Weinwirtschaft ihre besseren Gewächse auf den publikumswirksamen Bocksbeutel abfüllen. Das hat seine historischen Gründe.

Der Bocksbeutel narret alle Wortweisheit, die den Bocks-Beutel, den Beutel des Bockes, nicht beim Wort nehmen will. Hammelhoden nannten die fränkischen Winzer die Trollingertraube, als sie noch am Main reifte, Bocksbeutel heißt heute noch eine in der Pfalz heimische Traubensorte von ähnlichem Umriss. Wer will uns da noch ein prüdes X für ein ehrliches Bocks-CK vormachen? Der Beutel des Bockes hat diesem Flaschen-Original Form und Namen gegeben.

Die homerische Schlacht der Philologen ist hier also längst entschieden. Auch die gläserne Genealogie des Bocksbeutels erscheint recht durchsichtig. Er stellt eine zum Setzen

in Flaschenstößen plattgedrückte Bouteille dar. Dieser französische Name Bouteille für die Weinflasche schlechthin blieb in Deutschland bis etwa 1850 lebendig. Als Lagergefäß gewann die Weinflasche erst nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts an Bedeutung. Die alte dickbauchige Bouteille, wie wir sie von vielen Bildern und Stichen her kennen, ließ sich aber nur schwer stapeln. Plattgedrückte Bouteillen, wie der Bocksbeutel, ließen sich leichter lagern, noch besser aber langgezogene Bouteillen, wie die heute gebräuchlichen schlanken Schlegelflaschen.

Plisch, die langgestreckte Schlegelflasche, und Plum, der abgeplattete Bocksbeutel, haben also eine gemeinsame Mutter, eben die dickbauchige Bouteille.

Warum hat sich nun der altmodische Bocksbeutel gerade in Franken als provinzielles Flaschen-Original gehalten, während in den anderen Weinbaugebieten die Schlegelflasche ihren Siegeszug hielt? Die Geburtsstunde des Bocksbeutels schlug im Jahr 1726. Damals ließ der Würzburger Stadtrat den guten Steinwein des Bürgerspitals gegen Mißbrauch auf Bouteillen füllen und versiegeln. Nicht die Bouteille, sondern das Siegel gab also ursprünglich beim Bocksbeutel den Qualitätsausschlag. 1839 berichtete der Wieslocher Weinschriftsteller Johann Philipp Bronner von diesem Steinwein des Bürgerspitals, daß man ihn nur auf Bocksbeuteln erhalte. „Diese Bocksbeutel“, so Bronner, „sind Bouteillen mit weitem, plattgedrücktem Bauche und kurzem Halse.“

Spätestens um 1860 wurden neben dem Steinwein des Würzburger Bürgerspitals auch schon andere hervorragende Frankenweine auf Bocksbeutel abgefüllt. Denn längst hatte sich diese Flaschenform beim Publikum als Qualitätsmarke Anerkennung verschafft. Das Gewohnheitsrecht verlieh dem Bocks-

beutel den Charakter einer spezifisch fränkischen Flaschenform. Das läßt sich in der Weinfachliteratur des vorigen Jahrhunderts Schritt für Schritt verfolgen.

Im Jahr 1922 verfügte das bayerische Handelsministerium, es werde auf Grund des Gesetzes gegen unlauteren Wettbewerb energisch gegen den Vertrieb außerfränkischer Weine in Bocksbeuteln einschreiten. Dagegen erhob sich unerwartet Einspruch aus Karlsruhe. Seit Jahrzehnten, so hieß es, werde der Mauerwein des Schloßgutes Neuweier bei Baden-Baden auf Bocksbeutel abgefüllt. Die Franken gingen der Sache auf den Grund und fanden wahrhaftig ein Gewohnheitsrecht des Schloßgutes vor. Seit fast 100 Jahren füllte man hier den Mauerwein, den besten Riesling, auf Bocksbeutel ab.

Im Sommer 1956 unternahm Prof. Dr. Wilhelm Engel aus Würzburg im Auftrag der fränkischen Weinwirtschaft eine Archivfahrt an den Oberrhein, um die Rechtsansprüche des Schloßgutes Neuweier noch einmal zu überprüfen. Das Fazit dieser Archivreise: „Franz Philipp Freiherr von Katzenelnbogen, gestorben im Jahr 1816, hatte als letzter seines Geschlechts den gesamten Familienbesitz in Neuweier, Mainz und Würzburg in der Hand. Die Übernahme des Bocksbeutels als Flaschenform für die Weine des Schloßguts in Neuweier beruht zweifellos auf diesen archivalisch nachweisbaren engen Wechselbeziehungen zwischen Baron Knebel und der Stadt Würzburg ums Jahr 1800 ... Es bedurfte keines fürstbischöflichen Privilegs, daß die fränkische Sonderform des Bocksbeutels durch schlichte Übernahme zur Eigenart der Schloßgutgewächse des Freiherrn Knebel und des Rechtsnachfolgers Rößler geworden ist.“

Diese Bocksbeutel-Exklave am Oberrhein wurde 1960 um die Winzergenossenschaften Neuweier, Varnhalt, Steinbach und Umweg legal erweitert. Seit dem Jahr 1923 hatten neben dem Schloßgut auch die Neuweierer Winzer unangefochten, weil zunächst unbe-

merkt, ihre besten Gewächse auf Bocksbeutel abgefüllt. Rechtsanwalt Josef Klingler, Syndikus des Fränkischen Weinhandelsverbandes in Würzburg, erläuterte den Kompromiß mit diesen vier badischen Winzergenossenschaften: „Da hätte man um den Prozeßausgang würfeln können.“

Prozessiert wird dagegen zur Zeit zwischen der Würzburger Vereinigung Frankenwein-Frankenland und einer Weinhandelsfirma bei Bühl in der Ortenau, die auch Weinberge in dieser Gegend besitzt. Mit dem Verweis auf die mengenmäßig kontingentierte Varnhalter und Neuweierer Bocksbeutel erklärt diese Firma kurzerhand, der Bocksbeutel sei der Öffentlichkeit inzwischen als das Wahrzeichen eines guten mittelbadischen Rieslings bekannt geworden. Somit stände auch ihrem Ortenauer Weingut das Recht zu, den Riesling auf die Frankenflasche zu füllen.

So verwegen diese These anmutet, so differenziert erscheint die ebenfalls noch schwelende Auseinandersetzung der Würzburger Bocksbeutel-Hüter mit dem württembergischen Weindorf Markelsheim an der Tauber. Seit Jahren fordern die Markelsheimer für sich das Recht, ihre beste Lage, den Propstberg, teilweise auf Bocksbeutel abfüllen zu dürfen. Als 1966 zum Markelsheimer Weinfest erstmals der Propstberg in Bocksbeutel präsentiert wurde, ließen die Würzburger eine Einstweilige Verfügung ergehen, die bis heute noch nicht aufgehoben ist. Die Markelsheimer wollen das nicht hinnehmen. Sie verweisen beispielsweise auf das zwölf Kilometer tauberaufwärts gelegene bayerische Röttingen und das zwölf Kilometer tauberabwärts gelegene badische Beckstein, die beide zum exklusiven Bocksbeutel-Club gehören. Dabei ist es ein Streit unter Brüdern, denn die Markelsheimer sind Franken, wie die Würzburger oder Röttinger auch, und die Tauber der bedeutendste Nebenfluß des Maines.

Die willkürliche Zerstückelung des Tauberlandes in napoleonischer Zeit und die eigenwilligen Gebietsabgrenzungen des Reichsnährstandes vor 30 Jahren haben zu solch kuriosen Zuständen geführt. 1936 nämlich wurde dem Weinbaugebiet Mainfranken der badische und bayerische Anteil des Taubergrundes samt dem badischen Schüpfergrund zugeschlagen. Nur das etwa 20 Kilometer lange württembergische Herzstück der Tauber mit Weikersheim, Markelsheim und Bad Mergentheim wurde damals aus der fränkischen Bocksbeutel-Landschaft verbannt. Warum, das weiß heute niemand mehr. Dafür füllt nun Klepsau im badischen Zipfel des Jagsttales auf Bocksbeutel ab, weil es eben noch zum Weinbaugebiet Badisches Frankenland zählt.

Historie und Kommerz, Willkür der Verwaltungsgrenzen und Verbandsprestige überlappen sich hier. Dabei hat die Tauber allezeit nach Würzburg geschaut. Gerade in Mar-

kelsheim waren die Beziehungen zum Würzburger Stift Neumünster jahrhundertlang Lebensgesetz.

Was Markelsheim angeht, so zeichnet sich auch schon ein Bocksbeutel-Kompromiß mit Würzburg ab. Dagegen wollen die Mainfranken den Prozeß gegen die Weinhandelsfirma in der Ortenau durchfechten, die sich weder auf ein langjähriges Gewohnheitsrecht noch auf den fränkischen Charakter ihrer Weine berufen kann.

Bürgermeister Erich Riehle in Markelsheim und Genossenschaftsvorstand Anton Metzger erkennen das fränkische Bocksbeutel-Privileg uneingeschränkt an. Sie betonen aber auch die geographische, geologische, kulturhistorische und stammesgeschichtliche Einheit der weinverwandten Landschaften an Tauber und Main. Der Bürgermeister verbürgt sich: „Über Markelsheim wird der Bocksbeutel nicht hinauskommen.“

# Neue Quellen zur Geschichte des Grünkerns

Von Heiner Heimberger, Adelsheim

Im „Zeitalter der Konserve“ hat sich die Zubereitung von Speisen sehr vereinfacht. Der Hausfrau stehen heute zahllose vorbehandelte Suppen-Grundlagen, Gemüse, Obstsorten, Teig-, Fleisch- und Wurstwaren zur Verfügung, aus denen sie rasch und ohne längeres Kochen oder Braten Mahlzeiten zusammenstellen kann. Darüber geraten leider die landschaftsgebundenen, durch Generationen von der Mutter den Töchtern weitergegebenen Kochrezepte in Vergessenheit. Zu diesen alten Küchenspezialitäten gehören auch die Grünkernerichte. Ihr Grundstoff, der Grünkern, wird im badischen Frankenthal seit Jahrhunderten gewonnen, ursprünglich allerdings nur in kleinen Mengen für den Haushalt der Bauern. Erst seit etwa 90 Jahren wurde er über seine Heimat hinaus bekannt, und die Nachfrage wuchs so rasch, daß zeitsparende Ernte- und Dörrverfahren angewandt werden mußten, um den Bedarf zu decken. Seit der Mitte unseres Jahrhunderts geht der Grünkernverbrauch jedoch stark zurück und zwar nur deshalb, weil der längeren Kochzeit wegen die Zubereitung der schmackhaften Grünkernspeisen für die Hausfrau unbequem geworden ist.

Zu der bereits veröffentlichten Geschichte des Grünkerns<sup>1)</sup> wurden inzwischen neue aufschlußreiche und ergänzende Unterlagen gefunden, vor allem die wohl älteste ausführliche Beschreibung seiner Gewinnung und Verwertung. Sie stammt von Obervogt Hennemann in Mosbach und erschien in den „Verhandlungen des Großherzoglich Badischen landwirtschaftlichen Vereins zu Ettlingen“, Jahrgang 1, Heft 2, 1821<sup>2)</sup>. Da diese Zeitschrift nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden ist, soll die Abhandlung hier im Wortlaut wiedergegeben werden.

*Die Bereitung und der Gebrauch des grünen Kerns im Odenwalde, besonders in dem Scheflenzer Thale, von dem Obervogt Hennemann zu Mosbach.*

Der Mangel und die Noth, welchen wir im menschlichen Leben so mancherley nützliche Erfindungen zu verdanken haben, lehrten die Bewohner der Gegend zwischen dem Neckar und Main, im Großherzogthum Baden, auch die Bereitung des sogenannten grünen Kernes. Derselbe wird aus unreifem Spelz oder Dinkel bereitet und liefert einen Stoff zu nahrhaften, gesunden und wohl-schmeckenden Suppen. Da dieses Produkt nicht allein bey uns beliebt, sondern auch von fernen Gegenden die Nachfrage darnach geschieht, so dürfte es vielleicht nicht unangenehm seyn, über dessen Bereitung und Gebrauch etwas Näheres zu erfahren.

Der Monat Julius ist es, in welchem gewöhnlich dieser grüne Kern bereitet wird, indem in dieser Jahreszeit der Spelz oder Dinkel in der Regel jenen Grad der Zeitigung erhält, welcher, um grünen Kern daraus zu machen, nötig ist. Um aber diesen eigentlichen Grad der Zeitigung aufzufinden, ist besondere Aufmerksamkeit nothwendig, weil hievon die Eigenschaft des grünen Kerns beynahe ganz abhängt.

Es wird nun damit auf folgende Weise verfahren: Wenn der Spelz oder Dinkel auf dem Halme stehet und dessen milchartige Substanz anfängt in einen härteren Kern überzugehen, so ist er tauglich, um grünen Kern daraus zu verfertigen. Hievon überzeugt man sich, wenn der Kern anfängt, eine rothgelbe Farbe anzunehmen, (in der Kunstsprache: schiller zu werden; ein Ausdruck, der wahrscheinlich von jener hellrothen Gattung Wein abgeleitet worden ist, die in hiesiger Gegend stark getrunken wird.)

Hat sich der Kern des Dinkels auf diese Art gebildet, daß er mit den Zähnen ausgekiefet (herausgenommen) werden kann, jedoch inwendig noch milchartig ist und keine mehligte Substanz darin sich angesetzt hat, so ist der eigentliche Zeitpunkt vorhanden, um daraus grünen Kern zu bereiten. Je fetter und dunkelgrüner der Halm des Dinkels ist, je wohlschmeckender wird der grüne Kern. Zu große Zeitigung der Frucht gibt zwar eine größere Ausbeute; der Kern selbst aber wird im Kochen bey weitem nicht so wohlschmeckend.

Dieser nunmehr so herangewachsene, noch unreife Dinkel oder Spelz wird, gleich andern Fruchtähren, mit der Sichel an dem Boden abgeschnitten, in Garben gebunden und, ohne solche auf dem Acker liegen zu lassen, in die Scheune gebracht.

Viele pflegen auch die Ähren oben am Halme ganz kurz abzuschneiden, und zwar geschieht dieses auf einer Seite des Ackers, oder nachdem er liegt, rund herum, aus der Ursache, damit nicht etwa ein anderer ungebeten diese Operation fortsetzen könne, ohne daß es der Eigenthümer bemerke; denn dadurch, daß diese ährenlosen Halme rings um den Acker zu sehen sind, ist sehr leicht wahrzunehmen, wenn ein Dritter etwa hier weiter im Innern des Ackers fortarbeiten wollte. Es werden auch gewöhnlich solche Äcker zu diesem Zwecke ausersehen, welche durch ihre Lage nahe an dem Orte dem Anlaufe der Menschen und des Viehes ausgesetzt sind, wodurch also die eigentliche Ernte selbst Schaden leiden möchte. Wo indeß der grüne Kern häufig bereitet wird, gibt man sich nicht mit diesem Halm-Abpflücken ab, sondern es wird ein seiner Lage nach hiezu schicklicher Acker ausersehen, und, wie schon erwähnt, die grünen Halme, gleich den dürrn zur Erntezeit, eingeschnitten.

Sind nun die grünen Halme zu Garben gebunden und in die Scheune gebracht, so werden dieselben gestaucht. Ein Büschel die-

ser grünen Halmen, im Umfange von ungefähr zwey Spannen, wird unter den rechten Arm genommen, und in einem von Weiden geflochtenen Korbe, besser aber in einem reinen, trockenen Waschzuber auf den Halm so lange leicht aufgestoßen, bis die Kolben vorn alle gleich am Boden des Zubers stehn, worauf sie mit einem Beile so abgehackt werden, daß ungefähr eine Handbreit vom grünen Halm daran stehen bleibt, welches im Dreschen, wenn die Kolben gedörret sind, wegfällt.

Das Dörren selbst geschieht im Backofen und zwar werden die grünen Kolben, sobald das Brod herausgenommen ist, sogleich in den Ofen geworfen, wo sie bis zum folgenden Tage liegen bleiben und der Ofen ganz kalt geworden ist. Sie müssen aber während dieser Zeit mit der Ofengabel oder Aschenkrücke mehrmal sorgfältig aufgeschüttelt und gewendet werden. Man nimmt sie alsdann heraus, breitet sie an einem trocknen Ort auf ein leinenes Tuch aus und läßt sie ungefähr 24 Stunden ruhig liegen. Wird der Backofen besonders zum Dörren des grünen Kerns geheizt, so darf er nur den halben Grad jener Hitze haben, welche zum Brodbacken erfordert wird. Die Kohlen müssen nach dem Abbrennen des Feuers so lang im Ofen liegen bleiben, bis sie weiß, gleich der Asche, aussehen, damit die Hitze im ganzen Umfange des Ofens und nicht blos auf der Heerdplatte sich befinde, weil in diesem Falle der Kern zu braun und nach dem Verbrennen schmecken würde.

Das Ausdreschen und Reinigen der grünen Kerne geschieht auf der gewöhnlichen Tenne. Es werden nämlich die nunmehr gedörreten Kolben auf einen Haufen aufgeschüttet und so lange gedroschen, bis die Kolben nicht mehr ganz sind und das wenige Stroh daran weggefallen ist. Hierauf wird alles in einem großen Sieb, welches man Kohlreuter nennt, eingefast und gereitert (gesiebt). Das Stroh bleibt darin, die Kerne aber fallen durch und kommen jetzt auf das Rädersieb, in

welchem sie abgeschwungen und zum Schälen oder Gerben fertig gemacht werden.

Das Schälen oder Gerben des grünen Kerns ist bey dem ganzen Geschäft sehr wichtig; es kommt dabey abermals mehreres zu beachten vor. Es muß vorerst die Gerb- oder Schälühle frisch und besonders gut geschärft seyn, sodann der Lauferstein unter pünktlicher Richtung näher auf den Bodenstein angelassen werden, weil es größerer Gewalt bedarf, den getrockneten, als den gewöhnlichen Spelz zu schälen. Ist nun unter solcher Vorrichtung der grüne Kern, gleich dem gewöhnlichen Dinkel, einmal gut ausgegerbt, welches der Müller durch sein tägliches Geschäft schon versteht, so wird er gekopt, d. i. der Müller muß seinen Lauferstein noch härter an den Bodenstein anlassen, damit der Kern gut zerstoßen werde; denn je mehr dieß geschieht, je besser wird der Kern. Zum Schlusse schwingt der Müller ihn endlich auf dem Gries- oder Staubsieb, damit er von den etwaigen Spreutheilchen oder dem Sande, welchen der Mühlstein allenfalls gehen ließ, gereinigt werde — und so hätten wir endlich unseren wohlschmekkenden grünen Kern fertig.

Der Müller glaubt sich berechtigt, bey diesem Geschäft das doppelte Mulder (Mahlgeld) oder die zweyfache Mahlmetze zu nehmen; nebstdem, daß er die Schälen oder Spitzen auch für sich behält und solche fleißig aufbewahrt, bis der Bauer mit seinen grünen Kernen die Mühle verlassen hat. Er läßt hierauf dieselben noch einmal durchlaufen und weiß es durch seine Geschicklichkeit so klug einzurichten, daß er meistens noch eine gute Portion grüner Kerne zum eigenen Gebrauche herausmahlet. Die Bauern meynen deßhalb auch, der Müller thäte am besten, wenn er während des ganzen Geschäfts, seine beeden Hände zur Mühlthüre hinausstreckte.

Das Verhältniß des grünen, unreifen Spelzes, welcher zum grünen Kerne verbraucht wird, zu dem ausgezeitigten ist folgendes:

Sechs Garben grünen Spelzes voll gebunden, nach vorbemeldter Weise vom Boden mit dem Stroh abgeschnitten, geben 4 Simri gedörreten und gedroschenen Spelz und von diesen erhält man 1 Simri grünen Kern. Auf einem Acker, welcher 1 Malter gut ausgezeitigten Spelz produciert, kann ungefähr ein gutes Simri grünen Kerns gewonnen werden, wenn die nämliche Quantität Spelz früher zum grünen Kern eingeschnitten und bereitet wird. [1 Malter = 10 Simri = 150 l]

Der Preis des grünen Kerns steht mit jenem des Dinkels oder Spelzes in dem Verhältniß, daß ein Simri grüner Kerne eben so viel als ein Malter Spelz gilt. Es käme demnach kein besonderer Vortheil heraus, grünen Kern auf Verkaufsspekulation zu machen, wohl aber möchte dieß der Fall seyn, wenn solcher für entferntere Gegenden in beträchtlicher Quantität bestellt und alsdann auch höher bezahlt würde.

Um ein gutes Simri grüner Kerne zu bereiten, sind, mit Inbegriff des Geschäfts in der Mühle, zwey Personen auf einen ganzen Tag nothwendig. Wir wollen diese mit Kost und Lohn auf einen Tag à 40 kr. ansetzen, thut 1 fl. 20 kr., das Holz zum Dürren zu 20 kr., zusammen also auf 1 fl. 40 kr. Steht nun das Malter Spelz wie gegenwärtig zu 3 fl., so zeigt sich das Resultat sehr bald. Der Vortheil, welcher dabei herauskommt, besteht einzig darin, daß gewöhnlich, wie schon bemerkt, kein besonderes Holz zum Dürren angewandt, der grüne Kern selbst aber zu einer Zeit verfertigt wird, in welcher der Landmann nichts besonders nothweniges zu verrichten hat.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat eine verunglückte Ernte oder ein Mißjahr die Zubereitung des grünen Kerns hervorgebracht. Es mußten nämlich aus Noth die noch unzeitigen Kolben vom Halme geschnitten und gedörret werden, um nur sobald als möglich etwas Nahrhaftes zu erhalten. Es wurden ja selbst in dem verflorbenen Mißjahr allerlei dergleichen Versuche aus Noth

angestellt, die auch noch in der Folge sich erhielten und zum Theil unterdessen durch Nachdenken in der Art vervollkommnet wurden, daß manche jetzt noch zum angenehmen Lebensgenusse gehören.

Zum Schluß wollen wir den nun verfertigten grünen Kern ein wenig in der Küche untersuchen. Die Landleuthe hiesiger Gegend pflegen ihren zum Hausgebrauch bestimmten grünen Kern gewöhnlich bis zur Erntezeit aufzusparen, wo alsdann die Bauernweiber solchen ihren Schnitern als Suppe kochen. Er wird nämlich mit Wasser, Mehl, etwas Salz und Eier eingerührt, sodann beigesezt und hernach mit etwas Milch oder Sahne, welche statt des Schmelzens genommen wird, gekocht. Es gibt dieß alsdann eine sehr gute Speise, die besonders bei der Hitze den Arbeitern wohl bekommt, weil sie zugleich gut nährt und nicht, wie Fleischsuppen und dergleichen, viel Schweiß verursacht.

Der grüne Kern findet sich aber auch auf vornehmen Tafeln ein, wo man ihn unter mehreren Gestalten und immer sehr gerne sieht. Mit guter Fleischbrühe beigesezt erhält man eine ungemein gute Suppe. Man nimmt z. B. auf 4 Personen 12 Loth<sup>3)</sup> grüner Kerne und 3 Schoppen Fleischbrühe, in welcher das gewöhnliche Küchenkraut, nämlich Lauch, Petersilie, Sellerie und einige gespaltene gelbe Rüben mitgekocht haben, sezt solche auf das Feuer, das anfänglich nicht zu heftig seyn darf. Nach 2 Stunden sind die Kerne ganz weich und die Suppe zum Anrichten fertig. Besonders wohlschmeckend machen diese grüne Kernsuppen Kohlrüben, deren man 2 in 4 Theile geschnitten hineinthat und mitkochen läßt, jedoch etwas später, damit sie nicht zerfallen. Auch einige von den kleinen sogenannten englischen Kartoffeln pflegt man, des angenehmen Geschmacks wegen, in die Fleischbrühe zu thun. Diese werden alsdann so wie die Kohlrüben und gelbe Rüben mit aufgetragen, das Küchenkraut aber, welches in einem

Büschel gebunden war, wird bei dem Anrichten herausgenommen. Da diese Kerne selbst sehr mehreich sind, so kommt nur ganz wenig und nur so viel feines Mehl, eine Stunde vor dem Garkochen, in die Suppe, damit es eine Verbindung zwischen den Kernen und der Fleischbrühe herstelle. Ganz besonders ist zu bemerken, daß dieses feine Mehl vorerst in einem besonderen Gefäße mit etwas Fleischbrühe ungefähr wie ein kleiner Teig abgerührt, sodann in die Suppe selbst recht glatt eingerührt werden muß, damit sich keine Knollen ansetzen. Ungefähr eine viertel Stunde ehe angerichtet wird, gießt man zwei Eßlöffel rothem Wein in den Tiegel, läßt solchen, nachdem der Deckel wieder recht fest darauf gethan worden, mit aufwallen und erhält auf diese Weise eine wohlschmeckende Suppe. Man kann auch, wenn man die Kerne etwa nicht liebt, die ganze Masse durch eine Seihe oder ein Haarsieb schlagen, wozu alsdann das Gelbe von drei Eiern genommen wird, welches unter beständigem Umrühren etliche Minuten lang auf dem Feuer geschehen muß. Diese letzte Zubereitungsweise, wozu man noch ein paar Schnitten gebähten Weckes beifügt, liefert besonders eine sehr nahrhafte und gesunde Speise für Kranke, welche an der Abzehrung, Schwindsucht u. d. gl. leiden und die zu frühe verlorenen Kräften gerne wieder einigermaßen ersetzen wollen.

Aber auch mit Milch bereitet man unsern grünen Kern zu einer sehr angenehmen Speise; die Behandlung ist im Ganzen ungefähr dieselbe. Auf 4 Personen nimmt man 12 Loth grüner Kerne, statt 3 Schoppen Fleischbrühe aber 4 Schoppen Milch; dagegen etwas weniger Weißmehl zum Einrühren, weil die Milch selbst etwas Schleimiges mit sich führt. Das Gelb dreier Eier wird gerade wie bei der Fleischbrühe eingerührt, dabei ist aber wohl Acht zu haben, daß die Masse nicht anbrenne, wozu die Milch bekanntlich sehr geneigt ist. Statt des Weines thut man dann etwas Zucker und Zimmt,

ungefähr eine viertel Stunde vor dem Anrichten, hinzu. Dieß giebt alsdann ein herrliches, vorzüglich dem Frauenzimmer angenehmes Gericht, ja es wird sogar dem Reißbrei — und was in diesen Artikel einschlägt — oft vorgezogen.

Als Creme gekocht, bedarf unser Odenwälder Produkt sich in die Reihe vornehmer Speisen stellen. Wir wollen, um die nämliche Proportion einzuhalten, immer bei den 12 Loth stehen bleiben. Es muß hier aber der grüne Kern gemahlen oder im Mörser fein gestoßen seyn; er wird alsdann mit 1 Maas Milch, 10 Eiern nebst etwas fein zerstoßenem Zucker auf ein Kohlenfeuer gesetzt, so lange gequirlt bis er in die Höhe steigt. Dann gießt man die Masse in eine Schüssel von Porzellan und bringt sie in den Keller oder sonst an einen kühlen Ort. Ist das Ganze kalt geworden, so bestreut man es mit etwas feinem Zucker und legt einige leichte Blumen darauf, z. B. Rosen, Nelken. Der Geruch der Blumen und der eigne Geschmack des nicht sehr bekannten grünen Kerns setzten dann manchen erfahrenen Praktiker der Kochkunst über die Composition dieses Creams in Verlegenheit.

Hennemann,  
korrespondierendes Mitglied des  
landwirtschaftlichen Vereins.“

Hinzuzufügen wäre dieser umfassenden Schilderung nur, daß heute das in ihr genannte Untersuchungsgebiet, das Schefflenztal nicht mehr zum Odenwald, sondern zum Bauland zählt. Außerdem muß darauf hingewiesen werden, daß in diesem, zur Jagst ziehenden Tal seit über einem Menschenalter Grünkern nicht mehr „hergestellt“ wird.

50 Jahre später gibt der Großherzogliche Landwirtschafts-Inspektor Peter Gsell<sup>4)</sup> eine überraschende Erklärung für die geringen Mengen Grünkern, die bis 1870 erzeugt wurden: „Der grüne Kern verdankt seine Bereitung dem Umstande, daß es in jener

Gegend (gemeint ist das Bauland) bedeutend an Feldwegen fehlt und man deshalb genöthigt ist, um auf sein Feld zu kommen, über die Äcker der Nachbarn, sogar über die Köpfe mehrerer Grundstücke zu fahren. Um den hieraus entstehenden Schaden nicht zu groß und fühlbar zu machen, wird ein Weg durch die Frucht geschnitten, die Körner werden getrocknet und gedörrt und dann entweder in der Haushaltung verwendet oder verkauft. Der Handel mit diesem eigenthümlichen Produkt bringt ziemlich viel Geld ein. Es läßt sich aber das Geschäft der großen Arbeit und Sorgfalt wegen nicht wohl im Großen betreiben. Man nimmt an, daß das Viertel ungefähr 4 — 6 Sester liefert und es wird das Sester mit ca. 3 fl. im Durchschnitt bezahlt, wovon allerdings die Bereitungskosten in Abzug zu bringen sind.“ Das Gutachten des Landwirtschafts-Inspektors stützt sich wohl auf eine mündliche Befragung der Bauern. Gsell<sup>5)</sup> führte damals auch eine Erhebung über die Aussaatmengen der drei Brotgetreidearten im Bauland durch, die zwar nur neun Dörfer des ehemaligen Amtsbezirks Adelsheim umfaßt, jedoch als maßgebend für den ganzen Landstrich angenommen werden kann. Sie beweist den noch um 1870 vorherrschenden Spelzanbau im badischen Frankenland. (10 Sester = 1 Malter = 150 Liter)

	Spelz	Roggen	Weizen
Leibenstadt	12	6	6
Ruchsen	10 <sup>1/2</sup>	4 <sup>1/2</sup>	—
Rosenberg	10	5	5
Schlierstadt	12	6	—
Seckach	12	12	—
Sennfeld	9	3	3
Sindolsheim	12	5	3
Unterkessach	10	4 <sup>1/2</sup>	4
Wemershof	10	4	—
	85 <sup>1/2</sup>	50	23 Sester

Entsprechende Zahlen können für die Gegenwart nicht genannt werden, doch gibt das Verhältnis der Anbauflächen im Kreis Buchen aus dem Jahr 1963 für Weizen mit 6095 ha und Dinkel mit 415 ha<sup>6)</sup> ein deutliches Bild von dem in den letzten Jahrzehnten eingetretenen Wandel im Anbau der Halmfrüchte.

Die geschichtliche Zurückverfolgung des Grünkerns stößt insofern auf Schwierigkeiten als sie sich nur auf seine gelegentliche Erwähnung in dörflichen und kleinstädtischen Zins- und Gültbüchern stützen kann, in denen die Naturalabgaben an die Grundherren aufgezeichnet sind. Hier seien zu zwei bereits veröffentlichten<sup>7)</sup>, zwei weitere Belege in altersmäßiger Reihenfolge angeführt:

1660 Fürstl. Leiningisches Archiv Amorbach. Kellereirechnung des Klosters Amorbach: „1 Someri  $\frac{1}{2}$  mezen grünen Kern, die metze p. 8 alb., den 9. oktobris.“

1666 Stadtarchiv Möckmühl. „Inventarium und Theilungsberechnung des Theobald Gerumb, Bürgers und Schuhmachers in Möckmühl und seiner verstorbenen Ehefrau Apolonia Köhlerin.“ Unter „Kuchinspeiß“ „ein halbes sri. grünen Kern.“<sup>8)</sup>

1745 Gemeindearchiv Höpfingen. „Heidenhofsmニュアル“: 1 fl. 27 xr Vor Krünen Kern, dem H. Hoffrath flender nach Würzburg geschickt.“

1775 Gemeindearchiv Sindeldorf. In diesem Jahr wird die „Kern-Gült“ von Sindeldorf, die Kurmainz zustand, durch den kurfürstlichen Hoffactor Moyses Homburg nach Mainz geliefert. Wenn auch die Bezeichnung „Grünkern“ fehlt, so wird es sich hier dennoch um solchen handeln. Er war offensichtlich für die kurfürstliche Küche bestimmt.

Dinkel hätte der Mainzer Hof gewiß aus seinen, der Residenz viel näher gelegenen Herrschaftsgebieten bezogen.<sup>9)</sup>

Die Begründung des Obervogts Henne mann, die erste Grünkernbereitung sei in einer durch Unwetter oder langanhaltenden Regen verunglückten Ernte zu suchen, wird durch neue Forschungen unterstützt. Das 16. Jahrhundert kannte bereits Suppen aus milchreif geschnittenem und in der Sonne oder im Backofen gedörretem Roggen und Gerste<sup>10)</sup>. Das durchschnittlich feuchte Klima weiter Gebiete Nord- und Mitteleuropas hatte schon in vor- und frühgeschichtlicher Zeit dazu geführt, das Getreide samt und sonders in frühreifem Zustand zu ernten und es entweder auf Gestellen am Herdfeuer oder — bei größeren Mengen — in besonderen Darrhäusern, Dörröfen und Grubendarren zu rösten<sup>11)</sup>. Solches Getreide läßt sich ohne vorheriges Dörren nicht vermahlen, zumal in primitiven Handmühlen. Dieses prähistorische Verfahren hat sich zum Teil in Norwegen und Polen bis in die Neuzeit erhalten. W. E. Peuckert<sup>12)</sup> gibt hierzu weitere wichtige Hinweise: „Die erste und primitivste Zubereitung aller Grassamen war wohl die, daß man die Körner röstete; das war schon deswegen gut, weil die als Vorrat aufbewahrten leicht schimmelten oder muffig wurden (wozu sie in den halb in der Erde liegenden Häusern sehr gern neigten), das Rösten gab ihnen auch Geschmack. Noch vor kurzem wurde in Osteuropa den Erntern zur Freude auf dem Feld jeden Tag ein wenig geröstet — und auch der Dinkel, den man zwischen Main und Neckar im sogenannten Baulande erntet, mag in seiner Behandlung noch daran erinnern.“ Ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen jenen ertümlichen Erntemethoden und der Bauländer Grünkerngewinnung kann allerdings nicht nachgewiesen werden. Versuche haben

jedoch ergeben, daß weder Roggen noch Weizen, sondern nur der Dinkel durch das Rösten ein besonderes Aroma erhält.

<sup>1)</sup> Heimberger H., Darren im Gebiet zwischen Neckar und Main. Badische Heimat, 37. Jhg. 1957, Heft 4 S. 261—266.

<sup>2)</sup> Freundlicher Hinweis von Dr. W. Matzat, Frankfurt a. Main.

<sup>3)</sup> 1 Lot =  $16\frac{2}{3}$  g, 1 Schoppen =  $\frac{1}{2}$  Liter.

<sup>4)</sup> Gsell P., Die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Amtsbezirks Adelsheim, Karlsruhe 1872 S. 46 f.

<sup>5)</sup> Gsell P., a.a.O. S. 24 f.

<sup>6)</sup> Die Stadt- und Landkreise Baden-Württembergs in Wort u. Zahl, Heft 7 (1964) S. 17, Tabelle 14.

<sup>7)</sup> Heimberger H., a.a.O. S. 261 u. Anmerkungen 22.

<sup>8)</sup> Freundliche Mitteilung von Dr. E. Strohhäcker, Möckmühl.

<sup>9)</sup> Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. W. Matzat, Frankfurt a. Main.

<sup>10)</sup> Tabernaemontanus, Neu u. vollkommen Kräuterbuch. Basel 1588.

<sup>11)</sup> Hinz H., Zur Entwicklung des Darrenwesens. Ztschr. f. Vkskde. 51 Jhg. 1954, 88 ff.

<sup>12)</sup> Peuckert W. E., Ehe. Hamburg 1955, S. 290.

## Erntezeit im Bauland

Von A. Blösch, Pforzheim

Wie beneide ich den Flieger, der dort oben so stolz und unwiderstehlich seine Bahn zieht! Mein Auge folgt ihm, bis er hinter dem Waldrand auf der jenseitigen Höhe verschwindet. Wie herrlich die Wolke dort sich auftürmt, ein riesiges Schneegebirge voll geheimnisvoller, abgründiger Schluchten und am Rand übergossen von einem überirdischen Leuchten . . . Fernweh will mich wieder packen; doch mein Blick fällt zurück auf den unendlich weiten Acker. Beschämt sehe ich, daß die Schnitter und ihre emsigen Helferinnen schon einen großen Vorsprung gewonnen haben. Sie sollen nicht verächtlich die Lippen kräuseln über den Helfer aus der Stadt! An die hundert Garben habe ich bereits gebunden; wenn es vierhundert sind, ist vielleicht ein Ende abzusehen. „Ich glaube nicht, daß du's mit deinen feinen Händen durchhalten kannst“, sagt mein Vetter. Er sagt es ganz sachlich schlicht; kein Unterton von Spott oder Berechnung läßt sich heraus hören. Und doch hätte er nichts vorbringen können, was mich mehr angespornt hätte, auszuhalten bis zum Letzten.

Vesperpause — als guter Strategie hat sie der Bauer so lange als möglich hinausgeschoben. Zwei Drittel der Arbeit sind bereits getan, als er endlich die stillen Mahnungen der Frau, das laute Betteln der hungrigen und durstigen Kinder zu hören geruht und mit einer Geste des Bedauerns die Sense weglegt. Wie froh bin ich, daß es Frauen und Kinder gibt, die es nicht als Ehrensache ansehen, Wünsche zu verhehlen und Schmerzen trotzig zu verbeißen.

Ich bin fast zu müde, um ordentlich zu essen. Aber die weiße Wolke sehe ich wieder; sie steht nun viel höher noch und majestätischer über dem dunklen Wald; ihr Saum erstrahlt in einem zarten rosigen Schimmer. Wie schön ist es hier in diesem kühlen Tal-

grund! Wie auf einer Insel der Seligen fühlt man sich geborgen vor der flimmernden Hitze und der rastlosen Arbeit.

Der Mostkrug wird herumgereicht. Gierig läßt der Knecht das erquickende Naß in sich hineinrinnen, daß man es kullern und glucksen hört. Und was für einen Ranken Brot sich Großmutter heruntersäbelt! Sie ist schon über siebzig Jahre alt, war noch nie krank, arbeitet noch immer wie ein Pferd.

Alte Bauersfrau, schön bist du nicht, warst es vielleicht nie. Kein Auge weilt mit Wohlgefallen auf dir. Oft mag es sogar an der Achtung und Ehrfurcht fehlen, die deinen weißen Haaren, den schwieligen Händen, den Runzeln und Falten in deinem verwiterten Gesicht gebühren. Und doch ist garnicht auszudenken, was du in deinem langen Leben, das nur der Arbeit geweiht war, für deine Familie, für dein Volk geleistet hast und noch leistest. Du selbst würdest es kaum begreifen, wenn man dir sagte, daß du letzten Endes nicht für deinen eigenen Vorteil gearbeitet und dich abgemüht hast. Du bist sicher fest überzeugt, nur für dich und deine Kinder geschuftet, gedarbt und gespart zu haben. Darin liegt deine Schwäche und deine — Größe. Du könntest nie verstehen, was so ein Schreiberling von dir erzählt: Du bist so sehr Natur wie die Ähre auf dem Feld, wie der Baum im Wald. Darum bist du auch so gesund.

Mit einem harten Ruck erhebt sich der Bauer; der Knecht spuckt herzhaft in die Hände, schiebt seinen romantisch verbeulten Hut zurück, und weiter geht die erbarmungslose Schlacht, bis der letzte Halm zu Boden sinkt. Da tönt gerade der Klang der Dorfuhr herüber. Alle stehen wie angewurzelt und zählen stumm die Zahl der Schläge. „Sieben Uhr, höchste Zeit zum Füttern“, bemerkt trocken und sachlich der Bauer. Mich aber hat

es angeweht wie ein Ruf aus der Ewigkeit. Wie ein stilles Gebet regt ein Gedanke sich in meinem Herzen: Könnte nur jede abendliche Feierstunde mir ein so ruhiges Bewußtsein, erfüllter Pflicht geben, wie die hier auf dem abgeernteten Acker!

Die weiße Wolke aber ist verschwunden, Gewitterschwanger hängt es über uns, von einem verlorenen Abendschein fahl über-gossen. Dunkel drohend steht schweigend der Wald, und durch giftgrüne Wiesen hasten auf weiß schimmernden, staubigen Wegen Tiere und Menschen zum schützenden Dach.

Einen behaglichen Rhythmus der Arbeit kennt der Bauer zur Erntezeit nicht. Kaum ist ausgespannt, kaum sind die Wagen mit vereinten Kräften in die Scheune geschoben, so verliert sich die Familie, die draußen wie eine verschworene Mannschaft einträchtig zusammenstand, in Haus, Hof und Stall, um ihren verschiedenen Pflichten nachzugehen. Der Knecht füttert, der Bauer melkt, die Bäuerin hilft ihm, entzündet das Feuer, kocht und versorgt die grunzenden Schweine. Dazwischen ruft sie mit schriller Stimme ihren wilden Rangen, die jede Gelegenheit benützen, um ein winziges Zipfelchen von der goldenen Freiheit zu fassen, die sie so heftig ersehnen wie alle Kinder. Aber, o weh, die Aufgaben für die Schule sind ja noch zu machen!

Da sitzt schon einer, die blaue Schildmütze keck wie ein Fuhrmann übers Ohr gezogen, hinter dem mächtigen Eichentisch auf der Ofenbank und malt hingebungsvoll, mit un-gelenken Fingern lange Zahlenreihen auf seine Schiefertafel. In der äußersten Ecke hat er gerade noch ein bescheidenes Plätzchen erwischt, denn der Tisch steht voll Krügen, Tellern und Tassen. Schwärme von surrenden Fliegen umkreisen die Überreste eines hastig verzehrten Vespers, die Mutter noch nicht hat wegräumen können. Die Schiefertafel liegt ziemlich im Schatten, der harte Griffel rutscht ab und zu mit einem schrillen Klagewimmern

aus, und der arme kleine Schelm gähnt und stöhnt, daß es einen erbarmen könnte.

In der Erntezeit sollte der Herr Lehrer wirklich ein Auge zudrücken und die Aufgaben auf ein Mindestmaß beschränken. Wenn die jungen Glieder müde sind, will eben auch der Kopf nicht mehr arbeiten. — Da kommt die große Schwester herein und erkennt mit einem Blick die seelische Not des Schlingels. Ihrer Überlegenheit froh, setzt sie sich lächelnd neben ihn, um ihm ein wenig zu helfen. Zwar ist ihr pädagogisches Geschick gering: Es erschöpft sich darin, dem kleinen Dummerchen die richtige Lösung einfach zu diktieren. Aber es ist gut gemeint und außerdem die einzige Möglichkeit, noch rechtzeitig vor dem Nachtessen damit fertig zu werden. Für ihre Mühe erntet sie nur Püffe und Rippenstöße; doch sie weiß, wie das gemeint ist und gibt sie liebevoll mit handfesten Zinsen und Zinseszinsen zurück. Ab und zu schaut sie nach dem prasselnden Herdfeuer und den dampfenden Kartoffeln. Einmal wirft die Mutter, die immer noch ihr weiß geblümeltes Kopftuch auf hat, einen eiligen Blick herein und geht unbesorgt gleich wieder in den Stall zurück. Sie weiß: Auf ihre Älteste kann sie sich verlassen.

Was für ein Leben ist das doch abends auf der Dorfstraße! Die letzten schweren Erntewagen schwanken ächzend daher; zufrieden und selbstbewußt schreitet der Bauer neben dem Gespann und knallt herausfordernd mit der Peitsche. Fast hätte er die Frau getroffen, die frisch gemolkene Milch in schwerer Kanne zur Ablieferstelle trägt. Der dicke Müller, der gerade den Schubkarren mit dem schweren Mehlsack abgesetzt hat, um sich ein wenig zu verschnaufen, lacht über ihren ungeschickten Seitensprung, daß ihm das weißbestäubte Bächlein wackelt.

Hie und da blitzt schon ein Licht auf in den Ställen; die Futterschneidmaschinen summen ihr eintöniges Lied, irgendwo heult sogar ein Motor auf; der Bauer kommt und geht mit seinem Futterkorb, der Nachbar

mistet bedächtigt aus. Eine behagliche, kräftige Wärme strömt breit aus der geöffneten Tür. Kinder huschen schreiend oder spielend vorüber und scheuchen die letzten Hühner in den Stall. Großmutter steigt mit müden Knien die hohe Haustreppe hinauf. Unter ihrer blauen Schürze trägt sie behutsam, neugierigen Blicken ängstlich entzogen, ein rundes Körbchen randvoll mit frischgelegten Eiern.

Da kommt auch schon der Schäfer mit seiner Herde geruhsam dahergeschritten, das Urbild eines vollkommenen Herrschers. Er braucht sich nicht umzuschauen nach seinem zahlreichen Gefolge. Alle drängen ihm nach, dem warmen Stall entgegen, und im übrigen

ist da noch sein zuverlässiger Helfer, der eifrige Hund, der unermüdlich auf strengste Ordnung hält.

Aus allen Kaminen steigt bläulicher Rauch. Sein angenehmer, würziger Duft vermischt sich mit dem herben Dungenrauch und hüllt das Dorf in eine Wolke wohliger Geborgenheit. Da setzt das Abendläuten ein. Mensch und Vieh hält den Atem an; sogar die Kühe scheinen ihr behagliches Gemampfe einen Augenblick zu unterbrechen.

Erquickende Ruhe senkt sich über die Stätte rastloser Arbeit. Es wetterleuchtet über den Bergen, doch die dunklen Dächer ragen fest und unverzagt in den nächtlichen Himmel.

# Epilog

(Zur Erntezeit im Bauland)

Von A. Blösch, Pforzheim

Ja, so sah es in dem lieben Dörfchen einmal aus, in der „guten, alten Zeit“, d. h. vor dem Zweiten Weltkrieg noch. Inzwischen aber hat sich da allerhand geändert.

Morgens wecken einen nicht mehr kettenrasselnde, muhende Kühe, sondern das harte Geknatter schwerer Traktoren und sonstiger technischer Errungenschaften. Kühe und Pferde sind aus dem Ortsbild verschwunden; alles ist weitgehend motorisiert. Sensen, Sicheln und Dreschflügel sind kaum noch zu sehen. Sie sind von Mäh- und Dreschmaschinen verdrängt worden; mit ihnen auch so anheimelnde Geräusche wie Dengeln und der klopfffreudige Rhythmus des Dreschens an Regentagen. Durch das weit geöffnete Scheunentor konnte man damals die ganze Familie, samt „Herrle und Fraale“, versammelt sehen, wie sie einträchtig, in streng gebundenem Takt sich alles von der Seele drosch, was sich im Laufe des langen Winters in den engen, muffigen Stuben an Rostflecken darin angesetzt hatte. Das Surren und Heulen der Maschinen jedoch unterbindet alle zwischenmenschlichen Kontakte. —

Voraussetzung einer „rationellen“ Bodenbearbeitung war natürlich eine durchgreifende Flurbereinigung, die in dem hügeligen Gelände nicht ohne Härten, vielleicht auch manchen Ungerechtigkeiten vor sich ging.

Die Hügel, auf denen früher ein saurer Wein gedieh, stehen kahl. Nur selten hält ein Bauer nebenbei noch einige Bienenvölker. Hühner sieht man zwar noch, doch „spezialisieren“ sich schon manche auf Geflügelfarmen nach amerikanischem Muster. Auch Rinder werden von einzelnen nur in größeren Herden gehalten, sonst „rentiert“ es sich nicht. Mit einem Wort, der Bauer ist im Begriff, entweder zum Farmer zu werden oder

als Pendler oder Arbeiter in die Industrie abzuwandern. Der letzte Wagner ist unlängst gestorben, auch die Mühle steht still, und in der alten Dorfschmiede — einst ein Mittelpunkt dörflichen Gemeinschaftslebens — hat sich eine Autoreparaturwerkstätte mit Tankstelle eingenistet. Sonst scheint sich äußerlich wenig geändert zu haben. Das alte Kirchlein steht noch ebenso schlicht und selbstverständlich auf dem beherrschenden Hügel; aber der Friedhof dahinter zeigt städtisches Gepräge, genau wie die Kleidung der jungen Frauen und Mädchen. Selten sieht man noch ein schlichtes Kreuz; die meisten Familien suchen ihre Liebe zu den Ahnen auf protzig polierten Marmorblöcken in goldenen Lettern unter Beweis zu stellen.

Auch das neue Schulhaus hebt sich, etwas abseits vom Ortskern, von den bäuerlichen Behausungen durch moderne Stilführung deutlich ab: Der Wohlfahrtsstaat wirft lange Schatten!

Früher zogen Burschen und Mädchen nach Feierabend oder sonntagabends in den Wald und sangen um die Wette ein schönes altes Volkslied nach dem andern. Heute sitzen sie am Radio und vor dem Fernsehschirm, fahren mit dem Motorroller oder dem Auto schnell in das nächste Städtchen, um im Kino ihre Bildung zu vervollkommen, oder lassen sich in einer üblen Spelunke, die sich durch ein paar zerknitterte Lampions und spärlich bekleidete Dämchen als „Bar“ herausgeputzt hat, mit internationalen heißen Rhythmen und „Drinks“ mit amerikanischen Namen berieseln: Der Wohlfahrtsstaat wirft lange Schatten!

Eine Kegelbahn ist noch da; doch treffen sich da nur geistig Zurückgebliebene und ältere Semester. Der Gesangverein dagegen ist — außer der Kirche — der letzte Zufluchts-

ort eines gemütvollen, echten Gemeinschaftslebens.

Wenn man das alles so betrachtet und überdenkt, kann man sich der Einsicht nicht entziehen, daß diese Entwicklung — sie mag uns gefallen oder nicht — zwangsläufig ist, dirigiert von den Berechnungen und Überlegungen der Wirtschaftsexperten der EWG, und überschattet von dem allgemeinen Trend der wirtschaftlichen Entwicklung. Man kann sie verzögern, aber nicht aufhalten. Auch der Heimatfreund tut gut daran, sich dem nicht zu verschließen, sondern sich zu sagen, daß der so schmerzliche Verlust an Althergebrachtem, der Zerfall heimischer Bräuche und Sitten als Opfer anzusehen ist, das auf dem Altar des Europagedankens gebracht werden muß. Seine Sorge kann es nur sein, Übertreibungen zu verhindern, sich dafür einzusetzen, daß der Übergang sich sinnvoll vollzieht, Schritt für Schritt, an das Vorhandene anknüpfend, wo immer es geht, es bewahren, solange es geht, und versuchen, wertvolles altes Kulturerbe einzugliedern in das ungestüm herandringende Neue. Dazu gehört viel Geduld, Liebe zum Gewachsenen, Traditionsgefühl und — andererseits Einsicht in die Notwendigkeiten und Bejahung der harten Tatsachen unserer Zeit.

Was wir in einer Zeit gewaltigen Umbruchs erleben, ist ja nichts Einmaliges, noch nie Dagewesenes. Schon vor mehr als 700 Jahren z. B. hat unser großer mittelalterlicher Dichter Walther von der Vogelweide der Klage über den unbarmherzigen Wandel der Zeit in ergreifenden Worten Ausdruck verliehen:

### *Elegie*

(übertragen von Richard Schaeffer)

O weh, wohin entschwanden  
mir alle meine Jahr!  
War nur ein Traum mein Leben?  
Ist das Gewesne wahr?  
Was Wirklichkeit mich dünkte,  
war's nur ein Traumgesicht?

So hab ich wohl geschlafen  
und wußt es selber nicht.

Doch jetzt, seitdem ich wach bin,  
da ist mir unbekannt,  
was früher mir bekannt war  
wie meine eigne Hand.

Jetzt grüßt mich mancher träge,  
der einst mich kannte gut.  
Die Welt ist allenthalben  
erfüllt von Haß und Wut.

Dies Land, dies Volk, in dem ich  
als Jüngling ward erzogen,  
das ist mir fremd geworden,  
als ob es sei gelogen.

Die mir Gespielen waren,  
sind träge nun und alt.  
Gerodet ist die Wildnis  
und abgeholzt der Wald.

Nur noch das Wasser fließet,  
wie ehemals es floß.

Ich könnte wahrlich glauben,  
mein Unglück wäre groß,  
wenn ich dabei gedenke  
an manchen frohen Tag,  
der spurlos ist verschwunden  
wie in den Fluß mein Schlag.  
Immer mehr, o weh!

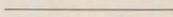
Wir sehen, dieses Erlebnis ist zeitlos; zeitlos auch das Aufbäumen großer Menschen dagegen und ihr Bemühen, irgendwie damit fertig zu werden. Walther sah die Rettung aus innerer Not in der Abkehr von der Welt, d. h. in dem Entschluß, an dem Kreuzzug Kaiser Friedrichs II. teilzunehmen, um sich als Kämpfer für „die Sache Gottes die Himmlskrone zu erwerben“.

Ein solches Ausweichen gibt es für uns nicht. Gewiß scheint auch heute wie damals Abkehr vom Treiben der Welt und Hinwendung zu dem, was über und hinter den Dingen der Erscheinung dem suchenden,

denkenden Geist sich anbietet, die ideale Lösung, ja Erlösung zu sein; sie entbindet jedoch nicht von der Verpflichtung zum kämpferischen Einsatz, zur bewußten Pflege überkommenen Gutes. Und wieder ist es einer der ganz Großen unseres Volkes, der uns den Schlüssel zu unserem Verhalten auf dem Gebiet der Heimatpflege gegeben hat:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,  
erwirb es, um es zu besitzen!

Wenn wir dieses Wort Goethes überdenken und darnach unser Handeln richten, dann sind wir auf dem richtigen Weg, brauchen uns um das wüste Geschrei entwurzelter Horden nicht zu kümmern, fühlen uns und unser Bemühen innerlich bestätigt.



# Handwerkliches Kunstschaffen der Vergangenheit in unserer Gegenwart

Von Bernhard Weiß, Karlsruhe (Mit 2 Federzeichnungen des Verfassers)

Wer heute durch eine Straße dahingeht, sei es in der großen Stadt, sei es auf dem Lande, erkennt in der Reihe der Häuser, die sie säumen, trotz des an diesen verwendeten bisweilen kostbaren Materials, und trotz bunter Farben, vielfach ein wenig ansprechendes, in den seltensten Fällen erfreuliches Bild. Die ruhige Klarheit und Gesetzmäßigkeit, die noch in der Zeit um den Ersten Weltkrieg den Straßenraum im Wesentlichen beherrschte, und die damit dem Dahinschreitenden das bestimmte Gefühl vermittelte, Glück und Freude müsse es bedeuten, hier wohnen zu können, ist heute für immer verloren gegangen. An eine allgemein gültige, seit alters überlieferte Bau-tradition hielt sich die Vergangenheit. In ungezwungener Weise nützte sie die Möglichkeiten ungekünstelter Konstruktionen aus heimischen Materialien und verstand es, mit diesen Mitteln ihre Bauten einfallsreich, würdig und gefällig zu gestalten. Dieser Brauch genügte zeitgemäßen Ansprüchen, und er begleitete ebenso den Bauherrn in seinen Wünschen, wie auch den Architekten in seinen auch damals dem Fortschritt dienenden Planungen und Gestaltungen.

Unserer Zeit fehlt im Gegensatz dazu in der dauernden Hast ihres Tagesablaufs und bei den vielfach recht überspitzten Anforderungen unserer Wohlstandsgesellschaft, das läßt sich schwerlich leugnen, in vielen Fällen ein festes Urteil über architektonische Dinge.

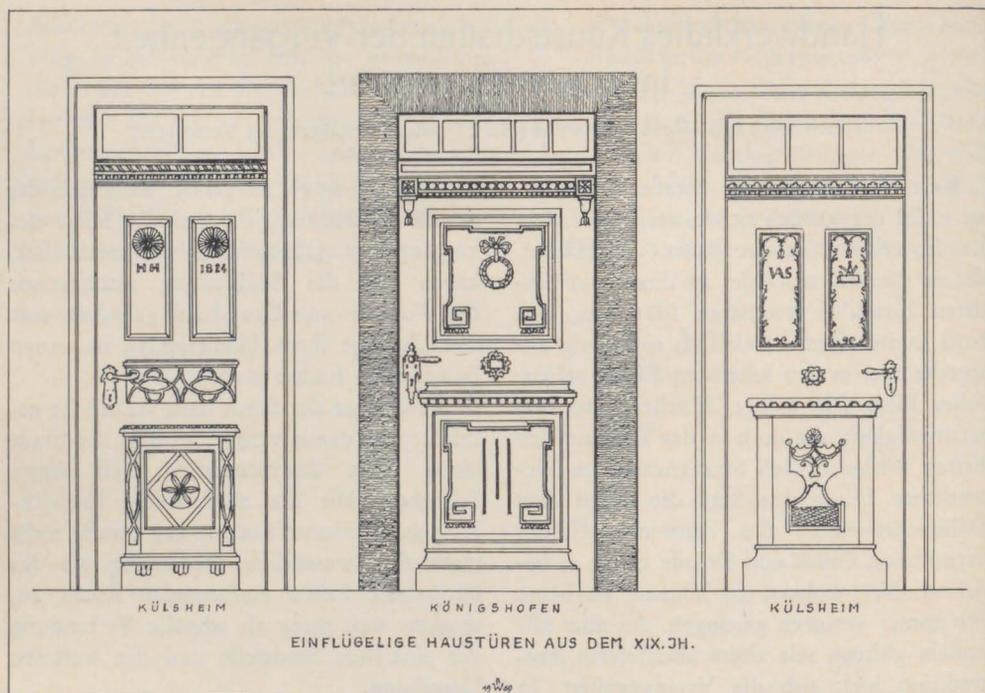
Das eine jedenfalls möchte ich annehmen, kann man schon heute mit Bestimmtheit sagen: bei der erfolgten gewaltigen Wandlung vom Einst zum Jetzt wird es wohl nie genug gelingen, der modernen Stadt bei ihrer völlig anderen Struktur jemals ein den uns vertrauten Orts- und Städtebildern ver-

wandtes Aussehen zu geben: denn mit der sozialen Wandlung, die um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts eingesetzt hat, haben sich die Bedürfnisse, insonderheit des Wohnens von Grund auf geändert, eine Tatsache, die ihren Niederschlag im neuen Bauen eben finden muß.

Die Grenze der Stadt nach Außen ist gefallen; und damit verlor das Bild der Stadt einen nicht unwesentlichen Teil seiner Schönheit. Mit der machtvollen Entwicklung des Verkehrs kommt der Straße nicht mehr ihre wesentliche Bedeutung als das bürgerliche Leben umfassenden Raum zu, sondern weit mehr als schnelle Verbindung der einzelnen Stadtteile und der weiteren Umgebung.

Vor allem hat aber auch das Bürgerhaus an ihrem Rande mit seinem stillen, erhol-samen gepflegten Garten, mit seinem abgeschlossenen Hof, der Werkstätte und all den kleineren liebenswürdig-reizenden Zeugnissen handwerklichen Schaffens — und Gestaltungsfreude an allen Teilen des Anwesens — Haustüre, Treppenanfänger, Beschläge u. a. m. — dem Geist der neuen Zeit gerecht werdend, sich bereifinden müssen, Gestalt und Aussehen vielfach zu ändern.

Die hier wiedergegebenen wenigen Schmuckstücke handwerklichen Gestaltens aus dem 19. Jahrhundert, die ich in den dreißiger Jahren noch an Ort und Stelle im Frankenland in mein Skizzenbuch gezeichnet habe, sollen und können natürlich in keiner Weise etwa Vorbilder darstellen. Sie mögen vielmehr zeigen, mit welchem Können, mit welcher Liebe und Sorgfalt hier biedere Handwerksmeister, bestimmt ebenso zur eigenen Freude, wie zur Zufriedenheit ihrer Auftraggeber, in müh-



samer Kleinarbeit der Lösung der Aufgaben gerecht wurden, die an sie herantraten.

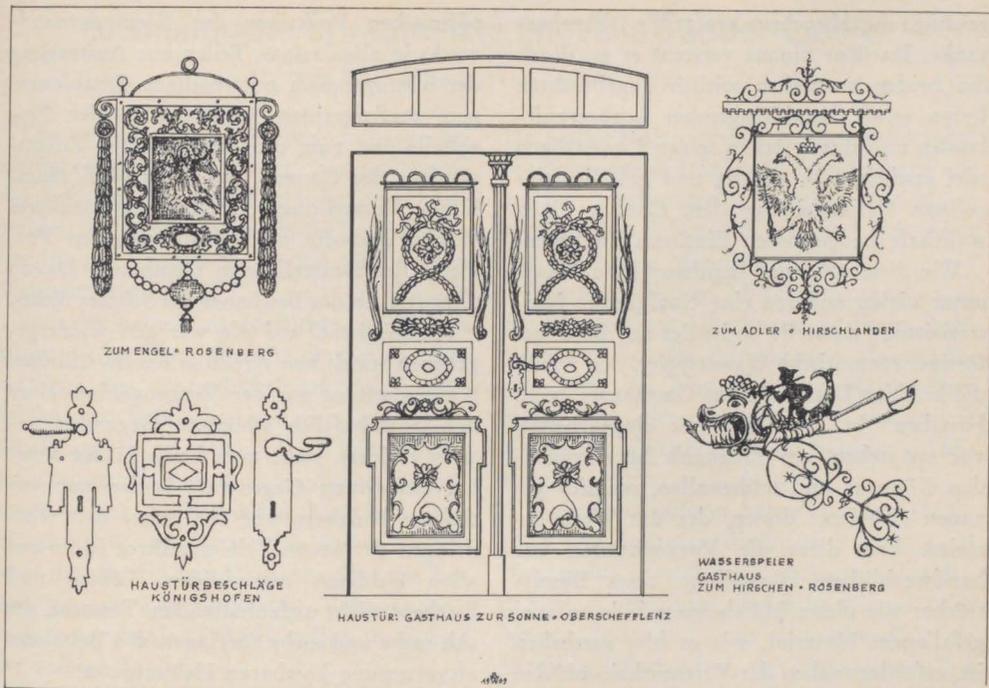
Die einflügeligen Haustüren aus Kulsheim und aus Königshofen stellen mit ihren übergeschobenen, reich ornamentierten Sockelstücken in ihrem unteren Teil und den eingeschobenen Füllungen mit den in zarter Schnitzarbeit verzierten Abplattungen in der oberen Türhälfte, ausgezeichnete Schreinerarbeiten dar. In gleicher Weise wie die Türblätter ist auch die Profilierung der Kämpfer der Türen durch einfache, aber wirkungsvolle Holzschnitzerei bereichert.

Daß bei der kostbaren bildhauerischen Ausschmückung der Draufsicht der Türen auch das Beschlag, ob es nun aus Schmiedeeisen, ob es aus Messing, als Einzelstücke hergestellt wurde, mit dieser zusammenklingen mußte, verwundert nicht. Denn auch der Schlossermeister wollte im Entwurf und in der Fertigstellung des Türgriffs und des Schlüsselschildes, in der Gestaltung des Zu-

ziehgriffs usw. mit Stolz zeigen, was er im edlen Wettstreit mit dem anderen Gewerbe, in dessen Gegebenheiten er sich hier einordnen mußte, zu leisten vermochte.

Ein besonders stattliches, ornamentiertes Stück stellt die zweiflügelige Eingangstür des Gasthauses „zur Sonne“ in Oberschefflenz dar. Allgemein verständlicher, die reine Zweckform umspielender Dekor, gehört nun einmal zu den Zeiterscheinungen, die dem Menschen des frühen 19. Jahrhunderts gefielen und die seinem ganzen Wesen genehm waren.

Gewiß, es ist vielleicht etwas viel schmückendes Beiwerk in dem Zusammenspiel von profiliertem Leistenwerk, umgrenzter Fläche und Bildhauerei, auf dem kleinen Raum der beiden Türflügel verteilt. Doch wird wohl niemand bestreiten können, daß alles in bester Harmonie zusammenklingt. Und warum sollte nicht der Meister die Hauseingangstüre, die hier, wie zumeist in der



Fassade des Hauses jener Zeit, mit bewußter Betonung ins Blickfeld des Herantretenden gerückt worden, nicht in all ihren Einzelheiten mit besonderer Sorgfalt und Liebe ausgestalten. —

Der Freude der Menschen an Schmuck und Zier verdanken wir auch die in unserer Gegend, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch eine ertragreiche Weinbaulandschaft gewesen, eine große Zahl noch vorhandener schmucker Wirtshausschilder aus alter Zeit. Einst waren sie als Zeichen der Gastlichkeit, der Lebensfreude und der vom Weingott gesegneten Geselligkeit, von begabten, einfallsreichen, sach- und fachkundigen Schmiedemeistern geschaffen worden. Und heute geben sie uns in einer Zeit, in der dieser in gleicher Weise robuste Kraft wie Feingefühl erfordernde Handwerkerstand nahe daran ist, verloren zu gehen, in der Sprache ihrer Formen noch einen Ein-

blick in die Eigenheit der Gefühlswelt ihres Gestalters.

Wie gewaltig ist doch der Unterschied in der sicherlich nicht allein in der Ungleichheit der Motive ihrer Bilder liegenden Gestaltungsweise der beiden Schilder aus Rosenberg und Hirschland, von denen das eine das Symbol des fliegenden Engels, das andere die heraldische Figur des Doppeladlers unter der Kaiserkrone als Vorwurf haben.

Das letztere Schild erfreut durch das zierlich-leichte, das Mittelfeld wie spielerische Filigranarbeit umschließende, pflanzlichem Vorbild nachempfundene Boden- und Schlingwerk.

Der Meister, der das Schild des Gasthauses „zum Engel“ gefertigt hat, rahmt dagegen das Kernstück seines Schildes in beinahe festlicher Weise durch eine bedeutsame, um dieses gelegte, bei aller Wichtigkeit aber

geschickt durchbrochene kraftvolle Akanthusranke. Darüber hinaus versteht er es, durch die beiden zusätzlich seitlich angebrachten festen straff herabhängenden Lorbeerquirlanden und durch das in seinen Linienzügen edel erscheinende, günstig und gefällig, eingefügte Kettengehänge dem Ganzen einen wahrhaft bedeutsamen Eindruck zu geben.

Wie diese prächtige handwerkliche Arbeit unter vielen anderen eine einzigartige Meisterleistung darstellt, so ist der aus Blech gefertigte romantische Wasserspeier, den wir in die kräftige Dachrinne des Gasthauses „zum Hirschen“ in Rosenberg mit eingearbeitet, vor uns sehen, ein Erzeugnis hervorragenden Könnens und mühevollen, peinlich genauen Arbeitens dessen, der das Werk gestaltet hat; denn die Voraussetzung zur handwerklichen Herstellung eines Einzelstückes wie dieser Märchengestalt in so ausgefallenem Material, wie es hier geschehen ist, erfordert neben der Vertrautheit mit den

technischen Praktiken des Klempnerhandwerks in allen seinen Teilen zur Austragung der unumgänglich notwendigen Schablonen, zum maßgerechten Ausschneiden der Einzelteile und zum ordnungsgemäßen Zusammenbau des Ganzen, ein gutes Maß räumlichen Vorstellungsvermögens und sicheres Wissen und die hierbei auftretenden Probleme der Drastellenden Geometrie. Davon ahnt freilich der Beschauer des Stückes nichts.

Rückblickend auf die wenigen wiedergegebenen stattlichen Arbeiten handwerklichen Kunstschaffens aus der Vergangenheit einer der landschaftlich schönsten Gegenden unserer Heimat, steht man heute in der ruhelos fiebernden Gegenwart leider nur mit tiefsten Bedauern vor der, unter dem Vordringen der neuen Zeit und ihrer Ideen auf allen Gebieten menschlichen Lebens und Strebens nicht aufzuhaltenden Tatsache des sich mehr und mehr verringernenden Bestandes altvertrauten kostbaren Heimatgutes.

# Alemannische Sprachrelikte im Main-Tauber-Gebiet

Von Karl Mossemann, Schwetzingen

Die mundartlichen Untersuchungen beschränken sich auf das Dorf Sachsenhausen, das auf dem östlichen Ausläufer des Odenwaldes, der sogenannten „Höhe“, einer wellenförmigen Hochebene, 4 km südlich von Wertheim liegt.

Auf die Besiedlungsgeschichte des Dorfes lassen die wenigen Streufunde auf der Gemarkung aus vorgeschichtlicher Zeit keinen Schluß zu. Auch schweigen die Quellen zu der Frage, ob im Auf und Ab der Völkerwanderungszeit hier eine Niederlassung ununterbrochen fortbestanden hat. Erst verhältnismäßig spät setzen im hohen Mittelalter die schriftlichen Zeugnisse über die Besiedlung ein. Der Ortsname „Sahsenhusen“ erscheint erstmals 1178 urkundlich im Gebiet der unteren Tauber.

Nach den sprachlichen Restformen liegt die Vermutung nahe, daß nach dem Sieg des Frankenkönigs Chlodwig der alemannische Volksteil aus dem Main-Tauber-Gebiet nicht restlos ausgesiedelt wurde und späterhin auf die Sprache einen gewissen Einfluß ausübte. Wie nachhaltig dieser Einfluß war, geht daraus hervor, daß sich die alemannischen Sprachrelikte bis heute erhalten konnten. Warum es wichtig ist, diese mundartlichen Elemente festzuhalten, lehrt die Tatsache, daß sich von Generation zu Generation die sprachliche Einebnung zum Hochdeutschen hin bemerkbar macht. Die Sprache der Alten scheint der aufgeschlossenen Jugend nicht mehr zeitgemäß, nicht mehr modern, sondern altbacken. Sie gibt darum überliefertes Sprachgut im Umgang mit der Stadtjugend allzugern preis. Im anderen Fall würde man ja unliebsam auffallen, und das möchte man vermeiden.

Neben eigenen Aufzeichnungen in den Jahren 1930—1955 stütze ich mich weitgehend auf die Ergebnisse des Sprachforschers

Dr. Oskar Kilian, Eberbach, der anführt, daß die alemannisch-fränkische Sprachgrenze vor einigen Jahrhunderten nicht an der Murg, sondern im Odenwald, zwischen hessischer und pfälzischer Mundart, verlief.

Wie im östlichen Mittellalemannischen in der Gegend von Überlingen, so ist in Sachsenhausen bei der Bildung von Hauptwörtern noch die Nachsilbe -ing üblich. Hier einige Beispiele: di dzaiding (Zeitung), di widdaring (Witterung), di haidising (Heizung).

Viele Hauptwörter haben, wie am Hochrhein und Bodensee, die kurze Endung e: di Brommelde (Brombeere), di Ange (Genick), di Gisse (Gießkanne), di Schisse (Gewehr), di Maode (dunkles a in Grasschwade), de Wachlde (Wacholder), de Zoche (Docht), e Ladäre (Laterne), de Ladäre-Sunndi (Sonntag Lätäre), de Naoseschnubbe (Schnupfen).

Im weiblichen Wer-Fall der Einzahl tritt, wie im Alemannischen und Südschwäbischen, die starke Biegungsform mit der Endung -i auf: e guddi Subbe (eine gute Suppe), e jungi Gaons (eine junge Gans), e gälwi Blumme (eine gelbe Blume), e lumbeddi Gröüd (kleines Mädchen, das nicht gehorchte), e näüschühridi Gröüd (neugieriges Mädchen), e liewi Maad (kleines Mädchen), mühdi Baon (müde Beine).

Bei den Verkleinerungssilben steht in der Einzahl das fränkische -le, in der Mehrzahl (in Übereinstimmung mit dem Alemannischen) die Endung -li:

e Säüle (Schweinchen)	di Säuli
e Hahchebützele (Hagebutte)	di Hahchebützeli
e Wärschdle (Würstchen)	di Wärschdli
e Kääferle (Käferchen)	di Kääferli

en Kärle (Buben)	di Kärli
e Bärschdle (Bürstchen)	di Bärschdli
e Glaadle (Kleidchen)	di Glaadli
e Höisle (Höschen)	di Höisli
e Hünggele (Hühnchen)	di Hünggeli
e Schääle (Tassen)	di Schääleli
e Schdäücherle (Pulswärmer)	di Schdäücherli
e Bärschle (Buben)	di Bärschdli
e Brössele (Brosamen)	di Brösseli

Diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Eigenartig ist in Sachsenhausen die Aussprache des eu; es klingt wie äü:

s'Äüda	das Euter der Kuh
Däüdsche	Zichorie
Fäüerzüüschdeggele	Zündholz
Gräüt	gerodete Fläche
häüle	heulen, weinen
Hüngerhäüsle	Hühnerhaus
Kräüdi	Kartoffelkraut

näü	neu
räüde	urbar machen, roden
schäü	scheu
Schäüsl	Vogelscheuche
Sträüßschärwe	Blumentopf
träü, die Träüe	treu, die Treue

Der zugeschüttete Brandweiher diente früher als Gänswede. Er wurde kurz „die Wäid“ genannt. Nach „Mitteilung der pädagogischen Arbeitsstelle“ Stuttgart, 1949/34 heißt die Weide allgemein „Wäid“ im Züricherdeutsch. Die Weiden und dünne Haselruten, die man zum Binden von Reisigbüscheln verwendet, werden in Sachsenhausen „Wied“ genannt, ein Ausdruck, der auch in „Alemannische Gedichte“ von Johann Peter Hebel vorkommt.

Diese mundartlichen, alemannischen Sprachreste, die sich über viele Jahrhunderte hindurch hartnäckig erhielten, lassen ohne Zweifel auf eine frühe Besiedlung schließen. Wenn zur Zeit Karls des Großen in diesem Raum Sachsen angesiedelt worden wären, wie oft ohne Beweisführung zur Deutung des Ortsnamens angeführt wird, hätten sich wahrscheinlich einige niedersächsische Sprachreste erhalten. Dem ist aber nicht so.

# Nordbadische Ortsneckereien

Von Karl-Josef Müller, Mosbad

Es gab und gibt heute noch in manchen Dörfern drollige Begebenheiten, die längst kein Ärgernis mehr erregen. Allerdings fallen in unserer schnelllebigen Zeit viele der Vergessenheit anheim, und ein Stück humorvoller Gemütlichkeit vergangener Tage ist dahin. Heinrich Heine hat einmal gesagt: „Große, weite Herzen werden stets in unsern Scherzen Lieb und Freundschaft nur entdecken“. In diesem Sinne darf man wohl in der Zeit um Fastnacht die Bewohner im nordbadischen Raum in Bezug auf „Neck- und Uznamen“ einmal ein wenig „auf den Arm“ nehmen. Oft ist es nur der einfache menschliche Drang, seine Freude an den Schwächen der lieben Nachbarn auszulassen. Böswillige Gesinnung scheidet dabei von vornherein aus.

Fast jede Gemeinde hat ihren „Spitznamen“. Einiges ist dabei wahr, doch vieles wurde den Dörfern angedichtet. Ortsneckereien aber gehören zur Volks- und Heimatkunde. Sage und Geschichte geben dazu ihren Hintergrund. Eine Auslese sei hier dargeboten.

Manchmal geben „Schildbürgerstreiche“ — diese Motive gehen heute noch in immer gewandelter Fassung von Dorf zu Dorf — den Anlaß zu Neckereien und führen später oft zu Uznamen. So erzählt man sich z. B. von *Großeicholzheim* folgende tolle Geschichte: Als nämlich in einem kalten Juni der Roggen schon in Blüten stand, fiel zum Entsetzen der Einwohner noch einmal Schnee. Der Gemeinderat beratschlagte hin und her, wie man den Schnee von den Halmen entfernen könnte, ohne daß die Pflanzen Frostschaden erleiden. Schließlich einigte man sich, den Schnee mit quer über die Saaten gespannten Seilen von den Ähren abzustreifen. Aber bei der Ernte bemerkte man erst, welche Torheit man begangen hatte; denn als die

Großeicholzheimer den Schnee von den Ähren streiften, streiften sie gleichzeitig auch die Blüten mit ab. So aber ernteten sie zu guter Letzt nur Stroh, aber keine Körner. Die Einwohner aber erhielten den Uznamen „Schneeschüttler“.

Die *Asbacher* sahen einmal im Westen ihres Dorfes einen roten Schein. Sie dachten, es wäre Feuer ausgebrochen und eilten sofort zum Löschen. Als sie aber näher kamen, merkten sie, daß das „Feuer“ nur das Abendrot war. Von da an heißen die *Asbacher* „Abendrotlöscher“. Man sagt zu ihnen auch „Sackstopper“, weil angeblich einmal ein geiziger Bauer einen Knecht im Sack begraben ließ. Auch den *Breitenbronnern* hat man den Namen „Abendrotlöscher“ aufgehängt, weil sie einmal in Neunkirchen das Abendrot löschen wollten. Von den *Waldmühlbachern* behauptet man, daß sie einst den Mond mit „Feuer“ verwechselten. Sie rannten mit Eimern und Kannen an das Haus, über dem der Mond gerade stand, und spritzten. So heißen die *Waldmühlbacher* heute noch „Mondspritzer“.

In vielen Fällen geben besondere wirtschaftliche Verhältnisse oder bestimmte Beschäftigungen einzelner Orte Anlaß zu Uznamen. Die *Walldürner* sind wegen ihrer Süßgebäck- und Lebkuchenfabriken und ihrer süßgebackenen Herzen die „Herzer“ oder der „Lebkuchendatsch“. Auch der Name „Schifflichklappern“ ist von ihnen bekannt. Die „Schiffli“ sind ein Kleingebäck, das heute seltener gebacken wird. Man brachte die „Schiffli“ gern den Kindern von der Wallfahrt mit heim. Wegen des Verkaufs von kirchlichen Gegenständen nennt man die *Walldürner* auch noch „Herrgöttli“. Wegen ihrer früheren Herstellung und ihres Handels mit Wäscheklammern heißen die Einwohner von *Scheringen und Limbach*

„Odenwälder Klammhörnli“. Die andere Deutung des Namens kommt von dem kleinen Rind, das im Odenwald früher gezüchtet wurde und mit „Klammhörnle“ benannt wurde. Weil in den Gemeinden *Neunkirchen* und *Waldstetten*, der Heimat von dem verstorbenen Erzbischof Dr. Thomas Nörber, besonders in der Winterszeit viele Besen gebunden wurden, sind die Einwohner die „Beschebinner“.

Manche Spitznamen haben indessen keinen spaßhaften, sondern einen sehr ernsthaften Hintergrund. So heißen die *Schloßauer* in Erinnerung an frühere Hungerjahre, in denen auf dem Rathaus Kleiesuppe verabreicht wurde, „Kleiesuppenesser“. Die *Katzentaler* Bauern hatten in einem trockenen Sommer wenig Futter für ihr Vieh. Sie „stripsten“ deshalb u. a. an Salweiden die Blätter ab und gaben sie den Tieren zu fressen. Das trug ihnen von den Nachbargemeinden den Namen „Sallestripser“ ein. In dem stark durch Kriegseinwirkung zerstörten Neckartaldorf *Neckargerach* wurden viele Häuser und Scheunen zunächst behelfsmäßig mit Blech abgedeckt. Man spricht deshalb in der ganzen Umgebung gern von „Neckarblechdach“. Diese Bezeichnung ist übrigens ein Zeichen dafür, daß auch heute noch manche Ortsneckereien entstehen können.

Auch die besondere Bevorzugung gewisser Speisen und die Eigentümlichkeiten im Aussehen, in Kleidung und Lebensgewohnheiten usw. werden durch Spitznamen vermerkt. Die *Neckarzimmerner* sind die „Hutzelbäuch“, weil sie anscheinend gern Hutzeln essen. Das „Nationalgericht“ der *Dallauer* ist der „Semmede“ (eine Speise aus Mehl, Kartoffeln und reichlich Fett). Sie haben also den Uznamen „Semmede“. Häufig fügt man noch das Wort Kittel dazu. Dann sind sie die „Semmedekittel“. Die *Auerbacher* haben den Übernamen „Stöpperle“, weil die Frauen gern „Stöpperle“ (Schupfnudeln) kochen.

Den *Herbolzheimern* rühmt man nach, daß sie offenbar gern „Spatzen“ (Spätzli) und Gurken essen. Man spricht deshalb von ihnen als von den „Gegummerspatze“. Entsprechend sind die *Sulzbacher* die „Knödel“. Von den Nachbargemeinden müssen sich die Einwohner von *Aglasterhausen* den Namen „Windbeutel“ gefallen lassen. Manche meinen, sie seien so leicht (leichtsinnig) wie ein „Windbeutel“. Andere wieder wollen den Namen damit erklären, daß sie gern „Windbeutel“ (Gebäck) essen. Der Wortklang von *Aglasterhausen* führte auch zu dem Scherzwort „Allerlasterhausen“. Gern legen sich die *Aglasterhausener* den Namen „Klein-Heidelberg“ zu. Wegen ihrer hellen Haare heißen die *Allfelder* „Weißköpf“. Die *Hüf-fenhardter* lieben die sammeten Hausschuhe und haben deshalb den Kosenamen „Sammetgschiffelde“.

Manchmal sind es ganze Dorflitanen, wie sie namentlich im südlichen Odenwald gesungen wurden und gang und gäbe waren. So heißt es in der Gegend um den *Katzenbuckel*: „Wer kommt durch *Katzebach* ohne Gspott, durch *Dielbach* ungeroppt, durch *Schollbrunn* ohngeschlagen, der kann von Gunst und Wunder sagen.“ Von *Sattelbach* existiert der Spruch: „Die *Sattelbacher* Rätzen reite uf de Katzen, reite uf de Hobel-spän, sitze uf de Bänk, kriege all die Kränk“.

Gar zu gerne reizen Sprache und Mundart zu Spötteleien. So spricht man vom „*Gänschmauscherland*“ und meint damit namentlich das Bauland und den hinteren Odenwald. Der Übername ist nichts anderes als eine willkürliche Aneinandersetzung der beiden Tierbezeichnungen „Gänse“ und „Maus“, die der Bauländer und Odenwälder als „Gänsch“ und „Mausch“ ausspricht. Weil die *Hardheimer* das R stark rollen lassen, heißen sie die „*Hardheimer* Lorpser“. Die *Altheimer* sind die „*Altemer* Dunder“, weil sie im Zorn „*Dunderewetter*“ statt *Donnerwetter* sagen. Bekannt ist der Spruch: „*Alte-*

mer Dunder schlupf nunter“. Um die Aussprache der *Heckfelder* zu veruzen, nennt man sie „Halbbatschelawli“ (Halbbatzenlaibchen). Desgleichen sagt man zu den *Seckachern* „Blöschli“ (ein kleines Blasinstrument). Weil die Einwohner von *Hettingen* oft und gern das Wort „verrecken“ gebrauchen, haben sie den Spitznamen „Hettemer Fregger“. „Verrecken“ heißt soviel wie jämmerlich zu Grunde gehen.

Weil es *Mudau* nicht zur Stadt gebracht hat, sondern halbländlichen Anstrich hat, heißen die *Mudauer* „Halbherren“. Die Einwohner der *Jagstalgemeinden* sind die „Jagstkrebse“. Offenbar hat es in der Jagst viele Krebse. Die *Osterburkener* sind die „Wischeli“, weil sie wuselig sind, d. h. sich schnell bewegen und geschäftig hin und her eilen. In einem strengen Winter hat einmal ein armer *Adelsheimer* Bauer seinen Geißestall geheizt, damit die Tiere nicht so sehr frieren mußten. Das trug den Einwohnern den Necknamen „Gäßwärmer“ ein. Weil sie einmal eine menschliche Figur auf der Stadtmauer sehen ließen, die den bloßen Hintern nach dem Odenwald hinausstreckte, werden die *Buchener* „Blecker“ genannt.

Talbewohner heißen gern „Talkrabbe“ (Talraben), was für die Bewohner von *Unter-, Mittel- und Oberschefflenz* zutrifft. In *Unterswarzach* haben sich früher viele Zigeuner aufgehalten. So erhielten die dortigen Ortsbewohner von den umliegenden Gemeinden den Namen „Zigeuner“. Die *Unterswarzacher* Fastnachtsgesellschaft hat diesen Titel beibehalten, ein Beweis, daß die Mitglieder Humor besitzen und sich des Übernamens nicht schämen. Weil die Einwohner von *Hochhausen* im Winter ihre Schlitten früher mit einem Prügel oder einer Stange lenkten, kennt man sie unter dem Namen „Buchenprügel“. In *Obrigheim* soll an einem Kirchweihstag, als Hochwasser war, einmal ein Esel angeschwemmt worden sein. Man zog ihn ans Land und soll ihn als

„saftigen“ Braten verwendet haben. Die *Diedesheimer* am gegenüberliegenden Neckarkufer sagen daher heute noch gern zu ihren Nachbarn das folgende Sprüchlein: „Die Obrigheimer Leit, die sen gar ze g'scheit, die halte ihre Kerwe, wenn's Eselflääsch geit (gibt).“ Noch eine andere Anekdote erzählt man sich von den Obrigheimern. Eines Tages nämlich ging ein Mann, der keinen Kropf hatte, durch das Dorf. Die Kinder riefen ihm zu: „Glatthals, Glatthals!“ Eine Frau, die des Weges kam, verwies den Kindern ihre Ungezogenheit und sagte zu ihnen, sie sollen froh sein, daß sie ihre geraden Glieder haben. Daher soll der Name „Obrigheimer Kröpfer“ stammen. Die *Diedesheimer* werden „Schnecke“ genannt, angeblich weil sie Schnecken sammeln und solche auch gern essen. Andererseits sagt man auch, sie wären so langsam wie die Schnecken.

Die *Neckarburkener* Einwohner mußten früher Eier an den Grundherrn abliefern. Es wurden aber so viele Eier gesammelt, daß sie nicht alle auf den Wagen gingen. Sie hielten also Rat, bis ein „kluger“ Bauer auf den Gedanken kam, die Eier einzutreten, wie man das früher beim eingeschnittenen Kraut tat (Schildbürgerstreich). Seitdem sind die *Neckarburkener* unter der Bezeichnung „Gelbfüßler“ bekannt. Auch die Namen „Eisvögel“ und „Mischtblille“ wurden ihnen angehängt. Die letzteren Bezeichnungen treffen auch von den *Auerbachern* zu. Die *Lohrbacher* nennt man „Köitzesitzer“. Die Köitze ist ein großer weidengeflochtener Korb, in dem man u. a. Futter, Laub und Heu heimholte. Wenn die Leute unterwegs müde wurden, setzten sie sich auf die Köitze. Auch die kleinen Kinder trug man damit auf dem Rücken. Ja, es soll sogar schon vorgekommen sein, daß man den *Lohrbachern*, wenn sie in einem fremden Dorf an einem Fest teilnahmen, zur Verulkung eine Köitze in den Weg geworfen hat. Neuerdings wird die Köitze wieder viel von den Heimatvertrie-

benen gebraucht. Die *Billigheimer* werden heute noch „Geißbuben“ genannt, weil sie früher viele Geißen hatten.

Die „Herrschaftsspatzen“ wohnen in *Nekarmühlbach*, und sie haben ihren Namen daher, daß früher die meisten Bewohner bei der Grundherrschaft beschäftigt waren und ihre Häuser an den Berg bauten. Neckarabwärts wohnen in *Haßmersheim* die „Bären“. Die harte Arbeit des Schiffers verlangt „bärenstarke Männer“, so daß der Name guten Grund hat. Freilich haben die Haßmersheimer auch einmal recht unklug gehandelt, indem sie den Neckarkies mit Klee einsäten. Den Mißerfolg kann man sich denken. Den Namen „Kleesaat“ aber hören sie nicht gern. Die *Mörtelsteiner* hieß man früher die „Steinkäuzle“ und verulkte sie wegen der buckligen Umgebung des Dorfes. So existiert der Spruch: „Mörtelstein liegt am Rain, bricht man Hals und Bein“, oder „Mörtelstein liegt am Rain, haben alle krumme Bein“.

An der Westgrenze des Landkreises Mosbach wohnen in *Michelbach* die „Raachhinkel“. Angeblich hielten die Leute früher ihre jungen Hühner im Haus beim Rauchabzug, ehe es Kamine gab. „Ratze“ gibt es in *Reichenbuch*, aber auch im kleinen Odenwald. Ratz gilt landschaftlich für Ratte. Die *Gutenbacher* haben den Necknamen „Sauer- milchkrampe“. Er erinnert an die frühere Zeit, in der es zum Nachtessen Sauer- milch gab. In *Breitenbronn* gibt es die „Stecken-

reiter“. Weil Breitenbronn nicht an der Bahn liegt, nehmen die Männer, wenn sie auswärts gehen oder mit der Bahn wegfahren wollen, einen Stock mit. Man nannte früher die Breitenbronner auch „Weiße Rüben“, was an die landwirtschaftliche Arbeit erinnert.

Von den *Eberbachern* wird behauptet, sie hätten einmal beim Neubau einer Kapelle die Fenster vergessen, und damit es trotzdem hell darin sei, wollten sie das Sonnenlicht in Säcken in die Kapelle schaffen. Um aber die Säcke später wieder auseinanderzuerkennen, brannten sie ihre Namen hinein. Seitdem heißen die Eberbacher „Säckbrenner“. (Auch ein Schildbürgerstreich, wie anfangs behandelt).

Jung und alt in weiter Umgebung weiß, daß die Eberbacher auch „Kuckucke“ heißen. Auf diesen Uznamen sind die Einwohner sogar stolz. Mit ihrem alljährlichen großen Volksfest, dem am ersten September-Sonntag stattfindenden „Kuckucksmarkt“, der viele Besucher aus nah und fern anzieht, haben die Eberbacher dem scheuen Vogel, dessen Ruf im Frühling immer aus den Wäldern erschallt, ein Denkmal gesetzt. Der ulkige Name aber rührt daher, weil an einem heißen Augusttag des Jahres 1604 der Küfermeister Martin an Endt durch die Hinterlist des Arztes Hannes Mantel statt eines „zarten Täubchens“ einen Kuckuck verpeist hat.

# Sagen im Limesgebiet zwischen Neckar und Main

Von Wolfgang Palm, Mosbad

Unser badisches Hinterland wird von zwei Strecken des römischen Grenzwalles (Limes) berührt. Die älteste dieser Linien ist jene von Wimpfen über Neckarburken, Oberscheidental, Schlossau nach Wörth am Main. Die jüngere Strecke des Limes führt von Jagsthausen über Osterburken, Walldürn nach Miltenberg.

Durch die römische Besetzung unserer Gegend im nordbadischen Raum können zum erstenmal genauere Zahlen für das geschichtliche Geschehen in Odenwald und Frankenthal angegeben werden. Berichte von Geschichtsschreibern, Weihesteine mit ihren Inschriften und Münzfunde ermöglichen von da an bestimmte Festlegungen. Die Besitznahme erfolgte in verschiedenen Abständen und wahrscheinlich gegen den Widerstand der hier zurückgebliebenen keltischen und vielleicht auch germanischen Bevölkerungsreste. Schon unter Augustus gelingt es römischen Truppen, bis in die Gebiete der oberen Donau von Süden her vorzudringen. Doch erst im Jahre 50 n. Chr. ist das obere Donautal fest in römischer Hand.

25 Jahre später stehen ihre Truppen am Neckar bei Rottweil und um 90 n. Chr. bildet der Neckar über Cannstatt bis Wimpfen den Schluß der nassen Grenze des eroberten Gebietes, um dann als Grenzsperr mit Palisade über Neckarburken, Oberscheidental nach Wörth am Main weitergeführt zu werden. Rund 60 Jahre hatte dann dieser Neckar-Odenwald-Limes Gültigkeit, bis um 150 n. Chr. die Sperre vier bis fünf Stunden weiter östlich in die Linie Jagsthausen, Osterburken, Walldürn, Miltenberg vorgeschoben wurde.

Seit zweihundert Jahren beachtet man die Überreste aus jener Zeit der Besetzung unseres Landes durch die Römer, und erst seit hundert Jahren müht sich die Forschung,

alles, was gefunden und beobachtet wird, zu erfassen und richtig einzuordnen.

Doch auch frühere Geschlechter haben sich über diese einzigartig große Befestigung, die durch ihre Felder und Wälder zog, ihre Gedanken gemacht. Man versuchte sich deren Entstehung zu erklären und gab seinen Gedanken in Sagen und Flurnamen Ausdruck.

Beginnen wir unseren Streifzug auf der Strecke Wimpfen—Wörth am Main, die zuerst württembergisches Gebiet an Neckar und Jagst streift.

Als Karl Schuhmacher als Streckenkommissar bei den Reichsgrabungen im Auftrag der Reichs-Limeskommission unweit der Stadt Wimpfen bei Duttenberg an dem Berg Dermut die römische Kolonnenstraße unmittelbar bei einem römischen Wachturm der Linie aufdeckte, meinte ein hinzukommender Bauer, der Turm sei der Galgen gewesen, und die Straße ziehe über 8 Stunden schnurgerade nach Norden. Das letztere, offenbar aus alter Volkstradition Geschöpfte, war also richtig. In gleicher Weise werden auch die in kurzen Abständen immer wieder zutage tretenden Wachtürme und die Straße zu der allgemein in der Gegend verbreiteten Sage Anlaß gegeben haben, daß die Stadt Wimpfen (= Cornelia) früher viel größer gewesen sei und viele Stunden nach Norden gereicht habe.

Im Flur „Gaisbusch“ der Gemarkung Oedheim, 5 km östlich von Duttenberg liegen nahe der uralten „Hohen Straße“ römische Baureste. Von Zeit zu Zeit, namentlich im Advent und in der Fastnachtszeit, so erzählt man, glänzt bis spät in der Nacht ein Licht in der Nähe der Stelle, wo die römische Niederlassung sich befindet, die das erste Falkensteiner Schloß gewesen sein soll. Das Schloß sei infolge der Missetaten des letzten Sprosses derer von Falkenstein nach

einem Nachtgelage in Brand geraten und der letzte Falkensteiner habe in den Flammen seinen Tod gefunden. Seither schein immer noch, einem unerlösten Geist vergleichbar, ein dreiteiliges Licht über der Gegend des zerstörten Schlosses. Eine andere Sage von Oedheim berichtet, daß im Wald Diener oder Loch bei den römischen Ruinen ein Nonnenkloster gewesen sein soll. Eine Nonne, das Lochfräulein genannt, sei dort öfters gesehen worden.

Bei Bachenau, wohin die Grenzlinie von Duttenberg aus weiterzieht, wird die Sage vom „Wilden Heer“ erzählt. Im „unteren Erle“ beim römischen Wachturm mußte einst ein Bachenauer Bauer, der sich auf dem Felde verspätet hatte, das wilde Heer über sich ergehen lassen. Es schlug gerade die 12. Stunde, da kam es angeritten auf Pferden, Hunden und Katzen mit Lärmen und Toben, daß einem Hören und Sehen verging. Der Bauer hielt sofort seine Pferde an, legte sich auf den Bauch und steckte seinen Kopf zwischen die Räder seines Pfluges. Dann brauste das wilde Heer über ihn hinweg, ohne daß er einen Schaden davontrug. — In dieser Sage steckt die Erinnerung an den Himmelsgott Wodan, der im Sturmwind mit den Helden Walhallas über die Erde braust, und vor dem jedermann sich mit dem Angesicht auf die Erde legen muß; denn keines Sterblichen Auge darf ihn schauen ohne getötet zu werden.

In Kochertürn, etwa 10 km östlich von Duttenberg, treffen wir auf die Sage vom Schimmelreiter, der den Kopf unterm Arm trägt und dadurch den nächtlichen Wanderer schreckt. Im Norden dieses Dorfes liegt der Donnerwald (vom Sturmgott Donar). Ein Edelmann ließ einst durch diesen Wald eine Straße bauen. Seine leibeigenen Bauern mußten im Frondienst die Bäume umschlagen und die Steine herbeiführen. Selbst am Dreifaltigkeitstag durften sie nicht feiern, sondern mußten am Wegbau arbeiten. Dafür muß noch heute der gestrenge Edelmann

als Schimmelreiter mit abgeschlagenem Kopf jedes Jahr an dem genannten Festtag im Walde umherreiten und die späten Wanderer ängstigen. — Auch im Schimmelreiter haben sich alte Erinnerungen an Wodan erhalten, der auf seinem achtfüßigen Schimmel Sleipnir durch die Lüfte geritten sein soll. —

Eine Stelle der Gemarkung Tiefenbach, nicht weit von der Grenzlinie, heißt „Schloßbuckel“ und reizte seit Jahrhunderten die Volksphantasie zu lebhafter Beschäftigung mit dieser Stelle in der Flur. Öfter wurde dort schon von Schatzgräbern und Neugierigen gewühlt. Vermutlich liegt dort römisches Mauerwerk, was aber bis heute noch nicht einwandfrei untersucht ist.

Von Wimpfen—Ofenau kommend führt von Süden her über die Markung Gundelsheim — eine Flur südlich der Stadt heißt „Maueracker“ — und von hier weiter nach Norden vereinigt mit der über die Krumme Ebene im Westen der Duttenberger Markung unter dem Namen „Dallauer Straße“ durch den Seelbachwald auf badisches Gebiet beim Stockbronner-Hof (Gem. Neckarzimmern).

Vor diesem Hofe, 0,4 km in östlicher Richtung entfernt, liegt unweit der westlich vorbeiziehenden römischen Grenzlinie im Gewann „Hasselt“ (die Stelle war früher mit Haselbüschen bedeckt, daher der Name) eine villa rustica, die im Jahre 1894 von Dr. Karl Schuhmacher untersucht wurde.

Bei jenen Grabarbeiten erzählte einer seiner Arbeiter aus dem nahen Neckarzimmern, daß er unweit dieses Dorfes eine Stelle in der „unteren Au“ zeigen könne, wo deutlich heute noch Spuren vom Wege des Hirsches wahrzunehmen seien, welcher der Jungfrau Notburga nach der Sage in die am jenseitigen Ufer des Neckars liegende Höhle Speise und Trank trug. Nachforschungen ergaben, daß dort die Reste eines weiteren und größeren römischen Landhauses lagen, dessen im Sommer oft zutage tretende Mauerzüge

Anlaß zu dieser im Dorf und seiner Umgebung weit verbreiteten Sage gegeben hatten. Damals stellte Professor Schumacher auch im Gemeindewald von Kälbertshausen anlässlich der Limesgrabungen das Vorhandensein einer weiteren römischen Villa fest. Die ihm durch Arbeiter bei der Grabung zur Kenntnis gekommene Sage, daß im sogenannten „Steinhaus“ früher ein Schloß gestanden habe, führte zu dessen näherer Untersuchung. Gleichzeitig wurde ihm erzählt, daß Kälbertshausen auf eine römische Niederlassung zurückzuführen sei, auf deren Ruinen später eine mittelalterliche Burg gestanden habe (Flurname „Bollwerk“). Ein römischer Inschriftstein auf dem Friedhof im Dorfe, der sich heute im Landesmuseum in Karlsruhe befindet (Inschrift: In honorem domus divinae deae Viroddi Avita Maximini filia v.s.l.l.m. = zur Ehre des Kaiserhauses hat der Göttin Viroddis die Großmutter von des Maximinis Tochter ihr Gelübde gelöst froh und frei nach Gebühr), sollte angeblich nach der Volksüberlieferung vom letzten Besitzer einer gräflichen Familie stammen, an welchen heute noch der Name „Grafenweg“ erinnere.

Auf dem alten Kolonnenweg der Grenzwehr, dem sogenannten Römersträßle beim Knopfhof (Gem. Mosbach), wandern wir weiter, überqueren die breite alte Römerstraße Mosbach—Osterburken und erreichen im Elzbachtal das West- und Ostkastell von Neckarburken. Stockwerke hoch mögen noch in der Frühzeit germanischer Einwanderung die zerstörten Kastellbauten aus dem Boden herausgeragt haben. Man konnte sich ihre Entstehung nur so erklären, daß man annahm, es seien Reste einer von Dynasten erbauten Burg oder einer Kirche gewesen, denn die ganze übrige Bevölkerung der Frühzeit baute zumeist aus Holz. Heute noch heißen die Gewanne, in der die Kastelle liegen, „Berk“ (= Burg, wo man geborgen war) und „Beiberk“ (Beiburg). Aberglaube hielt die einströmende Bevölkerung in der Folgezeit lange davon ab, sich auf diesen Plätzen römischer

Besiedlung niederzulassen. Man ließ das Dorf seitwärts entstehen und nannte es wegen seiner Lage an der vermeintlichen alten Burg „Burgheim“ (ad anno 774 Boroheim). Der gleiche Name wurde auch für das weiter östlich gelegene Osterburken gewählt, und um nun die beiden Orte leichter unterscheiden zu können, nannte man sie nach ihrer Lage später Neckarburken und Osterburken. Daß man geglaubt hat, in den römischen Bauten kirchliches Eigentum sehen zu müssen, zeigt eine Sage aus dem nördlich von Neckarburken gelegenen Sattelbach. Durch den Neckarburkener Bürgerwald zieht die im tiefen Waldedunkel noch heute gut erkennbare gepflasterte Kolonnenstraße nach den Kastellen in Neckarburken. Auf dieser Straße sei alle Tage ein Edelfräulein, das im sogenannten Gebloch in Sattelbach ein Schloß gehabt habe, in die Kirche nach Neckarburken gefahren. Eine andere Sage berichtet vom Gebloch — es liegt dort wahrscheinlich ein Zwischenkastell oder vielleicht auch ein Meierhof — hier habe im Schloß eine Gräfin gewohnt (Flurname Gräfinwiese), die bei einer Hungersnot den naheliegenden Bürgerwald — er geht bis vor die ersten Häuser von Sattelbach — um zwei Laib Brot an die Neckarburkener verkauft habe.

Gut erhalten ist der römische Begleitweg auch im Mühlrainwald bei Fahrenbach, mit der ganzen Stückerung und zahlreichen Gleispuren, allerdings vom Waldboden überdeckt. Eine Sage erzählt, daß sie vom Teufel in einer Nacht erbaut worden sei. Vom Herrn hatte sich dieser ein Stück Land auserbeten, so groß wie das Gebiet, das er in einer Nacht durch eine Straße oder einen Graben umschließen könne. Die Bitte wurde ihm gewährt, und er begann unter Zuhilfenahme eines Schweines und eines Hahnes sein Werk. Doch er hatte die Grenzen zu weit gesteckt. Noch war er nicht fertig, da stieg schon der neue Tag herauf, und der Hahn begann zu krähen. Aus Ärger über das Mißlingen seines Planes zerstörte Satan das unfertige Werk.

Als Straße und teilweise als Schweinegraben sind jene Reste bis heute erhalten geblieben.

Zwischen Robern und Wagenschwend liegt am Hange eines den dortigen Wald durchziehenden Bächleins das heute noch gut erhaltene Zwischenkastell Robern. Es heißt im Volksmund Hönehaus und befindet sich im sogenannten Kapellenwald. Römische Wachtürme, kleine Kastelle und vielfach auch die Meierhöfe heißen im ganzen Odenwald und Bauland Hönehäuser, d. h. die Häuser der Hönen, Hünen, Hennen, natürlich oft in Hühner, Hahnen, Hunnen usw. verderbt. Die Hûni waren die dunkeln, schwarzen Leute gegenüber der blonden germanischen Bevölkerung, vor allem der Römer, wohl aber auch die älteren Einheimischen. Da vom Hönehaus seit alter Zeit die Sage geht, daß dort ein goldenes Kalb vergraben liege, war das Erstaunen der Bevölkerung groß, als bei Grabungen der Reichslimes-Kommission ein Horn von dem Bilde eines jungen Stieres zum Vorschein kam. Aber auch noch heute spielt das vergrabene goldene Kalb im ganzen Gebiet der Limesstrecke von Wimpfen bis zur hessischen Landesgrenze bei der Jägerwiese (Gem. Schlossau) eine Rolle, und ich werde bei Begehungen oftmals von Leuten gefragt, ob ich das goldene Kalb suche. Aber noch eine weitere Sage wird vom Hönehaus im Kapellenwald erzählt: Die Sage vom Riesenspielzeug. Ein Riese soll hier gewohnt haben, der eine Tochter hatte, die einstmals einen pflügenden Bauer in ihrer eisernen Schürze mit nach Hause brachte. Der Vater fragte sie bei ihrer Ankunft, was sie da für Vögele habe, und befahl ihr, den Bauer zurückzubringen, denn „die Würmer vertreiben uns sonst und müssen doch Brot verschaffen“. Diese letzte Sage kehrt verschiedentlich wieder, wo Hönenhäuser angetroffen werden und deutet darauf hin, daß die Römer, die hier mit den Hönen gemeint sind, vom deutschen Volke vertrieben wurden.

Vom Dreispitz bei Wagenschwend berichtete ein alter Schäfer, daß sich dort ein wei-

teres Hönenhaus (Gemeinde Balsbach) befunden habe. Dort sei es heute noch nicht geheuer. Oft erscheine hier die weiße Frau, man sehe dort auch manchmal ein Licht, wenn das Wetter sich ändere.

Auch der folgende Wachtposten 46 im Weißmauerfeld ist ein Hönehaus. Die beiden Hönen von Wachtposten 45 und 46 seien miteinander in Verbindung gestanden und hätten nur einen Steinschlägel gehabt, den sie sich gegenseitig hinüber- und herübergeworfen hätten.

Die auf den Äckern von Oberscheidental sichtbaren Erhebungen im Gelände des dortigen Kohortenkastells suchte man dadurch zu erklären, daß dort eine Burg gestanden habe. Die Flurnamen „Burgmauer“ und „Alter Garten“ weisen noch darauf hin, wie bei dem weiter nördlich folgenden Zwischenkastell Schlossau, das im „Burggewann“ liegt. Der Sage nach soll dort ein Schloß gestanden sein, doch hat das Dorf seinen Namen nicht von dem Schloß in der Au, sondern von dem Bache, an dem es liegt (1271 Slozache = Schloß am Wasser).

Kurz nach Schlossau verläßt der hintere Limes badisches Gebiet und führt nach dem hessischen Zwischenkastell Hesselbach weiter.

Wenden wir uns deshalb jetzt der vorderen Grenzlinie Jagsthausen, Osterburken, Miltenberg zu, die 4 km nördlich von Jagsthausen das badische Land erreicht.

Das Dorf Unterkessach, dessen Gemarkung von der Linie zuerst überquert wird, soll nach der Sage früher viel größer gewesen sein. Man erzählt, daß es sich bis draußen vor die „alte Kerch“ hin erstreckt habe, wo römisches Mauerwerk im Boden liegen soll. Nordöstlich von Leibenstadt im Ritterholz, einem kleinen Wäldlein, wo die römische Straße vorbeizieht, sei vor Zeiten ein Schloß gestanden. Die Grenzlinie zieht nun vom Tolnaishof in nordwestlicher Richtung weiter, wo sie östlich vom Flecken Hergenstadt im Wald der Herren von Adelsheim „Welscher Buckel“ als ein noch drei Meter hoher Wall mit Gra-

ben hervortritt. Von hier — so hört man in der ganzen Umgebung — führe in der Limesrichtung ein unterirdischer Gang nach dem Kloster Schöntal bei Jagsthausen. Am Wäldlein Förstel vorbei, wo Grabhügel liegen und die Sage erzählt, daß dort ein Bischof auf einem Schimmel umherreite, erreicht der einstige Grenzwall über den Kirchberg die Stadt Osterburken. Vom Kirchberg, wo ein römisches Wachhaus liegt und sonstige Bautrümmer bis zum südwestlich davon gegenüberliegenden Wachtposten, zieht zwischendurch Hahnen-, im Volksmund Hennen-Klinge, genannt. Wo aber die Straße nach Merchingen die Hahnenklinge schneidet, entspringt das Hahnenklingenbrunnlein. Dort sollen nach Schumacher drei goldene Männer vergraben liegen, denn auf dem Kirchberg beim Flurkreuz sei früher eine Kirche oder Kapelle oder ein Schloß gestanden. In der Kapelle befanden sich drei kostbare Heiligenfiguren von Gold. Damit diese nicht den im Dreißigjährigen Krieg nahenden Schweden in die Hände fielen, hätten zwei Osterburker Männer die Figuren aus der Kirche genommen und in der Hahnenklinge verscharrt. Weil die beiden Männer im Schwedenkrieg umgekommen seien, wisse bis heute niemand, wo die drei „Goldenen“ begraben lägen. Eine weitere Sage berichtet vom Kirchberg, daß ein Schweinehirt nach dem Dreißigjährigen Kriege seine Herde über den Kirchberg getrieben habe. Einige Tiere hätten dabei unaufhörlich an einer Stelle die Erde aufgewühlt. Zum Staunen des Hirten sei eine kleine Glocke zum Vorschein gekommen, die im Volksmund später den Namen „Sauglöcklein“ führte.

Auch die Sage von den Wasserfräulein fehlt natürlich in dem an Quellen so reichen Osterburken nicht. Über 100 kleinere oder größere Quellen gibt es vom Gläsergumpen im oberen Wiesentale bis zum Heiligenbrunnen im unteren Tal. Viele Brunnen und Wasserstuben liegen daneben noch im Orte selbst.

Schöne Mädchen mit schuppigen glatten Fischleibern und -schwänzen, Brunnen- oder Wasserfräulein genannt, die nachts die Menschen aufsuchen, wohnen darin. Oft schweben zwei Brunnenfräulein im Nebel aus dem Stadtbrunnen. Verschiedene Male kauften sie in einem Metzgerladen Fleisch. Als sie wieder fortgingen und bezahlten, merkte der Metzger, daß sich das für das Fleisch bezahlte Geld in Fischschuppen verwandelte. Er packte deshalb ein Brunnenfräulein bei den Haaren, doch dieses war sofort verschwunden. Von diesem Tage an stürzten aus allen Wänden und aus dem Keller aus unversiegbaren Quellen Wasserbäche. Zur Strafe für den Frevel an den Wasserfräulein kann an dem Metzgerhaus bis heute kein Keller mehr gegraben werden.

Viel erzählt in Osterburken wird auch die Sage von den Brunnenfräulein, die mit ihren Spinnrädern an den Winterabenden in den Vorsitz kommen. Wo heute die Sparkasse steht, wurde früher eine Färberei betrieben. Dorthin seien die Mädchen oft gekommen, aber immer um 1/211 Uhr nahmen die hurtigen Quellgeister ihre Spinnräder unter die Arme und huschten zum Fenster hinaus. Eines Abends stellten die Burschen die Uhr um eine Stunde zurück. Als die Brunnenweibchen dies merkten, verschwanden sie mit lautem Aufschrei weinend durch die Fenster. Am heiligen Brunnen fand man am anderen Morgen rote Flecken von vergossenem Blut. Die Brunnenfräulein aber kamen nie wieder. Doch heute noch leuchten über dem Gumpen in sternklaren Nächten im oberen Tal helle Lichter.

Im Barnholz nordwestlich von Osterburken, wo die Reste eines römischen Meierhofes liegen, und noch etwas weiter nordwestlich im Stöckich haust das Stöckimännle. Dasselbe trägt einen grünen Hut und einen grasgrünen Rock und hat ein Gesicht aus Moos. Seine Beine reichen nur bis zu den Knien, aber es ist trotzdem flink wie eine Eidechse. Begegnet es jemanden, so schreit es zweimal

fürchterlich „Wau! Wau!“; daß der ganze Wald erdröhnt, und es erhebt sich ein furchtbarer Sturm.

Auch im Rinschbach, d. h. dicht oberhalb Bofsheim, wo der Limes nun vorbeizieht, finden wir die altgermanische Sage von den halb fisch-, halb menschenartigen Bach- oder Meerfräulein, die mitunter auch die Bezeichnung „Nunnen“ führen. Die betreffende Stelle in den Wiesen, wo die Nixen hausen sollen, heißt „die Badstube“.

Dicht hinter dem Hardberg von Bofsheim befindet sich auf der Höhe eine Stelle, die „im alten Haus“ genannt wird, die zu der Sage Anlaß gab, das Dorf wäre früher größer gewesen.

Etwa 1 km nordwestlich dieser Stelle liegt auf der rechten Seite des Rinschbachtals beim Rosenacker, an der Grenze der Bofsheimer und Götzinger Gemarkung, eine flache Anhöhe, die mit Äckern bestellt ist und den Namen „Höhenhaus“ führt. Es dürfte sich hier um ein römisches Hirtenhaus handeln, da bei einer oberflächlichen Untersuchung keine Spur von einem Anbau bemerkt wurde. Andere nennen diese Stelle auch „Am eenen Haus“ (d. h. einen Haus), so daß eigentlich nur eine Untersuchung der Ortsbücher den alten Namen festzustellen vermag.

Nahezu 800 m von Götzingen liegt der Wachturm 11 der Grenzlinie, im Volksmund „Höhenhaus“ genannt. Man will wissen, daß hier die vorgeschichtlichen Menschen (Hönen) gehaust haben, die in Götzingen ihren Götzen opferten. (Der Name Götzingen hängt natürlich mit einem Personennamen zusammen.) Der 500 m weiter östlich liegende Waldname Henigwald auf der Karte ist natürlich aus Hönigwald verunstaltet. Links an der Straße nach Rinschheim, etwa 300 m nordwestlich von Götzingen, liegt eine Stätte alter Ansiedlung „der Kirschgarten“ (vielleicht aus Kirchgarten entstellt), wo Mauerwerk im Boden stecken soll (ob römisch?).

Erneut begegnet uns in der Gegend des Hönehauses bei Götzingen die uns vom

Odenwaldlimes her bekannte Sage vom Riesenspielzeug und von den Riesen, die sich gegenseitig den Hammer zuwerfen. Wie lebendig die Hönensage beim dortigen Volke ist, beweist auch der Umstand, daß die Leute von Rinschheim erzählen, die ganz alten Häuser dieses Ortes stammten von den Hönen.

Von dem auf dem Lausenberg befindlichen Wachtposten 9 erzählt Schumacher als einzige Sage, daß hier ein Heer einem anderen im Henigwald aufgelauert habe.

Vom Kleinkastell Hönehaus (Gemarkung Hettingen) an der Altheimer Straße, das 1892 eines der besterhaltenen von allen damals zur Untersuchung anstehenden römischen Bauwerke war, ist keine Sage überliefert. Nicht übergehen möchte ich aber eine andere Sage, obwohl die Stelle, wo sie spielt, etwas weitab vom Kleinkastell Hönehaus liegt. Nördlich von Hettingen liegt nämlich auf einer Landzunge ein wie zu einer Befestigung geschaffener Hügel, Künzberg oder Königsberg genannt. Hier soll im Mittelalter ein altes Schloß gestanden haben. Mauerwerk steht heute noch im Boden, und wir haben es nach Karl Christs Meinung wahrscheinlich mit einer alten Gerichtsstätte der großen Hettigheimer Mark zu tun. Hierfür spricht auch die Sage, man sehe hier des Nachts einen Haufen feuriger Kohlen, worüber zwei Schwerter gekreuzt wären.

Vor Walldürn folgt innerhalb der Grenzlinie das Zwischenkastell „Alte Burg“ auf einer flachen Erhöhung, am Morschbrunnen, wo man früher einen römischen Votivaltar, dem Mars und der Viktoria zu Ehren zweier nicht genannter Kaiser (wahrscheinlich Septimius Severus und Caracalla) infolge eines Sieges errichtet, gefunden hat, der später in die Sammlung nach Erbach gelangte. Infolge dieses harmlosen Steines glaubte man hier dem entspringenden Morschbache den Namen Marsbach erteilen zu müssen. Das Wort „Morsch“ aber hat nichts mit dem Mart oder Mars zu tun, sondern ist ein gutes deutsches

Wort, das sumpfig bedeutet. Der Morschbrunnen liegt denn auch in einem weitgedehnten feuchten Wiesengrunde, die Seewiesen genannt, weiter oberhalb Meerwiesen, von dem Worte Meer, dessen eigentliche Bedeutung „Sumpf“ ist, wie noch im Niederländischen maar. Daß diese Niederung ehemals mit Wasser bedeckt war, zeigt der Umstand, daß man bei geringer Nachgrabung in den Wiesen eine Menge Muscheln findet. Einer Sage zufolge soll der Morschbrunnen einen unterirdischen Abfluß in die Erf nach dem zwei Stunden entfernten Bretzingen haben. Der eigentliche Abfluß des Morschbrunnens geht aber bei Amorbach in die Mud, nach Aufnahme des Märzbrunnens (dessen Name ebenfalls von der morschigen Lage stammt), des Mühlbaches bei Ripperg sowie der Morre bei Schneeberg. Entlang dem Laufe des Morschbaches treffen wir allerorten auf die uns bekannte altgermanische Sage von den Wasserfräulein, welche die Römer in ihren Nymphen wiedererkannten. — Raum und Quelle hatten bei den Römern ihre Nymphen, im Murmeln der Quelle und des Wiesenbaches hörte man das Plaudern der Nixen. In der Quelle des Morschbrunnens sollen jene Nixen hausen, in anthropologischer Gestaltung: halb Fisch, halb Mensch („desinit in piscem mulier formosa superne“). Bei der Nacht, so wird auch hier wie anderwärts erzählt, seien sie in die Spinnstuben gekommen und hätten dort mitgesponnen, wobei sie sich einmal bis 12 Uhr verspätet hätten, worauf man des Morgens das Wasser des Morschbrunnens blutig gefärbt gesehen habe, als Zeichen, daß sie von dem Wassergeist zur Strafe getötet worden seien. In Walldürn sowohl wie in Ripperg (wo heute noch ein Wirtshaus „Zu den Meerfräulein“ besteht, sowie eine Kirche mit Quelle dabei, einer jener Quellen-Kapellen, wie sie vielfach als Wallfahrtsplätze vorkommen) wurden noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bestimmte alte Häuser gezeigt, wohin die Nixen oder Nunnan beim Spinnen gekommen sind.

Ihre volle Bedeutung erhält die geschilderte Sage aber vor allen Dingen dadurch, daß man im Morschbrunnen früher viele sogenannte Heidenklöpfel, d. h. römische Münzen gefunden hat, welche, wie dies von den Römern auch sonst bekannt ist, als Opferung in das Quellwasser geworfen wurden. Die Verehrung der Quell-Nymphen, d. h. der germanischen Wassernixen (anderorts Schwannjungfrauen genannt) ist in Amorbach durch eine römische Inschrift belegt. Auch in dem Altstadt-Kastell Miltenberg kam ein Nymphen-Stein zum Vorschein, und an dem benachbarten Hennen-Brunnen, wie zu Rüdenu, kommen ebenfalls Andeutungen unserer Sage vor.

Im Lindigwald, wo die Grenzsperr durchzieht, soll es beim Katzensteg spuken. Vom gleichen Wald geht auch die Sage, daß sich dort ein Waldgeist umhertreibe. Nach dem Jagdruf des wilden Heeres wird dieser Waldgeist Hai-Hui genannt. Ein anderer ehemaliger Wald trägt den Flurnamen „rappelliger Busch“, weil es darin „rappellig“, d. h. nicht ganz geheuer ist.

Das nun folgende Kastell Hasselburg liegt 7,3 km nordwestlich von Walldürn entfernt. Reste sind kaum mehr sichtbar. Sein Steinmaterial soll insbesondere um das Jahr 1780 zum Bau einer Kirche in Reinhardsachsen verwendet worden sein. Im einstigen Gemäuer glaubte das Volk, wie der Name des Kleinkastells heute noch verrät, eine Burg zu erkennen.

Zwischen Walldürn und Miltenberg entdeckte der weithin bekannte und verdienstvolle Miltenberger Kreisrichter und Limesforscher Conrady durch die Aussage eines Bauern, auf seinem Acker sei ein „Wasserfräle“ eingemauert, einen römischen Wachturm.

Die Grenzlinie verläßt nun 2,5 km nordwestlich der Hasselburg badisches Gebiet, um 9 km weiter den letzten römischen Hauptstützpunkt am Main zu erreichen, das 2,7 ha große Kastell der Cohors I Sequanorum et

Rauricorum equitatae in Altstadt—Miltenberg.

Die auf dem Greinberg bei Miltenberg, wie auf dem Heiligenberg bei Heidelberg gefundenen Altarinschriften deuten darauf hin, daß an beiden Stellen schon in vorrömischer Zeit sich uralte germanische Kultstätten befanden, welche dann in römischer Zeit zu festen Opferstätten umgewandelt wurden, zu Kapellen, in welchen der an die Stelle Wodans und Donars getretene Merkur verehrt wurde.

Noch jetzt ist Wodan, wie wir gesehen

haben, in allerlei Gestalten im Odenwald kenntlich, zumeist in der eines Waldgottes, wie ja den Germanen der Wald über alles heilig war und alles, was er barg, diesem in der Regel grün gekleideten Jagdgotte gehörte. Mit grünem Hut bedeckt soll er sich denn auch noch jetzt auf dem Greinberg (grien = Geröll, Kies, Sand) zeigen. Der römisch-germanisch befestigte Zufluchtsort auf dem Greinberg ist noch wohl erhalten und besteht aus roh übereinander gehäuften Sandsteinblöcken, wie sie in der dortigen Gegend überall im Wald herumliegen.

# Limeskastell Osterburken 1892-1897

## Die Konservierung eines frühgeschichtlichen Denkmals

Von H. Neumaier, Osterburken

Unter den geschichtlichen Denkmälern des Baulands hat das Römerkastell Osterburken immer einen besonderen Rang eingenommen. Daß es in unserem vielfach von anderen Werten regierten Zeitalter nichts von seiner Attraktivität eingebüßt hat, beweisen die zahlreichen Besucher. Hier, wo noch die geschlossene Umfassungsmauer mit Toren, Türmen und teilweise auch Wall und Graben erhalten sind, kann sich der an römischer Provinzialgeschichte Interessierte einen Eindruck vom Aussehen eines Limeskastells machen. Gewiß ist die Saalburg imponierender, gewiß vermag sie ein umfassenderes Bild zu vermitteln und nicht zuletzt ist ihre pädagogische Wirkung erheblicher; was aber für den Beschauer dort sichtbar ist, das sind rekonstruierte Bauten. Demgegenüber liegt in Osterburken das originale römische Mauerwerk vor. Vor allem ist es die Südfront des Kastells, die besondere Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Im Jahre 1892 faßte der deutsche Reichstag den Beschluß, eine Kommission zur Erforschung des Limes einzusetzen. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges gelang es dieser Reichslimeskommission in der bis heute umfangreichsten archäologischen Maßnahme Deutschlands, die Reste der römischen Reichsgrenze zu untersuchen. Das Großherzogtum Baden hatte das Glück, für die durch sein Gebiet verlaufenden Abschnitte in der Person des Professors Dr. Karl Schuhmacher (1860 bis 1934), — damals Assistent am Badischen Landesmuseum, später Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz —, einen ebenso qualifizierten wie von Hingebung an die Sache ergriffenen Streckenkommissar zu finden. Seit dem Spätsommer 1892 grub er in Osterburken. Ein Hauptergebnis war dabei die Feststellung, daß dem teils in der Talaue der Kir-

nau, teils auf den Ausläufern des rechten Talhangs gelegenen Kohortenkastell in späterer Zeit ein trapezförmiger Annex angegliedert wurde — eine unter den Limesbauten einzigartige Erscheinung. Für Schuhmacher war der Gedanke selbstverständlich, daß sich die Archäologie nicht allein im Ausgraben erschöpfen könne, sondern durch die Bewahrung des dem Schutze des Bodens Entrissenen ergänzt werden müsse. Da das untere Lager schon stellenweise gewerbliche Gebäude bedeckten und die Wachstumspitzen des Städtchens schon recht nahe an das römische Areal herangerückt waren, konnten in erster Linie nur Partien des Anbaues in Betracht kommen.

Im Spätherbst 1892 trug der „Militärische Dirigent der Reichslimeskommission“, Generalleutnant z. D. Oskar von Sarwey, dem Großherzog von Baden erstmals diesen Gedanken vor („Conservator-Angelegenheiten. Die Erforschung des röm. Limes betr. Aktenheft I u. II“). Dahinter sind unschwer die Persönlichkeiten Schumachers und seines Mitreiters, des Altbürgermeisters Julius Hofmann (1838—1900), zu erkennen. Unmittelbar aus seiner Handkasse überwies der Monarch 200 Mark zur Freilegung des Südtores, was unter Hinwegräumen großer Steinmassen geschah. Zunächst legte Schuhmacher ein Memorandum über die zu erhaltenen Teile vor: Für unumgänglich notwendig hielt er die Bewahrung des Südtores (Punkt 1), der Anschlußstelle (Punkt 2) des neuen an das alte Lager und des Durchgangsturmes zwischen denselben (Punkt 3); als wünschenswert wurde die Bewahrung der Porta praetoria (4) und Teilen des Zentralgebäudes (5) angesehen. Geheimrat Dr. Ernst Wagner als Direktor der staatlichen Sammlungen, Baurat Kircher als Conserva-



*Blick auf das Südtor des Anbaues mit dem Kriegerdenkmal*

tor der öffentlichen Baudenkmäler und Geheimrat Dr. L. Arnspurger vom Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts begeben sich am 15. November nach Osterburken, um dort mit Schumacher an Ort und Stelle den Umfang der geplanten Arbeiten und die zu erwartenden Kosten zu erörtern. Gegen den Willen Schumachers waren die Vertreter der badischen Behörden nur zur Konservierung des Südtores und der östlichen Anschlußstellen bereit. Mit dem Erlaß Nr. 13 597 vom 30. Juni 1893 stellte das Ministerium den Betrag von 2000 Mark zur Verfügung. Doch erst am 21. Juli des folgenden Jahres konnten die Arbeiten aufgenommen werden, die unter der örtlichen Leitung des von der Bezirksbauinspektion Heidelberg ausgeliehenen Schloßmurers J. Manger standen. Schon bald wurde offensichtlich, daß die Kosten die veranschlagte Summe weit überschreiten, ja nicht einmal für das Südtor reichen würden, weshalb das Teilprojekt Anschlußstelle aus dem Vorhaben ausgeklammert wurde. Besonders die Sichtflächen des Mauerwerks waren stark in Mitleidenschaft gezogen, die Abfuhr weiterer

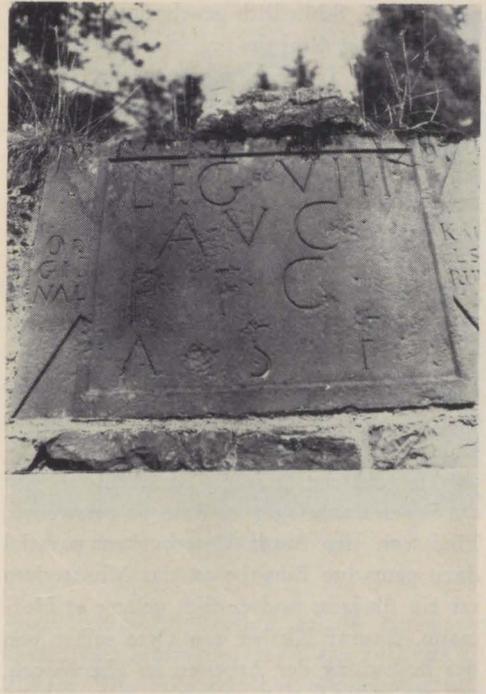
Steinmassen kam hinzu. Allein die Maurerarbeiten, die Meister Anton Vogt aus Osterburken ausführte, beliefen sich auf 1578,82 Mark, eine stattliche Summe, wenn man den Tageslohn eines Gesellen mit 3,40 Mark in Rechnung stellt. Das Blindmauerwerk der beiden Flankentürme mußte bis aufs Fundament abgebaut und unter Verwendung derselben Steine und unter genauer Einhaltung der Schichten wieder aufgemauert werden. Weit weniger Schäden wies der Mauerkerne auf; hier konnte man sich mit Ausbesserungen begnügen. Stellenweise wurden die Mauern um drei bis vier Steinschichten erhöht, so daß der Westturm an der Außenseite schließlich eine Höhe bis zu 2,25 m erreichte. Zum Schutz gegen Witterungseinflüsse erhielt die Mauerkrone eine Betonabdeckung, die zwar nicht zur Verschönerung beitrug, aber ihren Zweck erfüllte. Das Innere der Türme wurde mit einem Estrich aus gestampftem Lehm versehen, Torweg und Fuß der Mauern gepflastert. Um die konservierte Anlage von den sie umgebenden Feldern und Steinhalden abzugrenzen, friedete man sie mit einer Umzäunung aus Sandsteinpföstchen mit Metallgeländer ein. Dieses Verfahren hatte sich schon früher in Neckarburken bewährt; die von Steinhauermeister Kaul Hausamen-Neckarburken geschaffenen Pfosten und das von der Mannheimer Eisengießerei Carl Flink angefertigte Geländer sind noch nach über siebenzig Jahren geeignet, sich harmonisch in



*Kastellgelände von Norden*

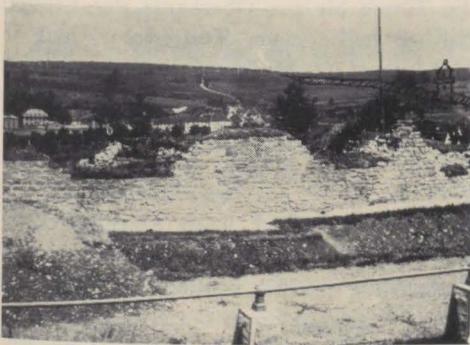
das Gesamtbild einzufügen. Altbürgermeister Hofmann schenkte seine Grundstücke, auf denen das Südtor lag, seiner Vaterstadt. Die Stelle wurde zu Ehren des Großherzogs „Friedrichshöhe“ genannt und die Absicht ausgesprochen, hier ein Ehrenmal für die Teilnehmer des deutsch-französischen Krieges zu errichten.

Erst 1894 wurden weitere Schritte unternommen. Unterdessen war Schumachers Publikation seiner Ausgrabung in Osterburken druckreif geworden (Obergermanisch-Raetischer Limes. Abteilung B. Nr. 40. Kastell Osterburken, 1895. Verlag Otto Petters, Heidelberg). Bis zu diesem Zeitpunkt hatte seine Grabung noch keine Anhaltspunkte über die Gründungszeit des oberen Kastells ergeben. In einem Schreiben vom 17. August 1894 schlug er deshalb den maßgebenden Stellen eine Neuaufnahme der Arbeiten im Graben vor der Südfront vor, wobei man dann noch zu beiden Seiten an das Südtor anschließend einige Meter der Umfassungsmauer konservieren könne. Kategorisch bemerkte Geheimrat Wagner zu diesem Vorschlag: „Ich habe keine Zeit“. Gleichzeitig aber hatte Hofmann beim Ministerium sondiert, wo man sich grundsätzlich bereiterklärte, wenn auch erst für das folgende Jahr. Unter dem 31. 1. 1895 wies das Ministerium Wagner und Baurat Kircher an, nach einer Besichtigung der Saalburg und Besprechung



*Inchrifttafel der VIII. Legion*

mit deren Erbauer, Baurat Louis Jacobi, detaillierte Vorschläge zu machen. Auch nachdem dies geschehen war, ließ sich Kircher nicht so schnell überzeugen: „Daß aber solche minimalen Überreste nicht so kurzweg konserviert werden können, das hätte auch ohne viel Technikerverständnis der Herr Streckenkommissar Dr. Schumacher bei seiner Besichtigung der Taunus-Überreste herauslesen und sich dabei die Mühe ersparen können, wie: Das Wasser läuft doch den Berg hinunter“. Offenbar verübelte er Schumachers vermeintliches Eindringen in seine Kompetenzen. Wagner erwies sich noch uneinsichtiger. Klarheit über seine Motive läßt sich nicht gewinnen; vielleicht lag fachliche Rivilität vor. Diese Haltung mutet umso erstaunlicher an, als zur selben Zeit die Saalburg ihre Wiederauferstehung erfuhr und die bayerische Regierung allein 14 000 Mark für das Kastell Eining/Donau ausgie-



*Mauerzug östl. des S-Tores*

geben hatte. Schließlich genehmigte man das Ausheben des Grabens und eine weitere Erhaltung der Umfassungsmauer um jeweils 2—3 m mit einem Unkostenbeitrag von 300 Mark. Der Erfolg hat Schumachers Bemühungen gerechtfertigt. Der Gelehrte, für den das Osterburkener Kastell zu einem Lieblingsprojekt geworden war, ließ nicht locker. Auf seine Veranlassung schaltete sich der Geschäftsführende Direktor der Reichs-Limeskommission, Geheimrat Dr. Emil Zangemeister, Heidelberg, ein und befürwortete Schumachers Plan, einen Teil der Südfront mit Türmen und Zinnen aufzubauen. Bedenken wegen fehlender Anhaltspunkte suchte er mit geplanten Messungen am Praetorianerlager zu Rom zu zerstreuen. Eine von der Stadt Osterburken parallel dazu gemachte Eingabe an das Ministerium tat ein übriges; und endlich gelang es Hofmann, Baurat Kircher am Orte selbst von der Bedeutung der Arbeiten zu überzeugen. Die Persönlichkeit des Altbürgermeisters, der bei seinen Mitbürgern nicht ohne Grund den Beinamen „Bismarck“ führte, muß Kircher so beeindruckt haben, daß er in der Folgezeit dessen hochfliegende Pläne kräftig unterstützte, ja sogar dem Honoratiorenstamm-tisch „Hügelsdorf“ beitrug. Am 5. Mai 1896 wurden die Konservierungsarbeiten wieder aufgenommen, wofür ein Betrag von 1700 Mark bereitgestellt war. Damit konnte eine Strecke von jeweils 10 m beiderseits der Tortürme erhalten werden. Vor dem Tor wurde eine Orientierungstafel aus Bronze mit Sandsteinunterbau aufgestellt; „leider ist sie wie so manches andere ein Opfer der Habsucht und Gemeinheit der Inflationszeit geworden“ (Schumacher, *Aus Odenwald und Frankenland*, 1929. S. 35). In der Zwischenzeit hatte Schumacher die beiden Ecktürme der Südfront von den umfangreichen sie umgebenden Steinmassen befreien und den Graben davor ausheben lassen. Im September 1896 gelang ihm in der Südwestecke der ersehnte Fund zur Datierung des Anbaues:

Drei Bruchstücke einer Sandsteintafel, deren Maße sich mit 72 cm Länge und 46 cm Breite bestimmen ließen. Die Schriftfläche war mit einer erhabenen Leiste umgeben mit Ansen an den Schmalseiten (s. Abb.):

LEG. VIII.  
AVG.  
P. F. C. C.  
A. S. F.

leg(io) VIII  
Aug(usta)  
p(ia) f(idelis) C(ommoda) c(onstans)  
a s(olo) f(ecit)

Nach dieser Inschrift läßt sich die Erbauungszeit des Kastellannexes in den Zeitraum zwischen den Jahren 185 und 192 n. Chr. datieren (s. Schumacher, *Limesblatt*, 1897. Nr. 24. Sp. 669). Im März 1897 fand sich an der Südostecke eine Tafel gleicher Abmessungen und gleichen Wortlauts. Gewölbte Steine bewiesen, daß beide Inschriften an der Außenseite der Türme unterhalb von Bogenfenstern angebracht gewesen sein müssen. Leider war es Schumacher nicht vergönnt, sie in seine Beschreibung des Kastells aufzunehmen.

Diese Arbeiten waren nur als erster Schritt gedacht. Unterdessen war das Ministerium zur Einsicht gekommen, die ganze Südfront einschließlich der Ecktürme zu konservieren, und zwar nach Hofmanns und Schumachers Wunsch stellenweise bis auf Zinnenhöhe und die Türme bis zur Oberkante der Fenster. Kircher stellte einen Kostenvoranschlag in Höhe von 5700 Mark auf, da er — so seine Begründung — im Gegensatz zur Saalburg „das wirkliche Bild der Römerzeit“ anstrebte. — „Sie machen mich wirklich recht glücklich, es ist also gegründete Hoffnung da, daß unser Werk jenen Abschluß erhalten wird, der bei Ihrem letzten Hiersein als nothwendig erachtet werde. Gut, wenn nur unsere Regierung dieses Opfer bringen wird, so soll sie aber auch sehen, daß im Bauernvolk und an einem kleinen Platz oft mehr

Dankbarkeit für solche Gaben anzutreffen ist als in großen Städten“, schrieb Hofmann (26. 1. 1897). Dennoch waren die Gegenkräfte nicht so schnell zu überwinden. Es bedurfte des ganzen Geschicks Hofmanns und seiner ganzen Zähigkeit, die Verwirklichung durchzusetzen. Landtagspräsident Klein, Wertheim schaltete sich ein, Staatsminister Nokk verwendete sich. Ein neuer Kostenvoranschlag von 3500 Mark wurde genehmigt, allerdings mit dem endgültigen Bescheid, das Mauerwerk um nicht mehr als drei bis vier Schichten zu erhöhen.

Am 10. Mai 1897 wurden die Arbeiten wieder aufgenommen, genau drei Monate später waren sie zum Abschluß gebracht. Damit war die Südseite mit allen Wehrbauten auf eine Strecke von 139 m der Nachwelt bewahrt. Von den Inschrifttafeln der 8. Legion waren Kopien angefertigt und an den Außenseiten der Türme eingelassen worden; eine wenig später gefundene dritte Platte blieb dem Kastell im Original erhalten.

In Osterburken wußte man das Werk zu würdigen. Im Herbst wurde das Kriegerdenkmal, ein Obelisk aus großen Quadersteinen mit einem Bronzeadler an der Spitze, eingeweiht. Die Aufführung eines von Hofmann verfaßten historischen Festspiels „Ceria“ auf dem Kastell ließ den Bewohnern des Baulandstädtchens vor der Kulisse der römischen Ruinen die große Vergangenheit wieder entstehen.

Julius Hofmann hat die vollständige Erhaltung des Mauerrings (bis 1912) nicht mehr erlebt. Als er am 7. März 1900 überraschend starb, fehlte es an einer Persönlichkeit glei-



*Außenseite der südl. Ostfront (Höhe bis 2,25 m)*

cher Energie. Immerhin gelang es seinem Sohn Karl Hofmann, das Werk zu Ende zu führen. Die Folgezeit hat Schumacher und dem Altbürgermeister recht gegeben. Ohne ihr Wirken wäre das Kastellgelände heute mit Sicherheit überbaut, Osterburken hätte manches seiner Anziehungskraft verloren, der deutsche Südwesten wäre um ein Denkmal seiner Vergangenheit ärmer. „So wird jeder Besucher, der von der Kastellhöhe auf den sonnigen Lagerplatz und den wiesenbedeckten Talgrund herabschaut, einen tiefen Eindruck von diesen praktischen und wehrhaften Limeskastellen der Römer empfangen, und er wird auch den Mut bewundern, so dicht an der Germanengrenze eine größere bürgerliche Siedlung zu gründen“ (Schumacher, Aus Odenwald und Frankensland, S. 36).

# Besinnliche Odenwald-Wanderung

Von Gotthilde Güterbock, Friedelsheim

Ein warm durchsonnter Frühsommertag hatte mich von Mudau aus über Donebach zur Burg Wildenberg gelockt. Würziger Kräuterduft stieg aus den von Grillenzirpen durchschrittenen Wiesen. Im Wald leuchteten grüne Moospolster, zwischen denen der rote Fingerhut blühte. Der „W“-Markierung folgend war ich bis an den Berghang gelangt, auf dessen Ausläufer die mächtige Burg erbaut worden ist. Wie stets bei jedem Wiedersehen wurde es mir warm ums Herz: „An Türmen hoch und reich an Zinnen“ lag sie vor mir und leuchtete mit ihrem roten Sandsteinmauerwerk durchs Geäst der Buchen.

Es ist schon etwas Besonderes, in solch uraltes Bauwerk einzutreten. Seinen Zauber spürt man freilich nur, wenn man allein oder mit Gleichgestimmten vereint ist. Im stillen Schauen wird unversehens die Vergangenheit lebendig: Die Zugbrücke rasselt nieder und entläßt einen Trupp geharnischter Reiter, die Barbarossas Heer zum Zug nach Italien zustreben. Was für eine weltoffene Zeit war doch jenes 12. und 13. Jahrhundert: Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation reichte von der Ostsee bis nach Sizilien. Kreuzzüge brachten Berührung mit dem Orient und seinen uralten Kulturen. Krieg freilich brannte auch damals schon an allen Ecken und Enden — der ist wohl Menschenlos, das keine Vernunft bessern kann, — das wir tragen müssen wie unsere Vorfahren! Vielleicht ist gerade hier auf dem Wildenberg diese menschliche Tragik in die ergreifenden Worte gefaßt worden:

„Was hilft es, willst du greinen  
Recht wie ein Kind nach der Brust?  
Süßes finden - manchen bitteren Verlust,  
Kein andres Erbe ward uns zuteil!“

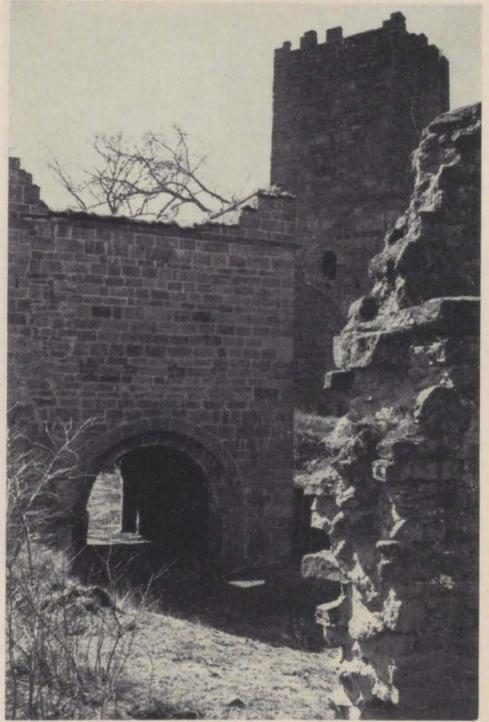
Scharfes Trommeln eines Spechtes im Buchenwipfel über mir weckt mich aus ernstem Sinnen und öffnet mir Aug' und Ohr

wieder für die Gegenwart. Schnell eile ich durch den Halsgraben und trete durch den stattlich gewölbten Torbogen in den Burghof „breit und lang“, der in seiner ungewöhnlichen Ausdehnung in alter Zeit zu Ritterspielen verlockt haben mag, bevor er im 15. Jahrhundert durch eine Sperrmauer unterteilt worden ist. Ein trotziger Bergfried, aus mächtigen Buckelquadern gefügt, strebt links vom Torturm, ihn hoch überragend, in den blauen Himmel empor. Kreuze, Kreise, Lilien, Buchstaben sind in die einzelnen Steine eingemeißelt — Werkzeugen der Steinmetzen, die vor fast achthundert Jahren hier geschafft haben. Die dachlose Ruine eines Wohnbaues mit Treppengiebel, sowie mit Kaminen in jedem Stockwerk, auch ein Brunenschacht mit Auffangrinnen für Regenwasser sind durch Ausgrabungen in den letzten Jahren freigelegt worden und haben reiche Funde an mittelalterlichem Hausrat beschert.

Heut ist es still hier oben, ein leichter Sommerwind nur spielt in den Baumkronen, durch die sich Wildtauben mit verliebtem Gurren jagen. Geruhsam trete ich durch das wappengeschmückte Spitzbogentor in den zweiten Teil des Burghofes, der durch einen mächtigen Palasbau abgeriegelt wird. Sein Kellereingang lockt mich nicht in die Tiefe, lieber wende ich mich dem ebenerdigen Saal zu und begrüße den riesigen Kamin darin wie einen alten Freund. Sein „großes Feuer“ hat schon Wolfram von Eschenbach gekannt. Nach eigener Aussage hat der Meister „hie ze Wildenberc“ eine Zeitlang gelebt und an seinem Rittrepose „Parzival“, der gedankentiefsten Dichtung des Mittelalters, gearbeitet. Die Pracht des herrschaftlichen Burgsitzes ebenso wie die Erzählungen des weit gereisten Burgherren Ruprecht von



*Die Wildenburg im Odenwald*



*Bergfried und Toreinfahrt der Wildenburg*

phot. Dr. H. Güterbock, Friedelsheim

Dürn schenken ihm viele Anregungen für sein Werk.

All' dem, was die Wissenschaft längst erforscht und schlüssig bewiesen hat, will ich heute garnicht nachgrübeln. Mir genügt zu wissen, daß ich „da“ bin, in einem Raum, der Wolframs Stimme gehört, seine Phantasie beflügelt hat. Wie bei jedem Besuch labe ich meine Augen an der Harmonie der Fenstergruppe im Palasgiebel, an der Schönheit ihrer reich verzierten Kapitäle. Durch eine Mauerlücke klettere ich empor und schaue ins Ünglertstal hinab. Die Ferne hüllt sich in blaue Schleier. Aus dem nahen, saftgrünen Talgrund leuchten rote Dächer des Weilers Buch. Schlehenhecken begleiten bis an den Fuß des Burgberges den Weg, den ich in Kindertagen so manches Mal mit dem Vater, später mit dem Gatten gewandert

bin. Über zeitliche und räumliche Trennung hinweg fühle ich mich mit geliebten Menschen treu verbunden. „Wahre Minne ist rechte Treu“ — klingt mir Wolframs Wort im Ohr und erinnert mich an eine Parzivalstrophe, in der die Gattenliebe gepriesen wird:

„Mann und Weib sind eins allein,  
Gleichwie der helle Sonnenschein  
Von heute eins ist mit dem Tag.  
Zu trennen keines sich vermag  
Vom anderen. Vergeßt das nie!  
Aus e i n e m Kern entblühen sie!“

Im Schauen und Sinnen vergeht mir die Zeit im Fluge. Alle Unrast des Alltags ist von mir abgefallen. Still träume ich in die schlichte und doch so schöne Odenwald-



Der große Kamin im Palas der Burg  
phot. Gotthilde Güterbock

landschaft hinaus, während eine Amsel ihr Abendlied anstimmt. Wahrhaftig — da schaut schon die Mondsichel durch ein Palasfenster und mahnt mich zum Aufbruch nach Amorbach! Während ich leise durch die geisterhaft stillen Höfe zum Burgtor zurückgehe, spinnt ein Rotkehlchen, im Gebüsch verborgen, seinen silbernen Liedfaden. Drunten im Tal begleitet die Mud meinen Weg. Ihr kraftvolles Rauschen ruft mir zum Abschied noch eine Parzivalstrophe ins Gedächtnis:

„Das Wasser gibt den Bäumen Saft.  
Befruchtend wirkt des Wassers Kraft  
Auf alle Kreatur der Welt.  
Des Wassers Tau das Aug' erhellt.  
Das Wasser (als Taufwasser!) wäscht  
die Seele rein,  
Kein Engel könnte reiner sein!“

## Büchertisch und Heimatzeitschriften

### Der Museumsfreund

Eine Zeitschrift mit Berichten und Bildern „aus Heimatmuseum und Sammlungen in Baden-Württemberg“

Nicht nur aus Baden-Württemberg stammt das Material dieser Zeitschrift, gelegentlich auch zur Ergänzung aus dem Elsaß und aus Hessen. Daß dabei die Sachgüter der Volkskunde und der Geschichte im Vordergrund stehen, versteht sich von selbst. Einem Mitarbeiter des „Museumsfreund“ sei es gestattet, auf diese Zeitschrift hinzuweisen.

Im ersten Heft wird ein reiches Material aus dem Brauchtum der Schützen ausgebreitet, besonders auch die Vielfalt der Schützenscheiben, Armbruste und Büchsen. Von Schützenfesten und Schützenmärkten wird berichtet, von Jagdwaffen und von der Offenburger Schützengilde und vom Schützenfest 1483.

Heft 2 handelt von Schwarzwälder Uhren, ihrer Entwicklung und von der Uhrenschild-

malerei. Aber auch Turmuhren, Öl- und Kerzenuhren und Maschinen aus der Anfangszeit der Schwarzwälder Uhrmacherei werden beschrieben.

Das dritte Heft handelt vom Brot. Der Backnapf, Brot- und Mehlstempel, Brothenken und Holzmodel für Gebäck und Teige erläutern mit 78 Abbildungen den vielseitigen Text.

Im Doppelheft 4/5 kommen die Ziegler und ihre Kunst zum Wort. In grundlegenden Arbeiten werden Lehmziegel der Hallstattzeit von der Heuneburg, römische Ziegel und Bodenfliesen des Mittelalters behandelt. Glasierte gotische Dachziegel werden gezeigt, ausführlich wird das Zieglerhandwerk mit seinen Spitzenleistungen der Volkskunst geschildert, vom Dachziegel ausgehend über Backsteine und Erzeugnissen des Feierabends („Feierabendziegel“). 151 Bilder zieren dieses Heft von 95 Seiten.

Zwei „Fachleute“ zeichnen verantwortlich für Heft 6, „Hafnerware in Südwestdeutschland“, der eine schwäbischer Doktorand über dieses Thema, der andere langjähriger Sammler und Hafner aus Baden. An 102 Bildern wird der Versuch gemacht eine Art Katalog der Gefäßformen des 18. — 20. Jahrhunderts aufzustellen, besonders im Hinblick auf den Verwendungszweck. Weil das Heft besonders den Sammlern und den Betreuern der Heimatmuseen Stütze sein soll, ist auf Geschichte und Technik der Hafnererei hier verzichtet worden.

Dem Herausgeber, Hauptkonservator Prof. Walzer, schien es besonders wichtig, einmal den Pflug im Laufe seiner Entwicklung zu beschreiben. So unterzog sich ein Hohenheimer Dozent der Arbeit, Fragebogen an alle badischen und württembergischen Heimatmuseen zu schicken und das dabei eingegangene Material mitzuverarbeiten. (Heft 7). 67 Bilder begleiten den Text. Was sollte sich ohne Bilder auch der Laie vorstellen, wenn vom Schwarzwälder Stichpflug (Wolfach), vom Beetpflug (Villinger Gegend, Heidelberg) die Rede ist, oder gar vom Beetpflug mit Ruchadlo-Schar (Adelsheim). Aber auch ein Hohenheimer Beetpflug (Albgaumuseum Ettlingen), ein Häufelpflug aus Adelsheim werden vorgeführt, dazu der Bad. Kehrpflug auf Durlacher Fayencekrügen von 1765, 1796, 1808, 1820 und 1842.

Umfangreiche Doppelhefte (8/9 mit 144 Schwarzweißfotos und 8 Farbtafeln, 10/11 mit 210 Bildern) des Herausgebers handeln vom „Baden-Württembergischen Bauernmöbel“. Der Verfasser, der zahlreiche Heimatmuseen eingerichtet oder neu geordnet hat, behandelt sein Thema volkstümlich, aber unter Wahrung wissenschaftlicher Ansprüche mit ausführlichen Literaturnachweisen, wie dies auch bei den Verfassern der anderen Heftbeiträge selbstverständlich ist.

Über die Vorstufen der Etymologie, des Zweckes, über Datierung und Besitzvermerk werden die Schranktypen beschrieben. Die Verzierungen (Intarsien, Bemalung, Grundierung) bilden dann das große Kapitel der Bildmotive: Blumen, Tiere, Menschen, Architektur- und religiöse Darstellungen.

Der zweite Teil (10/11) beschreibt ebenso gründlich Truhen, Bettladen, Fußnetkästen, Kin-

derwiegen, Behälter für Geschirr, Küchenschränke, Tische, Sitzmöbel. Eine reiche Auswahl aus Baden kommt dabei zur Darstellung. Besonders gut vertreten sind die Bestände des Augustiner-museums Freiburg, des Schwarzwaldmuseums Villingen, des Bad. Landesmuseums Karlsruhe, der Heimatmuseen Walldürn und Buchen i. O., aber auch die Heimatmuseen Tauberbischofsheim, Pforzheim, Offenburg, Wolfach, Waldshut und die F. F. Sammlung Donaueschingen liefern Material, dazu viele Einzelsammler. Farbenfrohe Möbel der berühmten Schreinerfamilie Baier aus Langenelz, die Dr. h. Max Walter als erster beschrieben hat, werden gezeigt. Taubertal, Bauland, Odenwald, Kraichgau, Schwarzwald, Breisgau, Oberrhein und Bodenseegebiet sind mit vielen volkstümlichen Stücken vertreten.

Die Ausstattung der Hefte ist hervorragend. Wegen der vielen Bilder wird nur bestes Druckpapier verwendet. An alle Heimatmuseen Baden-Württembergs geht regelmäßig ein Freixemplar. Das Verdienst der Zeitschrift ist es, die reichen Zeugnisse der Volkskunst und Volkskunde aus der Verborgenheit der Museen herauszuheben und in einen großen Zusammenhang zu stellen. Geschichtliche und künstlerische Abläufe werden so aufgedeckt. Für die badische Volkskunde leistet die Zeitschrift wertvolle Ergänzung zur Arbeit der „Badischen Heimat“.

Der Museumsfreund erscheint unregelmäßig, möglichst zweimal im Jahr. Abonnement oder Einzelbezug durch den Verlag Hermann Rösler, 706 Schorndorf, Gmünder Straße 100.

Die Hefte 1, 2, 6 sind vergriffen.

Karl Hillenbrand

*Dorneich*, Julius: Der alte Friedhof in Freiburg i. Brsg.: Herdersche Buchhandlung Freiburg i. Brsg. 1967. 48 S. m. 29 Abb. 8° geb. DM 6.50.

Ein lebenswürdiges Buch — und ein sachlich einwandfreies Buch. Wegen dieser doppelten Eigenschaft kann man es trotz seinem geringen Umfang als Buch bezeichnen. Eine sehr ansprechende stadt- und familiengeschichtliche Studie des bekannten Freiburger Verlegers, ebenso fleißig in der Benutzung älterer Literatur wie in der schlichten beschreibenden Aufzeigung des noch Bestehenden. Eine Fülle von familien-geschichtlicher und kunstgeschichtlicher Details

finden sich an Hand der Grabsteine der verschiedensten Epochen herausgearbeitet und dargeboten. Der Freiburger Alte Friedhof wurde benutzt zwischen 1685 und 1872. Heute ist er ein Ort der Ruhe und der Erholung, ein noch stiller Fleck gewachsener Parklandschaft im hektischen Getriebe der Stadt, banausischem Denken schon längst ein Dorn im Auge, aber immer noch von der Stadt behutsam gärtnerisch gepflegt. Erfreulich, daß sich eine gewichtige Persönlichkeit Freiburgs in Achtung vor der Vergangenheit zu Wort meldet und festhält, was hinabzugehen droht. Festhält zur Belehrung für Spätere, die diesen idyllischen Platz in Freiburg nicht mehr werden erleben können.

Der Verfasser gliedert sein Büchlein in zwei Abschnitte. In einem ersten führt er wörtlich und in vielen Photos die Grabmäler des alten Friedhofs samt den dazugehörigen Inschriften vor und erläutert sie mit kultur- und kunsthistorischen Bemerkungen. In einem zweiten Abschnitt werden mit gleicher Anteilnahme die Friedhofskapelle und der in ihrer Vorhalle angebrachte Totentanz geschildert. Die Friedhofskapelle, die erst in letzter Minute von der Stadt restauriert wurde, — und der Totentanz, der in eben dieser letzten Minute bereits nicht mehr restaurierungsfähig war und in einer gutgemeinten, aber verwaschenen Neufassung heute nicht mehr das bietet, was der alte Totentanz darstellte. Es ist erfreulich, daß Dorneich seinem Büchlein die alten spätbarocken Totentanzbilder in Abbildungen nach früheren Publikationen noch einmal mitgegeben hat. So wird einer kommenden Generation, die das unerhört eindringliche Ensemble von 200jährigem Bürgerfriedhof und Kapelle

einerseits und einem unaufdringlich gepflegten alten Baumbestand andererseits vielleicht nicht mehr so unberührt sehen wird, wenigstens im Druck noch einmal vor Augen geführt, welches Kleinod die Stadt Freiburg in ihrem Alten Friedhof heute noch besitzt. Dr. Robert Feger

*Heinrich Weis: Gestalt und Stimme einer Landschaft.* Karlsruhe: G. Braun 1966. 79 S. m. Zeichnungen v. Eva Lützenkirchen.

Heinrich Weis ist dem südbadischen Leserpublikum als feinsinniger Feuilletonist wohlbekannt. In dem vorliegenden, zurückhaltend modern aufgemachten, in seiner äußeren Erscheinung dem leichten, besinnlichen Genre des Dargebotenen entsprechenden Bändchen bietet Weis uns ein beschauliches, nachdenkliches Durchwandern der Oberrhein- und Schwarzwaldlandschaft. Erdgeschichtliche, geologische, siedlungsgeschichtliche Kenntnisse sind als Substrat zu spüren, werden aber in ganz eigener Form dargeboten. Man kann natürlich in diesem liebenswerten Büchlein keine Fakten nachschlagen, aber es gewährt Einblick in das Seelengefüge — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — dieses gesegneten Landstrichs. Eben dieser von innenher wirkende Zauber der Landschaft von Weis in den zartesten Schwebungen erfaßt, findet sich dem Text adäquat und atmosphärisch-andeutungshaft ebenfalls eingefangen in den eingestreuten Feder- und Pinselzeichnungen von Eva Lützenkirchen. Man wird diese Essays in Wort und Zeichnung mit zustimmender Anteilnahme lesen und Freunden, die etwas von der Seele des südbadischen Landes erfahren wollen, gerne neben ihren Schwarzwaldbaedeker legen.

Dr. Robert Feger